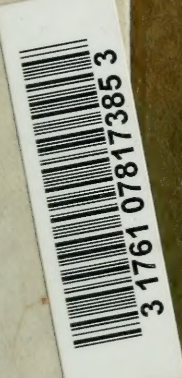
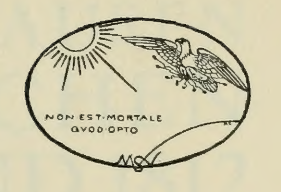


PAUL HOLZHAUSEN
DIE DEUTSCHEN IN RUSSLAND 1812

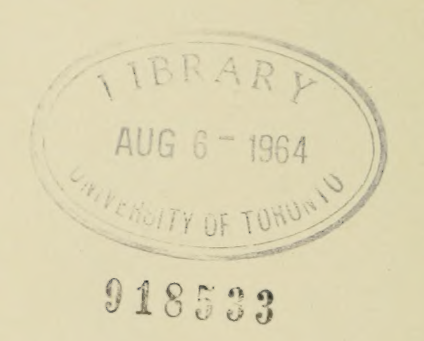

NON EST·MORTALE
QVOD·OPTO

PAUL HOLZHAUSEN

DIE DEUTSCHEN IN RUSSLAND 1812

LEBEN UND LEIDEN AUF DER MOSKAUER HEERFAHRT

MORAWE & SCHEFFELT VERLAG / BERLIN
1912


LIBRARY
AUG 6 - 1964
UNIVERSITY OF TORONTO

MEINER LIEBEN FRAU UND TREUEN HELFERIN

UNTER NAPOLEONS FAHNEN GEN MOSKAU

VORREDE

Anno 12. Es ist kein Feldzug, der so abgrundtief in der Seele der Völker und des Volkes geschrieben steht wie dieser. Nicht der Krieg, den der große Friedrich mit den Österreichern, Franzosen und Russen, mit den feinfrisierten Marquis Louis Quinze, mit den wilden Kroaten und Panduren der Maria Theresia führte, nicht das Jahr der Leipziger Schlacht, nicht die Kampagne von Waterloo, nicht 1870. Keiner.

Mochten sie heimkehren, die da hinausgezogen, oder auf dem Felde der Ehre gefallen sein – man wußte, wo sie geblieben, da und dort, bei Lützen oder Bautzen, in dem Kampf mit der alten Garde bei Plancenoit oder um Metz, Sedan, vor Paris. In der großen Mehrzahl der Fälle wußte man das. Mit dem Unabänderlichen weiß der Mensch sich abzufinden.

Anders nach Anno 12. *Disparu pendant la retraite, en arrière sans nouvelles 1812* usw. – das sind die Randzeichnungen, die man in den Stammlisten französischer Regimenter bei zahllosen Namen in den Archiven findet. Ein norddeutscher Dichter hat das Wort in seiner ganzen schauerlichen Tragik übersetzt – Fritz Reuter. In der »Franzosentid« fragt der Amtshauptmann den »Möller Voß« nach seinem Sohne Karl. »Korlen hewwen de Franzosen mitnahmen nach Rußland,« erwidert der alte Müller, »un hei 's nich wedder kamen«.

»Nicht wiedergekommen«! Das war das schreckliche Wort, das in Tausenden deutscher Familien damals umging, das von Vätern, Müttern, Schwestern, Bräuten unter Tränen wiederholt wurde.

Aber wo war er geblieben? Man fragte die wenigen, die wiederkamen, aber diese hohläugigen Gespenster mit den abgefrorenen Fingern wußten keine Auskunft zu geben. Und was sie berichteten von den endlosen Leiden in den Eiswüsten des Nordens, von der Grausamkeit der Kosaken, den Untaten der Muschiks, der litauischen Bauern und der Wilnaer Juden, ließ die Herzen erbeben ob nie erhörtem Menschenjammer.

Noch nach Jahren kehrten einzelne, die gefangen waren, aus den russischen Ketten zurück, 1817, 1819 – noch viel später.

Heinrich Heine hatte einer Begegnung mit solchen *revenants* seine »Grenadiere« zu verdanken. In den zwanziger Jahren erfolgten in bayrischen Blättern Aufrufe über Aufrufe an die Verschollenen, sich zu melden. Manches liebende Herz wartete, zagte, bangte und hoffte noch viel länger. Es ist wieder Reuter, der von einem einfachen Mecklenburger Landkinde gefragt wird, ob wohl nach siebenunddreißig Jahren einer aus Rußland noch zurückkommen könne. Siebenunddreißig Jahre hatte das arme Mädchen auf den Geliebten gewartet.

Die wenigen Hindeutungen mögen genügen, um dem Leser zu zeigen, welch tiefe Wunde dieser Krieg unserem Volke geschlagen, dessen Kinder – 200 000 an der Zahl – unter fremden Fahnen in ein fremdes Land hinausgezogen waren.

Hier drängt sich ein anderes Bild vor. Der Schatten des großen Heerführers steigt auf, der die Scharen leitete, um dessen Gestalt noch heute Licht und Dunkel kämpfen, den die einen für einen Dämon, andere für die vollkommenste Verkörperung menschlichen Wollens und Könnens halten. Letzteres glaubte die Welt um 1812, und erst durch die folgenden Kriege wurde der Glaube an ihn erschüttert. Die Männer, die Anno 12 mit ihm gingen, sind ihm im vollen Vertrauen auf seine Unbesiegbarkeit gefolgt – wenigstens die größte Mehrzahl. Aber sie haben auch, als alles ganz anders kam, in ihrer Soldatentreue für die fremde Sache ausgehalten, mit einer beispiellosen Standhaftigkeit, die selbst den im andern Lager Stehenden Bewunderung abrang. Auch dies ist eine Seite der Moskauer Heerfahrt, die, durch die Ereignisse der Befreiungskriege zeitweilig verdunkelt, heute, aus der Ferne eines Jahrhunderts gesehen, zu uns Nachlebenden klar herüberschaut.

Darum haben wir ein Recht, auf diese Männer stolz zu sein, diese Bayern, die in dem brennenden Polozk gefallen, diese Sachsen, die in dem rasenden Gemetzel um Borodinos Schanzen starben, diese Schwaben, die Smolensk gestürmt, und auch die stammverwandten Schweizer, die auf dem Ehrenposten an der Beresina gestorben sind. Nicht Unrecht hatte jener deutsche Romantiker auf dem Throne, Ludwig I., als er den in Rußland Gebliebenen in seinem schönen München ein Denkmal setzte.

Das soll auch in diesem Bande geschehen. Neben dem oben ausgesprochenen Gedanken forderte dazu die Erwägung heraus, daß der dankbare Stoff in seiner Gesamtheit noch nie zu einem Buche geformt worden war. Ansätze im einzelnen waren freilich schon genug vorhanden, schöne Detailarbeiten, die ich dankbar verwendet habe.

Auch ungenutzte Bausteine fanden sich in überraschender Menge: vergilbte, zerfressene Bücher, verschollene Aufsätze in uralten Zeitungen, Journalen, Revüen, daneben ein herrliches Handschriftenmaterial, das, wohl von dem einen und dem andern durchstöbert, noch viel ungemünztes Gold in vollen Kammern und Schächten barg.

Es ist mir unmöglich, jedem lieben Freunde, auch Fremden und Unbekannten, für die vielen kleinen Büchelchen über das Kriegsjahr hier zu danken, die sie oft zögernd und mit fragendem Blicke heranbrachten, »ob man das wohl brauchen könne«. Man konnte in der Regel etwas davon brauchen, und sie werden sich davon überzeugen. Auch die Verwaltungen unserer öffentlichen Büchersammlungen, fast a l l e r deutschen Bibliotheken, haben mich in dankenswerter Weise unterstützt. Wenn ich die Königlichen Bibliotheken in München, Berlin und Dresden wegen der Reichhaltigkeit der mich interessierenden Materialien hier an erster Stelle anführe, so will ich nicht verschweigen, daß auch die Büchereien verschiedener Universitäten, besonders der Bonner, und die Sammlungen der Residenzstädte unserer deutschen Kleinstaaten, Weimar, Gotha, Sondershausen, Detmold, Schwerin usw., manche schöne Einzelheit bereitwillig beigesteuert haben.

Handschriftliche Schätze sind mir durch eine Reihe von Archiven zugänglich gemacht worden: das Kriegsarchiv des Großen Generalstabes in Berlin, die geheimen Haus- und Staatsarchive in Stuttgart und Darmstadt, das Badische Landesarchiv, die Kriegsarchive in Dresden, Stuttgart und München. Neben Herrn Oberst Rudolf Friederich, dem Chef der Kriegsgeschichtlichen Abteilung II des Gr. Generalstabes und durch eigene Werke rühmlichst bekannten Militärschriftsteller, habe ich im besondern noch die Pflicht, den Herren Freiherrn

Schenk v. Schweinsberg in Darmstadt, Oberst Paraquin und Major Luitpold Lutz in München, Archivdirektor Schneider und Hofbibliothekar Professor v. Stockmayer in Stuttgart wärmsten Dank auszusprechen. An letzter und eigentlich allererster Stelle aber Herrn General Staudinger, Vorstand des Königl. Bayrischen Kriegsarchivs in München.

Die Liberalität General Staudingers, der mich auch bei schwierigen Fragen mit nie ermüdender Bereitwilligkeit unterstützte, hat mich in den Stand gesetzt, eine große Anzahl noch nicht gedruckter Tagebücher und anderer wertvollen Urschriften in uneingeschränktester Weise benutzen zu können.

Diese Ausbeute ist für mein Vorhaben von erheblichem Werte gewesen. Denn auf Grund der umfangreichen Materialien ist es möglich geworden, den Feldzug von 1812 in einer ganz eigenartigen und neuen Weise zu behandeln. Die Schicksale größerer Truppenteile waren ja vielfach schon bearbeitet: die Geschicke, Taten, Stimmungen, Leiden von Regimentern, kleinen Gruppen, vor allem aber das Leben und Leiden einzelner interessanter Personen habe ich zum erstenmal in einer Ausdehnung schildern können, die sich in keinem Werke der gesamten Literatur über das merkwürdige Jahr findet.

Ich lasse sie sagen, was sie gelitten, wo es nur angeht mit ihren eigenen Worten. Wohl wird nicht selten ein Fragezeichen hinter eine Stelle gesetzt, und wenn es sein muß, wird sie kritisch beleuchtet. Das ist manchem sensationsbegierigen Erzähler gegenüber am Platze. Doch die meisten unserer deutschen Berichterstatter, namentlich die Verfasser eigentlicher Tagebücher, schreiben einfach, wissen oft die schrecklichsten Dinge mit wirkungsvoller Schlichtheit zu sagen.

Französische Übertreibungen, russische Lügen werden dadurch beiseite geschafft, und es tritt ein Geschichtsbild zutage, gereinigt von den grotesken Fratzen und den maßlosen Überschwenglichkeiten mancher und gerade mancher der verbreitetsten Schriften über diesen so unheilvollen und doch so großartigen Feldzug, den Napoleon auf St. Helena — und mit ihm die Nachwelt — für die gewaltigste Unternehmung seines Lebens erklärt hat.

Die gewaltigste und die furchtbarste. Wer Emotionen liebt, wird auch bei mir nicht zu kurz kommen: ja, vielleicht wird er beim Durchlesen dieser Blätter manchmal fragen, wie es möglich gewesen, daß aus diesem bodenlosen Abgrund von Elend ein wenn auch nur kleiner Rest entkommen konnte.

Freilich nur ein kleiner. »Hei 's nich wedder kamen«, der unglückliche Sohn von »Möller Voß«. Aber er ist wieder aufgelebt in den Werken eines unserer gelesensten Dichter, und so möchte ich, daß auch die andern wieder auflebten, die bayrischen Chevaulegers und die Württemberger Infanterie, die hessischen Dragoner und die preußischen Ulanen, die Zastrow-Kürassiere und die Gardejäger weiland König Jérômes, sie alle, die Anno 12 mit der großen Armee gegangen — auf der Heerfahrt nach Moskau.

EINLEITUNG

ÜBERSICHT DER DEUTSCHEN KONTINGENTE INNERHALB DER GROSSEN ARMEE. BEMERKUNGEN ÜBER DIE DEUTSCHEN BERICHTERSTATTER.

Die zum Kriege gegen Rußland bestimmte »Große Armee« war, abgesehen von der Kaisergarde, in 11 Korps geteilt, von denen eins, das 11., unter Augereau zur Deckung Deutschlands zurückblieb. Auch von diesem Korps wurden später einzelne Teile — eine Division, die 34. unter dem General Loison, erst in letzter Stunde — nach Rußland hereingezogen. Die andern 10 Korps standen:

1. unter Davout,
2. unter Oudinot (dabei 4 Schweizerregimenter),
3. unter Ney (dabei die Württemberger),
4. unter dem Vizekönig Eugen Beauharnais (dabei die bayrische Kavalleriedivision Preysing),
5. unter Poniatowski (Polen),
6. unter St. Cyr (später Wrede, Bayern),
7. unter Reynier (Sachsen),
8. unter Junot (Westfalen),
9. unter Victor (dabei die Badener, die bergischen Truppen usw.),
10. unter Macdonald (dabei das preußische Hilfskorps).

Die Hauptmasse der Kavallerie war zu 4 großen sogenannten Reservekorps zusammengezogen. Sie stand unter dem Kommando Murats, des Königs von Neapel; die einzelnen Korps:

1. unter Nansouty,
2. unter Montbrun, dann Caulaincourt, dann Sébastiani,
3. unter Grouchy,
4. unter Latour-Maubourg.

Auch die Kavallerie bestand zum großen Teil aus Deutschen, die, vielfach mit Polen zusammen, besondere Brigaden *(brigades étrangères)* bildeten.

Schon diese in groben Zügen gehaltene Zusammenstellung ergibt augenfällig, daß die deutschen Kontingente wenig einheitlich auftreten, vielmehr deren Truppen mit den übrigen Bestand-

teilen der Armee in eigentümlicher Weise verbunden, sozusagen veramalgamiert erscheinen. Auch den ganz vorwiegend aus französischen Bestandteilen zusammengesetzten Heerkörpern waren von NAPOLEON deutsche Elemente beigegeben, teils aus rein militärischen Gründen, teils aus einem nicht ganz unberechtigten Mißtrauen, das er gegen verschiedene der mit ihm verbündeten Regierungen hegte.

So standen beim großen Hauptquartier zwei Bataillone Hessen (Leibgarderegiment) und ein Bataillon Badener; auch waren der Gardeartillerie eine Abteilung bergischer Mineurs und Sappeurs, eine schweizerische Batterie und zwei Kompagnieen der preußischen Artilleriebrigade beigegeben. Beim Korps Davout stand gleichfalls ein hessisches Infanterieregiment, das Leibregiment,[1] und das Kontingent von Mecklenburg. Die württembergische Infanterie bildete im Rahmen des 3. Korps eine geschlossene Division (25.), mit den Brigaden v. Hügel, v. Koch und v. Brüsselle (später Stockmayer), während die gleichfalls für sich bestehende Kavalleriebrigade aufgelöst und die Regimenter zwei französischen Brigadegeneralen, MOURIEZ und BEURMANN, unterstellt wurden, das 4. Jägerregiment zu Pferde dem ersteren, die beiden Chevaulegersregimenter dem letzteren. Das geschah infolge von Mißhelligkeiten zwischen dem Kaiser und dem württembergischen Oberkommando, die später besprochen werden sollen.

Über das 4.—7. Korps ist hier nichts weiter zu sagen. Die Infanterie des 8. umfaßte die beiden westfälischen Divisionen Tharreau und v. Ochs. Nach THARREAUS Tode übernahm v. OCHS das Kommando über beide. Einzelne Regimenter waren auch von den Westfalen detachiert: das 1., das (vergl. unten) den Feldzug unter MACDONALD in Kurland mitmachte, das 4., das erst später nachrückte, eine Zeitlang in Wilna blieb und nachher zum bayrischen Korps kam, und das gleichfalls später nachgeschickte 8., das erst während des Rückzugs zu seinem Korps stieß und mit diesem zugrunde ging. Von der Kavallerie war und blieb nur die leichte Brigade Hammerstein mit dem 8. Korps zusammen.

[1] Später mit dem Leibgarderegiment unter dem Befehl des Prinzen EMIL VON HESSEN vereinigt.

Als ein seltsames Gemisch präsentiert sich das 9. Armeekorps. Es bestand aus drei Infanteriedivisionen, Daendels (26.), Partouneaux (28.), Girard (12.) und der Kavalleriedivision Fournier. Ganz deutsch war die Division Daendels, deren 1. (badische) Brigade Graf Hochberg (späterer Markgraf Wilhelm v. Baden) kommandierte, während die 2. (bergische) in der Person des Generals Damas einen Franzosen zum Führer hatte. Doch stand die bergische Infanterie unter dem besonderen Befehl eines deutschen Brigadegenerals Geither. Die Division Partouneaux war zwar dem Namen nach französisch, zählte aber neben Holländern viele Hanseaten in ihren Reihen. Auch die 3. der zu dem Korps gehörigen Divisionen, Girard, hatte außer einer polnischen eine deutsche (sächsische) Brigade mit den Regimentern v. Low und v. Rechten. Die Kavalleriedivision Fournier war wieder ganz deutsch. Ihre 1. Brigade (Delaitre) umfaßte ein bergisches Lanciersregiment und das hessische Gardechevaulegersregiment (Oberst v. Dalwigk), die 2. von dem badischen Obersten v. Laroche befehligte Brigade das sächsische Chevaulegersregiment Prinz Johann und ein badisches Husarenregiment.

Das preußische Hilfskorps (20000 Mann) bildete eine besondere (27.) Division des 10. Armeekorps, doch war das dazu gehörige Husarenregiment zu der andern (7.) Division Grandjean desselben Korps abkommandiert. Auch befanden sich bei dieser noch zwei weitere deutsche Regimenter, das eben genannte 1. westfälische und das 13. bayrische Infanterieregiment.

Die allerbunteste Zusammensetzung aber zeigte die zu der (34.) Division Loison gehörige sogenannte *division princière*, zu der die Kleinstaaten ihre winzigen Heerkörper geliefert hatten. Das ursprünglich dazu gehörige Infanterieregiment des damaligen Großherzogtums Würzburg wird beim 7. Korps Verwendung finden. Dagegen umfaßte die »Fürstendivision« bei ihrem Einrücken in Rußland das Regiment Frankfurt und außerdem drei Regimenter der sächsisch-thüringischen und anderen kleinen deutschen Ländchen, nämlich: das 4. Regiment, Herzoge zu Sachsen, unter dem weimarischen Obersten v. Egloffstein, das 5. (Anhalter und Lipper) unter dem anhaltischen Oberstleutnant

Hoppe, und das 6. (1. Bataillon: Schwarzburg, 2. Bataillon: Waldeck und Reuß) unter dem waldeckischen Obersten v. Heeringen. Verschiedene dieser kleinen Bruchteile der Fürstendivision werden im vorletzten Kapitel besondere Rollen spielen, und das ist der Grund, weshalb sie hier genauer aufgeführt werden mußten.

Nicht weniger verwickelt ist die Analyse der Kavalleriekorps auf ihre deutschen Bestandteile. Fast ausschließlich französisch war das 1. Korps. Nur dessen 1. leichte Reiterdivision Bruyères hatte eine fremdländische Brigade (Roussel d'Hurbal), der ein preußisches (2.) Husarenregiment angehörte. In der von ihm beliebten Manier hatte nämlich der Kaiser auch vom preußischen Hilfskorps zwei Reiterregimenter abgetrennt und mit nach Moskau genommen. Außer dem genannten Husaren= war das ein Ulanenregiment, das, zusammen mit einem württembergischen, dem Jägerregiment zu Pferde No. 3 (Herzog Louis), eine Brigade (Subervie) der 2. leichten Reiterdivision Pajol, anfangs Sébastiani, beim 2. Reiterkorps bildete. Auch das 3. Kavalleriekorps hatte eine zur leichten Division Chastel gehörende fremdländische Brigade (Dommanget), die aus dem 1. und 2. bayrischen Chevaulegersregiment und den sächsischen Prinz Albrecht=Chevaulegers formiert war. Im 4. Reiterkorps war außer dem Führer Latour=Maubourg und dessen Stab überhaupt kein Franzose. Die (4.) leichte Division dieses Korps war polnisch, die beiden Brigaden der schweren (7.) Division, Thielmann und Lepel, verraten schon durch die Namen ihrer Kommandeure den deutschen Ursprung. Die erstere umfaßte, neben einem polnischen Ulanenregiment, die sächsischen Kürassiere, Garde du Corps (Oberst v. Leysser) und Zastrowkürassiere (Oberst v. Trützschler), die andere das 1. und 2. westfälische Kürassierregiment (Oberst v. Gilsa und Oberst v. Bastineller).

Diese Zusammenstellung der Deutschen ist nun aber insofern noch nicht erschöpfend, als einerseits auch die deutschen Schweizer wenigstens zu den Blutsverwandten unseres Stammes gehören, zudem das österreichische Hilfskorps Schwarzenbergs zum großen Teil aus Männern deutscher Zunge zusammengesetzt war, dann aber auch in den eigentlich sogenannten französischen Regimentern zahlreiche Deutsche mitkämpften, neben den halb

französierten Elsässern Rheinländer und andere. Österreicher und Schweizer sind mit Rücksicht auf ihren besonderen Staatsverband mehr summarisch behandelt, namentlich die ersteren, deren Leistungen überdies im Rahmen des Ganzen wenig hervortreten. Etwas anders lag die Sache bei den Schweizern, insofern als deren Auftreten bei Polozk und erst recht an der Beresina die Würdigung verdiente, die ihnen zuteil geworden ist. Auch von Rheinländern, die in französischen Regimentern dienten, habe ich ein paar mitreden lassen, neben dem im 111. französischen Infanterieregiment (Division Compans, Korps Davout) dienenden Leutnant Anton Vossen vor allem den jugendlichen Krefelder Karl Schehl, der als Trompeterjunge im 2. Karabinierregiment (4. schwere Kavalleriedivision, Defrance, Korps Montbrun) die Schlacht bei Borodino mitmachte.

Auch Deutsche anderer Landschaften, besonders Offiziere, dienten einzeln in französischen, polnischen usw. Regimentern. Hauptsächlich zwei wertvolle Zeugen entstammen den Kreisen dieser Offiziere: der spätere preußische General Heinrich v. Brandt, zu unserer Zeit Hauptmann im 2. Regiment der mit der Garde vereinigten Weichseldivision Claparède, und Graf Anton Wilhelm v. Wedel, Vater des früheren Oberstallmeisters des deutschen Kaisers, damals Leutnant im 9. polnischen Chevaulegersregiment (Division Bruyères).

Bevor wir von den übrigen zu diesem Werke benutzten Quellen reden, darf an das Wort eines hervorragenden Kenners der napoleonischen Geschichte erinnert werden, August Fourniers, der die Literatur über 1812 für »unübersehbar« erklärt. Auch die Zahl der deutschen Teilnehmer, die nach ihrer Rückkehr an den heimischen Herd zur Feder griffen, um über das schwerste Jahr ihres Lebens zu schreiben, ist schier »unübersehbar«. Sie alle einzeln hier aufzuführen wäre zwecklos; doch möchten wir die vornehmlichsten zur Orientierung des Lesers einigermaßen gruppieren, wobei auf die interessanteren Charaktere und die Eigenart des einen und des andern dieser Zeugen denkwürdigster Tage hier und da ein erwünschtes Streiflicht fallen mag, zugleich ein Fingerzeig für solche Leser, die Neigung verspüren, sich in einzelne dieser Schriften selbst zu vertiefen.

Eine hervorragende Stellung nehmen unter den Quellenschrift≈stellern die Bayern ein. Sie entspricht dem bedeutenden Anteil, den das auch an Zahl stärkste deutsche Hilfskorps — mehr als 30 000 Mann[1] — an dem Kriege genommen hat. Von den Tage≈büchern der mit bis Moskau gegangenen Chevaulegersoffiziere sind die des Generals Preysing und seines Adjutanten v. Flotow, sowie die Aufzeichnungen des Majors Bieber, mehr für eigentlich militärische Gegenstände herangezogen worden, namentlich deren Berichte über die Schlacht bei Wiäsma, wo die bayrischen Reiter≈regimenter sozusagen *in corpore* den Heldentod starben; für das eigentliche Rückzugselend vor allem die Aufzeichnungen des Oberstabsarztes Heimpel über die Erlebnisse des Leutnants v. Hailbronner (4. Chevaulegers), eines ritterlichen und sehr sympathischen Offiziers, in gleicher Weise die des Batteriechefs v. Widnmann.

Über die im 6. Korps stehenden Bayern, die an der Düna ver≈blieben, liegen reichhaltige Materialien vor: neben einer Reihe darstellender Werke über die Generale Wrede, Deroy, die Schlacht bei Polozk usw. ist hier der Oberleutnant v. Furten≈bach zu nennen, der besonders die Leiden der Gefangenschaft in klassischer Weise dargestellt hat; dann der Artilleriehauptmann v. Gravenreuth. Tiefere Einblicke hat auch der Hauptmann Maillinger (1. Infanterieregiment König) tun können, da er sich in der Umgebung des Marschalls St. Cyr befand; desgleichen der Generalstabsoffizier Fürst Thurn u. Taxis. Wertvoll sind ferner die handschriftlichen Aufzeichnungen des Auditeurs v. Stubenrauch und des Unterapothekers Grasmann, letztere wegen der Einsicht des Verfassers in das Hospitalwesen. Dazu kommen noch einige andere Offizierstagebücher und, *last not least*, die Erzählungen einfacher Sergeanten, eines Schöberl, Köstler usw., vor allem des Joseph Schrafel (5. Inf.≈Reg.) nicht zu ver≈gessen, der trotz mangelnder Bildung das Soldaten≈ und Ge≈fangenenelend in seiner Art sehr packend zu schildern weiß.

Schließlich kann ich bei Aufzählung der bayrischen Quellen nicht unerwähnt lassen, daß auch Freiherr v. Völderndorff, der

[1] Bei den Angaben über die Stärkeziffern sind die Nachschübe in An≈rechnung gebracht.

Verfasser der bekannten »Kriegsgeschichte von Bayern« in seiner Darstellung des Feldzuges von 1812 als Augenzeuge redet (er war Offizier im Generalstab der 1. bayrischen Division) und daß sich im Kriegsarchiv zu München der Torso eines höchst wertvollen, leider nur bis zum Anfang August 1812 reichenden Werkes »Anteil der bayrischen Armee, insbesondere der bayrischen Kavallerie, am russischen Feldzuge« befindet. Es enthält im Text eine mit unglaublichem Fleiß gesammelte Menge der genauesten Angaben über alle bis zu dem genannten Termin vorgefallenen Begebenheiten und in den Beilagen zahllose Personalnotizen über Offiziere und Unteroffiziere der Chevaulegersregimenter, auf deren eigenen Aussagen und anderen, durchweg aktenmäßigen Feststellungen beruhend.[1] Auch hieraus konnte vielerlei verwendet werden. Endlich besitzt das genannte Archiv noch eine andere umfangreiche handschriftliche Darstellung, »Das Königl. bayrische Armeekorps in dem Feldzuge gegen Rußland im Jahre 1812« aus der Feder des Obersten v. Seiboltsdorff, der als Major der Kampagne beigewohnt hat.

Die den Bayern an Stärke zunächst kommenden deutschen Kontingente waren Westfalen und Sachsen. Erstere — rund 25 000 Mann — umfaßten die im Gebiete des bekanntlich unter Napoleons Bruder Jérôme stehenden Königreiches gleichen Namens ausgehobenen Mannschaften, also Kurhessen, Bewohner eines Teils der heutigen preußischen Provinzen Sachsen und Hannover, dazu Braunschweiger, endlich eigentliche »Westfalen«. Handschriftliches Material von Belang über die Teilnahme der westfälischen Truppen an dem Feldzuge war nicht zu erreichen. An gedruckten Denkwürdigkeiten sind benutzt worden: die Briefe des westfälischen Stabsoffiziers v. Lossberg, eine auch für die Kenntnis der Zustände und Stimmungen sehr aufschlußreiche Quelle; die Aufzeichnungen des Oberstleutnants W. v. Conrady; das kürzere, aber inhaltreiche Tagebuch des Kapitäns v. Linsingen. Farbenreich, aber im Detail weniger zuverlässig sind die weit später geschriebenen Erinnerungen des Hauptmanns, späteren

[1] Diese vorzügliche Arbeit wurde von ihrem Verfasser, dem Oberstleutnant a. D. Frhrn. v. Hofenfels, erst vor wenigen Jahren in hochherziger Gesinnung dem Münchener Kriegsarchiv geschenkt.

preußischen Oberstleutnants v. BORCKE. Einzelnes bietet auch das Tagebuch des Feldwebels, nachherigen Leutnants F. L. WAGNER. Manche hübsch gezeichnete Scene findet sich in den »Feldzugserinnerungen« des Musikmeisters KLINKHARDT. Die Erzählungen des Sergeanten LEIFELS sind dagegen voll augenscheinlicher Übertreibungen und daher nur mit großer Vorsicht aufzunehmen. Dasselbe gilt von dem im 4. Infanterieregiment dienenden Fourier HAARS, der von Anfang bis zu Ende nur klagt und jammert, später ein guter Pastor wurde, aber ein trauriger Soldat war. Förster FLECK und J. J. WACHSMUTH schildern in düstersten, aber offenbar der Wirklichkeit entnommenen Farben die Leiden der Gefangenschaft. Von nicht zu unterschätzendem Werte für die Zwecke dieses Buches war die Biographie des Generals v. OCHS, zumal sie verhältnismäßig kurze Zeit nach den Ereignissen von einem nahen Verwandten des Generals mit Benutzung von dessen Papieren ausgearbeitet wurde. Endlich ist aus den Kreisen der ehemals westfälischen Offiziere noch das »Buch vom Jahre 1812« hervorgegangen, eins der absonderlichsten Geschichtsbücher, voll von politisch-demokratischen Räsonnements im Geschmack der vierziger Jahre und getragen von einer schwärmerischen Verehrung für NAPOLEON. In seinen Angaben über die Ereignisse durchaus nicht immer glaubwürdig, ist es aber ebensowenig wertlos, da der Verfasser nicht nur selbst mit in Rußland gewesen ist, sondern auch Beiträge von andern Feldzugsteilnehmern sich zu verschaffen gewußt hat.

Ungefähr in gleicher Stärke (rund 26000 Mann) wie die Westfalen waren die Sachsen. Über die Schicksale der bis Moskau mitgegangenen Reiterregimenter erfährt man vieles aus den »Erlebnissen« des Premierleutnants v. MEERHEIM von den Zastrowkürassieren. Diesem Buch ist eine Reihe von Mitteilungen aus dem Munde von Kameraden des Verfassers, besonders über die Schlacht von Borodino, beigefügt. Das Tagebuch des Freiherrn v. LEYSSER, Kommandeurs der Zastrowkürassiere, von dem gleichfalls einzelne Bruchstücke in MEERHEIMS Buch übergegangen sind, habe ich in einer Abschrift einsehen können. Unter den sächsischen Schriftstellern, die über den Rückzug schreiben, dürfte der Sousleutnant, spätere Major v. BURKERSRODA (Regt. Garde du Corps)

Erwähnung verdienen, zumal er sich bis zuletzt in der Umgebung des Brigadeführers, Generals v. Thielmann, befand. Auch in Roth v. Schreckensteins »Die Kavallerie in der Schlacht an der Moskwa« sind viele eigene Erlebnisse verflochten. Dem zum Grouchyschen Korps geschlagenen Regiment Albrecht-Chevaulegers gehörten die Leutnants Röder v. Bomsdorff und Leissnig an, die aber nur von dem Hinmarsch ihrer Truppe zu erzählen wissen, die sie, der eine infolge von Abkommandierung, der andere, weil er in der Gegend von Moskau gefangen wurde, vorzeitig verlassen mußten.

Über die Sachsen des 7. Korps existiert eine reichhaltige Literatur; neben den in einer etwas eigentümlichen Tonart gehaltenen Erinnerungen des Generalleutnants v. Funck die darstellenden Werke der Generalstabsoffiziere v. Odeleben und Cerrini, die beide die Kampagne in dieser Heeresabteilung mitmachten. Das Soldatenleben in diesem Korps hat in dem Feldwebel Vollborn und dem Unteroffizier Goethe sehr genaue Schilderer gefunden. Über das Unglück einer einzelnen Abteilung, der bei Kobrin zur Ergebung gezwungenen Brigade Klengel, berichtet der Ulanenoberst v. Zezschwitz in seinem handschriftlichen Tagebuch. Einzelnes bringen auch die Briefe des Obersten v. Bose an seinen Bruder, den Generaladjutanten v. B. Endlich habe ich noch eine größere Anzahl von Originalberichten sächsischer Offiziere indirekt benutzen können, die in den Dresdener Archiven fehlen, aber von Exner (»Der Anteil der sächsischen Armee am Feldzuge gegen Rußland«) ausgebeutet, zum Teil auch auszugsweise abgedruckt worden sind.

Viele schriftstellerisch veranlagte Naturen hatten die 15 000 Württemberger aufzuweisen. Neben den schon von Pfister (»Aus dem Lager des Rheinbundes«) benutzten offiziellen Berichten der Truppenführer, des Divisionsgenerals v. Scheler u. a., standen mir die handschriftlichen Erinnerungen des Obersten, späteren Generals v. Stockmayer zur Verfügung. An gebildeten Männern ist gerade unter den schwäbischen Berichterstattern kein Mangel: Leutnant, später Oberst v. Martens, Faber du Faur, der originelle Zeichner, und Kausler, der zu dessen Bildern den Text schrieb, der spätere General v. Bismark, Haupt-

mann MILLER u. a. sind hierunter zu erwähnen, nicht an letzter Stelle der Regimentsarzt v. ROOS, dessen von mir im vorigen Jahre neu herausgegebene Denkwürdigkeiten für die Kenntnis der sanitären Verhältnisse und des Gesundheitszustandes der Truppen wichtig, aber auch wie MARTENS' Tagebücher reich sind an das Kleinleben trefflich illustrierenden Einzelzügen. An letzteren reich ist auch KARL V. SUCKOW (»Aus meinem Soldatenleben«), der Humorist des Jahres 1812, dem eine mit starkem Egoismus gepaarte Widerstandskraft über alle Leiden hinweghalf, während der zur Zeit des Feldzugs erst neunzehnjährige JULIUS V. SODEN wie der Braunschweiger HAARS durch fortwährendes Klagen auffällt, auch, wie der Westfale LEIFELS, etwas zu Übertreibungen neigt. Doch scheint das meiste in seinen Erzählungen wahr zu sein. Dasselbe gilt von dem Leutnant YELIN, der sich freilich in der Vorführung grausiger Begebenheiten etwas über Gebühr zu gefallen scheint. Über zahlreiche Einzelheiten, die u. a. auch die Kriegsgefangenen und die in Wilna verstorbenen württembergischen Offiziere betreffen, sind Akten des Stuttgarter Geh. Haus- und Staatsarchivs und des dortigen Kriegsarchivs zu Rate gezogen worden.

Unter den preußischen Berichterstattern gehört naturgemäß die bei weitem größere Anzahl dem Yorckschen Korps an. Doch sind wir auch über Leben und Leiden der beiden Kavallerieregimenter und der beiden Artilleriekompagnieen, die bis nach Moskau kamen, genügend unterrichtet. Über das Husarenregiment spricht der Leutnant, spätere Major v. KALCKREUTH in seinem in der »Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges« veröffentlichten Tagebuche. Noch eingehender wird das Leben in der Truppe von einem ungenannten Husaren in den »Fragmenten aus der Geschichte des Feldzuges 1812« geschildert. Anderes bietet die vom Freiherrn v. ARDENNE verfaßte Geschichte dieses Regiments. Hinsichtlich der preußischen Ulanen habe ich mich im wesentlichen auf die Regimentsgeschichten von DZIENGEL—SCHÖNING und GURETZKY-CORNITZ verlassen müssen, da die von diesen benutzten Originalquellen in alle Winde zerstreut sind. Interessante Einzelheiten, besonders auch über den Beresinaübergang, enthalten die im Kriegsarchiv des Großen Generalstabes aufbewahrte »Über-

sicht der Begebenheiten des kombinierten preußischen Ulanen⸗regiments in dem russischen Feldzug 1812« von Rittmeister v. Witzleben und einige andere Relationen, die mit W.s Bericht in demselben Aktenheft über 1812 vereinigt sind. Dieser interessante Faszikel birgt auch drei Berichte des Majors v. Witte, des Leutnants Goetsch und des Zeugleutnants Trespe über die Schick⸗sale der beiden preußischen Artilleriekompagnieen.

Zahlreicher, wie gesagt, sind die Quellen über das Yorcksche Korps. Eine Reihe von Tagebuchschreibern, wie Röder, Diederich und Dedenroth, redet fast ausschließlich von militärischen Dingen. Schon mehr für unsere Zwecke bot das bekannte Werk des Yorck⸗schen Adjutanten Seydlitz. Auch ein handschriftliches »Tagebuch des 2. westfälischen Dragonerregiments«, die Briefe des späteren Generals von Eberhardt und die »Erinnerungen eines preußi⸗schen Offiziers aus den Jahren 1812 bis 1814« lassen uns tiefere Blicke in die Zustände und Stimmungen in dem preußischen Hilfskorps tun. Vor allem aber zwei Tagebücher, beide von jungen Offizieren des Leibregiments verfaßt, zwei sehr verschiedenen Na⸗turen: das eine sind die Aufzeichnungen des frisch⸗fröhlichen Leut⸗nants Julius v. Hartwich, das andere die (handschriftlichen) Medi⸗tationen eines schwermütigen Träumers, Philipp v. Wussow. Diese Stimmungsbilder finden eine Ergänzung in zwei Aufsätzen in den »Denkschriften« des Freiherrn v. Canitz⸗Dallwitz und in dem, was Droysen in seinem berühmten Leben Yorcks und Horn in der Geschichte des Leibregiments aus den Aussagen mancher anderen Augenzeugen beibringen.

Die Schicksale der gegen 7000 Mann starken Badener werden in den Denkwürdigkeiten des Markgrafen Wilhelm v. Baden⸗Hochberg in wohlgeordnetem Zusammenhang und schöner Sprache behandelt. Auch Hochberg ist als Führer der badischen Brigade ein unmittelbarer und kompetenter Augenzeuge, beson⸗ders der Begebenheiten an der Beresina. Übrigens haben ihm bei der Ausarbeitung seiner Denkwürdigkeiten außer den eigenen Erinnerungen eine Menge authentischer Materialien zur Verfügung gestanden. Von diesen hat das Journal des badischen Leibregi⸗ments mancherlei für unsere Zwecke geliefert, noch mehr der von dem damaligen (1812) Kapitän desselben Regiments v. Zech im

Jahre 1824 veröffentlichte »Beitrag zu der Geschichte des 9. Korps«. Manche Züge aus dem Kleinleben der Truppen bieten auch die »Rückerinnerungen« des Leutnants v. Clossmann und das vor einigen Jahren zum Vorschein gekommene Tagebuch eines einfachen Mannes, des badischen Feldwebels Steinmüller.

Unter den etwa 5000 Rheinhessen tritt uns ein in gleicher Weise im Charakter, wie durch militärische Kenntnisse ausgezeichneter Schriftsteller in der Person des Hauptmanns und späteren Obersten Franz Röder entgegen, dessen »Kriegszug Napoleons gegen Rußland«, soweit eigene Beobachtungen darin vorkommen, auf einem sorgfältigen, leider unauffindbaren Tagebuch beruht, aus dem glücklicherweise umfangreiche und sehr interessante Notizen in das genannte darstellende Werk des Verfassers übergegangen sind, das hierdurch als eine Quelle ersten Ranges für die Begebnisse bei dem hessischen Kontingent dasteht. Manche Ergänzungen zu Röder finden sich in dem handschriftlichen Tagebuch des Prinzen Emil von Hessen und in dem Werkchen des Leutnants, späteren Kapitäns Peppler, der zugleich wirkungsvolle Schilderungen aus den Tagen seiner Gefangenschaft hinterlassen hat. Das hessische Gardechevaulegersregiment hat eine quellenmäßige Behandlung in einer Regimentsgeschichte (von Zimmermann) gefunden, die wie Röder Auszüge aus Originalen enthält, denen hier und da etwas entnommen worden ist.

Die im Gebiete des Großherzogtums Berg, also der Rhein- und Ruhrgegend, ausgehobenen Mannschaften waren an Kopfzahl den Hessen ungefähr gleich. Von ihren Schicksalen berichten die Tagebücher der Kapitäne Kiener und v. Reck vom Lanciersregiment, sowie die Memoiren des Infanterieoffiziers P. Zimmermann, alle drei mit detaillierten Angaben über die Ereignisse an der Beresina. Die beiden ersten sind allem Anschein nach heute verloren; Auszüge finden sich in v. Ardennes »Bergischen Lanciers«. Beiträge zur Kenntnis des Lebens in den unteren Regionen des Kriegerstandes, namentlich während der Periode der völligen Auflösung des Heeres, hat von den Bergern der Sergeant v. Toenges beigesteuert. Einiges Handschriftliche wurde mir noch durch die Zuvorkommenheit des Königl. Kommandos des 11. Husarenregiments übermittelt.

Auch die Bataillone der deutschen Fürstendivision sind durch eine längere Reihe von Berichterstattern vertreten, die zu der Kleinheit des Kontingents in geradezu umgekehrtem Verhältnisse steht. Über die Frankfurter orientiert ein auf Originalberichten beruhendes, leider mit nicht wenigen Fehlern behaftetes Werk von Guillaume Bernays (»Schicksale des Großherzogtums Frankfurt«). Die Taten und Leiden des tapferen Regiments Herzoge zu Sachsen sind durch verschiedene Offiziere beschrieben worden: den gotha-altenburgischen Leutnant Jacobs, den koburgischen Leutnant v. Schauroth, den weimarischen Militärarzt C. Geissler. Letzterer ist neben Roos und den französischen Doktoren Larrey, René Bourgeois und Desgenettes zugleich eine Hauptquelle für die medizinische Seite der menschenmordenden Kampagne. Diese erhält auch eine grausige Beleuchtung in den krassen Schilderungen des Wilnaer Spitalwesens durch den weimarischen Musikmeister Theuss. Über die für den gänzlichen Verfall der Disziplin in der großen Armee so bezeichnenden Plünderungen der Kriegskassen durch Soldaten aller Nationen bei Kowno und die letzten kriegerischen Ereignisse in der dortigen Gegend wird der Leser aus verschiedenen Schriften des damaligen Leutnants Franz v. Soden, eines Bruders des württembergischen Offiziers Julius v. Soden, den Erinnerungen des schwarzburgischen Majors v. Blumröder und des lippischen Feldwebels Dornheim die wunderlichsten Dinge erfahren.

Betreffs des wenig hervortretenden mecklenburgischen Kontingents — gegen 1400 Mann — finden sich Angaben in einem fast verschollenen Bändchen: »Mecklenburgs Kampf und Not«, dessen Verfasser, der Wismarer Gymnasiallehrer Heinrich Francke, für das Kapitel über den russischen Feldzug allerlei Handschriftliches benutzt hat. Ein paar Notizen über die Mecklenburger fanden sich auch an einem anderen Orte.

Hinsichtlich der Schweizer bin ich im wesentlichen dem unlängst erschienenen, mit dem Aufgebot eines umfassenden archivalischen Materials geschriebenen Werke des eidgenössischen Obersten Theodor Hellmüller (»Die roten Schweizer«) gefolgt; doch sind daneben einige Originalberichte des (damaligen) Oberleutnants Tomas Legler und des Kapitäns Louis Bégos verwertet worden.

Unter den Schriften von Nichtkombattanten erscheint als die wichtigste die Selbstbiographie des Schlachtenmalers Albrecht Adam, der im Gefolge des Vizekönigs Eugen die Armee bis Moskau begleitet und in Wort und Bild mit tiefem künstlerischen Verständnis die Scenerie mancher großen und kleinen Begebenheit gezeichnet hat.

Das sind im wesentlichen die Berichterstatter deutscher Zunge, die wir sprechen ließen. Zu ihnen kommt noch eine Anzahl von im russischen Heere kämpfenden Deutschen: Clausewitz, Herzog Eugen von Württemberg, der Livländer Löwenstern und andere, bezüglich deren auf die am Schlusse verzeichnete Bibliographie verwiesen werden darf. In dieser findet man natürlich auch die zahlreichen französischen und sonstigen fremden Autoren angegeben, durch die deutsche Berichte an passenden Stellen ergänzt werden konnten. Auch die benutzten darstellenden Werke sind dort namhaft gemacht, desgleichen eine Anzahl weniger bedeutender und darum nur hier und da einmal herangezogener deutscher Zeugen. Verschiedene von ihnen, die vorwiegend nur über die Leiden der Gefangenen sprechen, sind zudem im Schlußkapitel noch besonders namhaft gemacht worden.

Im übrigen gilt von der uferlosen Literatur des Jahres 1812 in einem speziellen Sinne die von berufenen Kennern der napoleonischen im allgemeinen oft genug gemachte Bemerkung, daß Vollständigkeit auf diesem Gebiete zu den Unmöglichkeiten gehört. Trösten wir uns mit dem goethischen Worte:

Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.

PROCLAMATION

de L'Empereur à son Armée.

Soldats!

La seconde guerre de la Pologne est commencée! La première s'est terminée à Friedland et à Tilsit. à Tilsit la Russie a juré eternelle alliànce à la France, et guerre à l'Angleterre. Elle viole aujourdhui ses sermens. Elle ne veut donner aucune explication de son étrange conduite, que les aigles françoises n'ayent répassé le Rhin, laissant par la nos alliés à sa discretion. La Russie est entrainée par la fatalité, ses destins doivent s'accomplir. Nous croiroit-elle donc dégénerés? ne serions nous donc plus les soldats d'Austerlitz? Elle nous place entre le deshonneur et la guerre. Le choix ne sauroit etre douteux. Marchons donc en avant! Passons le Niemen, portons la guerre sur son territoire. La seconde guerre de la Pologne sera glorieuse aux armes françoises, comme la première; mais la paix, que nous conclurons, portera avec elle sa garantie, et mettra un terme à la funeste influence, que la Russie a exercée depuis 50 ans sur les affaires de l'Europe.

De notre quartier impérial de Wilkowisky,
le 22. Iuin 1812.

(Signé.) Napoléon.

Pour ampliation.

Le Prince de Neuchatel Major-Général
Alexandre.

ZUG DURCH DEUTSCHLAND. LEBEN IN POLEN UND LITAUEN. EINTRITT IN ALTRUSSISCHES GEBIET.

Der große Imperator scheint im Zenith seiner Macht zu stehen. Vor Jahren hat er Preußen gedemütigt, Österreich wiederholt geschlagen, er ist Herr in Deutschland; er regiert auch in Italien von den Alpen bis Reggio—Charlemagne.

Und doch hat er eigentlich die Gipfelhöhe überschritten. Gewiß, er kann es sich jetzt leisten, durch einen Federstrich in Trianon die deutsche Nordseeküste in französische Departements zu verwandeln, kann gebieten, daß das Haus So und So aufgehört hat zu regieren; er kann den Staat Friedrichs des Grossen zwingen, ihm in einem neuen Feldzug Heeresfolge zu leisten: das kann er alles.

Aber leise beginnt der Boden unter seinen Füßen zu schwanken. In Spanien schwält ein langsames Feuer, das Legionen frißt und in letzter Zeit um sich greift, geschürt von England, das hinter den hölzernen Mauern seiner Flotte den Geschwadern Murats, den Bataillonen der alten Garde trotzen kann. Und England, dessen Zähigkeit im Kampf um die Herrschaft auf unserm Planeten keinem des jetztlebenden Geschlechts ein Geheimnis mehr ist, hat auch seine Hand in dem Zerwürfnis Napoleons mit Rußland. Die Kontinentalsperre, die die britischen Waren vom europäischen Festland ausschloß, hatte England mit den berüchtigten *Orders in Council* beantwortet, die jedes Schiff, das zwischen den für die Briten gesperrten Kontinenthäfen verkehrte, für vogelfrei erklärten und den Handel der in dem Kampf zwischen Löwen und Walfisch neutralen Nationen nahezu unmöglich machten.

Es gab eigentlich keine Neutralen mehr in diesem Kampfe: es gab nur noch ein Für und ein Wider. Und so kam es auch zum Kriege zwischen Alexander und Napoleon.

Nicht allein deswegen. Nicht die Kontinentalsperre allein hat ihn entzündet. Freilich kam es auch darüber zu einem Zerwürfnis. Der Zar konnte sich Napoleons Forderung, die russischen Häfen dem englischen Handel zu schließen, auf die Dauer wohl nicht fügen, mit Rücksicht auf die Eigenart seines Landes, dessen Aus=

fuhr hauptsächlich in Rohprodukten bestand, die nach England gingen und gegen dortige Industriewaren umgetauscht wurden. Die Schädigung des heimischen Wohlstandes rief in Rußland eine starke Erregung hervor, die den Ausbruch des Nationalhasses gegen die Franzosen vorbereitete, den wir 1812 so lichterloh emporflammen sehen.

Aber es war noch sonst Zündstoff genug. Die sogenannte »Freundschaft« ALEXANDERS für NAPOLEON, an die die Zeitgenossen lange geglaubt haben, ist ja eins der albernsten Märchen, mit denen die Welt der Regierten angeführt wurde. In der komplizierten Seele des Zaren lebte der Wunsch aller Selbstherrscher an der Newa nach dem Besitze von Konstantinopel. Den wollte NAPOLEON nicht erfüllen. Und der Zar seinerseits fürchtete die Herstellung Polens. Das waren die tieferen Gründe des Bruches, der zu dem entsetzlichen Kriege führen sollte. Neben diesen realpolitischen Faktoren mögen psychische Imponderabilien mitgewirkt haben.

ALEXANDER und NAPOLEON waren Kinder ihrer Zeit. Der erstere als der bei weitem kleinere Geist erscheint von ihren Strömungen natürlich abhängiger als der seine Mitwelt um ein Stück überragende Riese. ALEXANDER I. war Selbstherrscher, Galan, Liebhaber und Menschenbeglücker in einer Person. Auf letzteres tat er sich viel zugute. Keinem sind die Humanitätsphrasen des 18. Jahrhunderts so honigsüß von den Lippen geflossen wie dem zweizüngigen Slaven, der später durch die »heilige Allianz« die Völker binden und knuten half. Er gefiel sich in der Rolle eines »Zar-Befreiers«, Befreiers von der Herrschaft eines aus der gottlosen Revolution hervorgegangenen Usurpators. Dieser Zug tritt schon lange vor 1812 hervor.

Wenn jener halb mystische Zug im Verein mit seinem Machtgelüst den Zaren zum Kampf gegen Westen drängte, so zog den Kaiser etwas nach Osten. Seit seiner Jugend hatte er – vielleicht von ROUSSEAU verführt, vielleicht von den Ideen altfranzösischer Orientpolitik, vielleicht gelockt durch das Vorbild ALEXANDERS DES GROSSEN – von einer Herrschaft im Osten geträumt. Auch über Moskau führte ein Weg nach Indien. Wenigstens in dem Sinne, daß Rußland besiegt sein mußte, bevor an jenen fernen

Osten zu denken war. Möglich, daß Phantasiebilder dieser Art, leise Unterströmungen der Seele, deren Herrschaft sich der klarste Kopf nicht immer zu entziehen vermag, mitgewirkt haben, um den sonst so scharfen Denker zu dem gigantisch-verwegenen Unternehmen zu verführen, das sein Verderben wurde. War's die letzte Konsequenz seines Wesens und Wirkens, war's Verhängnis, »Zäsarenwahn«, »Gottesgericht«? Man wird nach verschiedener Weltauffassung verschieden darauf antworten.

Wir wollen aus dem Nebel der Hypothesen auf den Boden des Tatsächlichen zurückkehren.

Für das Volk beginnt ein Krieg mit der Kriegserklärung; für das feinere Ohr des Staatsmannes mit dem Vorklingen der ersten scharfen Töne im diplomatischen Verkehr, für den Militär mit den Rüstungen und beginnenden Truppenverschiebungen.

Die Rüstungen hatten 1810 begonnen, die Dislokationen der Truppenkörper 1811. Wir haben es hier nur mit der einen Seite, der großen Armee, zu tun unter der noch engeren Beschränkung auf die deutschen Heeresteile. Überhaupt soll die militärische Vorgeschichte hier nur in den allgemeinsten Umrissen gezeichnet werden.

Schon zu Anfang des Jahres 1811 waren die unter DAVOUT in Norddeutschland stehenden Truppen des Kaisers vermehrt worden. Die französischen Besatzungen in den preußischen Festungen waren verstärkt. Dann begann das Heranschieben von Regimentern aus den ferneren Ländern, aus Italien und Spanien. Um das an ein paar Beispielen zu erörtern: Im Januar 1812 wurden mehrere Schwadronen des auf der iberischen Halbinsel stehenden bergischen Lanciersregiments nach Deutscland berufen, um im Depot zu Hamm komplettiert und mittels neuer Aushebungen auf die Stärke eines vollen Kavallerieregiments gebracht zu werden. HEINRICH V. BRANDT, später einer unserer treuesten Berichterstatter, der mit seinem Regiment in Valencia stand, erhielt am 8. Januar die erste Nachricht von dem drohenden Kriege mit Rußland. Schon am 10. war das Regiment auf dem Marsch nach Frankreich.

Das waren Truppen, über die der Kaiser unbedingt zu verfügen hatte. Am 24. Februar 1812 wurde aber in Paris ein Vertrag zwi-

schen Frankreich und Preußen unterzeichnet, nach dem letztere Macht ein Hilfskorps von 20000 Mann zu dem Kriege zu stellen hatte. Schon am 11. Dezember 1811 hatte NAPOLEON an die uns hier vor allem interessierenden Staaten des Rheinbundes die Aufforderung ergehen lassen, ihre Truppen für den bevorstehenden Feldzug in Bereitschaft zu stellen. Am Abende des 5. Februar lief in München ein Schreiben des Kaisers ein, in dem König MAX ersucht wurde, das bayrische Kontingent bis zum 15. Februar marschfertig zu halten. Dieselbe Frist wurde den Württembergern gestellt. Auch in Dresden ward an diesem Tage der Mobilmachungsbefehl erlassen. Das ging alles wie am Schnürchen. In Karlsruhe hatte am 7. der Flügeladjutant des Großherzogs dem Grafen HOCHBERG eröffnet, daß er das Kommando des für den Feldzug bestimmten badischen Kontingents zu übernehmen habe. Auch im Königreich Westfalen waren die Vorbereitungen eifrig betrieben, und Ende Februar war die Armee vollkommen ausgerüstet. Am 1. März fand in der Karlsaue bei Kassel eine Revue aller Truppen statt, die in der Residenzstadt JÉRÔMES in Garnison lagen oder in der Umgegend kantonierten.

Ein paar Wochen später ist das Bild schon wesentlich verändert. Schon im März ziehen die Bayern von Bamberg nach Schlesien, die Württemberger sind im Marsch nach der Weichsel begriffen; im April stehen die Sachsen schon bei Warschau, die Westfalen sind von Halle her auf demselben Wege. Auch die vier großen Kavalleriekorps mit ihren vielen deutschen Reitern sind im Osten angelangt.

Wir übergehen die Einzelheiten des Aufmarsches, die in jedem etwas ausführlicheren Handbuch verzeichnet stehen, um uns den innern Verhältnissen zuzuwenden, dem in den deutschen Truppenkörpern herrschenden Geiste, den Stimmungen und Gesinnungen, die in ihnen vorwiegend vertreten waren, den Freuden und Leiden auf den Märschen durch Städte und Länder, in denen noch die deutsche Zunge klang, vaterländische Bildung und Gesittung herrschte, die man bald entbehren und nach der man sich heiß zurücksehnen sollte.

Die Stimmungen beim Auszug waren natürlich je nach der Heimat, aus der die Teilnehmer an dem Feldzuge stammten, dem

Staatsverbande, dem sie angehörten, und der persönlichen Charakter- und Gemütsanlage recht verschieden gewesen. »Dreiviertel des ganzen Heeres«, sagt der Leutnant v. Wedel darüber, »bestanden aus Nationen, deren wahren Interessen der beginnende Krieg schnurstracks entgegen war. Viele waren sich dessen bewußt und wünschten in der Tiefe der Brust mehr den Russen als sich selbst den Sieg, und dennoch war jede Truppe brav und focht am Tage der Schlacht, als gelte es ihre eigenen höchsten Interessen. Wer kein höheres Ziel vor Augen hatte, wer nicht wie der Pole fürs Vaterland kämpfte oder, richtiger, Napoleons Versprechen trauend, fürs Vaterland zu kämpfen glaubte, wollte wenigstens seine eigene Mannesehre und die Ehre seiner Nation hochhalten, indem er keinem andern den Vorzug einräumte. So entstand gerade aus dieser bunten Zusammensetzung des Heeres ein edler Wettstreit des Mutes und der Tapferkeit, und wie auch der einzelne über Napoleon sonst denken mochte, ob er ihn liebte oder haßte, so war doch wohl im ganzen Heere keiner, der ihn nicht für den größten und erfahrensten Feldherrn hielt und unbedingtes Vertrauen auf sein Talent und seine Kombinationen setzte. Wo sich der Kaiser zeigte, glaubte sich der Soldat des Sieges gewiß; wo er erschien, ertönte ein tausendstimmiges *Vive l'Empereur!* Der blendende Schein seiner Größe überwältigte auch mich und riß mich hin zu Bewunderung und Enthusiasmus, daß ich aus vollem Herzen, mit aller Kraft meiner Stimme, einstimmte in das *Vive l'Empereur!*«

Wenn so ein Mann schreiben konnte, dessen Vater von Friedrich dem Grossen in den Grafenstand erhoben worden war, so wird man sich nicht wundern dürfen, daß ein tapferer Rheinbundoffizier sich in folgender Weise ausdrückt, die besser noch als die Worte des eben Genannten den eigentlich entnationalisierten Charakter des großen Heeres und die in demselben vorherrschende Gesinnung zum Ausdruck bringt:

»Ein wilder, kriegerischer Geist zog durch alle Lande; das bluttriefende Schwert fragte nicht: warum und gegen wen gezückt, sondern: wie geschlagen? Den Fahnen und Standarten des eigenen Heeres Ruhm zu erfechten, war die Parole des Tages; und die Sachsen hatten immer, so auch in den jüngsten Kämpfen, be-

wiesen, daß ihnen die Ehre kein hohler Klang sei — die Anerkennung der unparteiischen Mitwelt flocht ihnen dafür den wohlverdienten Lorbeerkranz um die Stirne. Der Erinnerungsruf an Friedland und Wagram ging von Regiment zu Regiment als glorreiche Mahnung, festzuhalten am guten Geist, und aus den kaum übergrünten Gräbern der gefallenen Kameraden klang es hinauf in den waffenblitzenden Tag: Haltet fest an der Ehre, die wir besiegelt im Heldentod!«

Unnötig zu sagen, daß diese Gesinnung nicht von allen geteilt wurde und daß gerade unter den seit dem Tilsiter Frieden so schwer gedrückten Preußen viele die Frage erwogen, ob nicht dieser Krieg, je nach seinem Ausfall, vielleicht der Anfang einer neuen Zeit werden könne, die ihrem Vaterlande die Befreiung von der Franzosenherrschaft bringen würde. Aber auch bei diesen, also selbst den Napoleon feindseligsten Elementen des großen Heeres war das soldatische Gemeinsamkeitsgefühl, das sie als Angehörige einer Armee an deren Fahnen und Führer fesselte, stark genug, um einen preußischen Reitersmann, der mit gen Moskau zog, sagen zu lassen: »Der Gleichmut und die vollkommene Siegesgewißheit, die angesichts der Gefahr aus den Augen der Soldaten strahlten, bewiesen wohl deutlich genug, daß all diese Kriegshaufen, welcher Nation sie auch angehören mochten, sich nichtsdestoweniger doch als ein großes Ganze fühlten und als solche zu handeln entschlossen waren.«

Bleibt die Frage, ob sie gerade gern nach Rußland marschierten. Auch heutzutage erfreut sich der Gedanke eines Feldzugs in dieses Land unter deutschen Militärs nicht eben hervorragender Beliebtheit, wozu gerade die Erinnerung an das entsetzliche Ende der großen Armee und der Untergang der vielen Tausende unserer Landsleute beitragen mögen. Auch damals ist die Zahl derer, die Befürchtungen hegten, nicht gering gewesen. Den Rheinbündlern standen die Erinnerungsbilder aus den Jahren 1806/7 deutlich vor Augen, wo man die armseligen Hütten und den knietiefen Schmutz der Straßen Polens aus eigener Erfahrung kennen gelernt hatte.

Trotzdem zieht nun aber der echte Soldat gern zu Felde. Diese Freude an einer Kampagne und die unzweifelhaft vorhandenen

Befürchtungen wegen der Unwirtlichkeit des Landes, in das die Heerfahrt gehen sollte, erzeugten ein Widerspiel miteinander streitender Empfindungen, das der württembergische Leutnant Karl v. Suckow in humorvoller Weise gezeichnet hat, an einer Stelle des Buches »Aus meinem Soldatenleben«, wo er die Eindrücke schildert, die die Kunde von der Marschorder unter den Offizieren und Mannschaften seines kleinen Garnisonstädtchens Schorndorf hervorrief:

»So saß ich denn eines Morgens zu Anfang des Monats Januar in meinem einsamen Stübchen mit Lektüre beschäftigt, als ein Klopfen an die Türe dieselbe unterbrach und ich durch den eintretenden Unteroffizier die Meldung erhielt, daß soeben der Befehl zur Einberufung sämtlicher Beurlaubten eingetroffen sei. Konnte man es wohl dem Überbringer dieser Nachricht verargen, daß er freudestrahlend mir dieselbe mitteilte? Er war jung und Soldat, folglich wollte er Krieg, abgesehen davon, daß er die Freuden Schorndorfs wohl gleich mir genügend gekostet haben mochte.

Wie kam es nun aber, daß ich sowohl als meine Kameraden mit jenem kriegslustigen jungen Waffengefährten in dieser Beziehung nicht unbedingt sympathisierten, da uns doch jede Aussicht auf einen Feldzug in ein andres Land höchst willkommen gewesen wäre, namentlich mir, der ich davon bereits zweien, aber sozusagen leider nur *par distance* angewohnt hatte? War es vielleicht das verhängnisvolle Wort »Rußland«, das uns mit trüben Ahnungen erfüllte und deshalb unseren Kriegseifer dämpfte? Ich glaube es. Die allgemeine Stimmung in Beziehung auf jenen abenteuerlichen Zug war im allgemeinen eine gedrückte. Ja, unsere höheren kriegserfahrenen Vorgesetzten verbargen es weder sich noch uns, daß wir keinem Rosengarten entgegenzögen.

So erinnere ich mich, daß wir bei Anwesenheit unseres Brigadegenerals v. Hügel zum Behufe der Musterung des Bataillons diesem Vorgesetzten, der später die erste militärische Stellung im Lande bekleidete, ein Festdiner im goldenen Hirsch veranstalteten. Was war natürlicher, als daß sich dabei die Unterhaltung größtenteils um unsere bevorstehende Aufgabe drehte! Der General warnte, sich doch ja keinen Illusionen hinzugeben und auf

alle Eventualitäten männlich gefaßt zu sein. Ein junger Leutnant war jedoch anderer Meinung; er nahm die Sache sehr leicht und versicherte etwas vorlaut: ‚So einen russischen Feldzug mache ich eben so leicht mit, wie ich ein Butterbrot esse!‘ Der General ward auf diese Äußerung sehr ernst und erwiderte: ‚Herr Leutnant, ich will Sie an dieses Butterbrot erinnern!‘ Und wahrlich, er hielt Wort, wie wir später hören werden.«

Begreiflich, daß der Abschied von der Heimat diesmal schwer fiel. »Der Ausmarsch,« sagt der bayrische Oberleutnant v. Furtenbach, »war feierlich und rührend, gleichsam als wenn die Leute es ahnten, daß kaum ein halbes Drittel unseres schönen Regiments wieder zurückkehren sollte.«

»Viele von uns, und auch ich,« schreibt der Regimentsarzt v. Roos, »umarmten den Grenzpfahl, küßten ihn und dankten für das Gute, das uns der nun verlassene heimische Boden von zarter Jugend an erwiesen hatte. Vielen glaubte man da ein Vorgefühl unglücklicher Zukunft anzusehen, und viele riefen laut: ‚Lebt wohl, ihr Geliebten, die wir nun daheim lassen, wir werden uns vielleicht nicht wieder sehen!‘«

Aber gern oder ungern, man mußte marschieren. Und da stellte sich denn bei den Klängen der Regimentsmusik und dem fröhlichen Leben in den ersten Quartieren vielfach eine Heiterkeit ein, die mit dem späteren Elend in einem so scharfen Kontrast steht. Junge ehrgeizige Offiziere träumten von dem Ruhme, den sie und ihre Truppen auch unter den Fahnen eines fremden Imperators erkämpfen würden. Der sächsische Premierleutnant v. Meerheim schreibt darüber:

»Unverstellte Freude blickte vom ersten Marschtage an aus jeder Miene, und lauter Jubel ertönte fortwährend im langgestreckten Zuge der Geharnischten. Glücklich in dem bloßen Gedanken, nun auf den alleinigen Weg zum heiß ersehnten Ziele gelangt zu sein, störte keine Ahnung dunkler Zukunft diesen allgemeinen Frohsinn, gedachte jeder nur der ihm bald obliegenden Pflichten und des dem Regimente zu erringenden Ruhmes, und alles andere, so warm das patriotische Interesse auch sein mochte, blieb von diesem Augenblicke an fremd und mußte schweigen.«

Auch unter den Soldaten ist eine gehobene Stimmung zu

beobachten. Und wie sollte es anders sein, wenn sie von den rauschenden Festlichkeiten hörten, sie gar sahen, mit denen der große Imperator allenthalben gefeiert wurde, besonders in Dresden, wo sich Kaiser und Könige zu einem letzten großen Rendezvous um ihn versammelten, wo sich des Abends »ein von bunten Papier⸗laternen komponierter breiter Regenbogen in allen Farben des Lichtes vom Elbspiegel aus hoch über die Brücke spannte,« der Brücke, die in den letzten Wochen erdröhnt war unter den donnern⸗den Tritten endlos einherziehender Kolonnen, »der hohen Küras⸗siere mit beschweiften Helmen und goldenen Panzern, der leicht⸗berittenen Chasseurs, Ulanen, Dragoner, Husaren, aller Gat⸗tungen von Infanterie und Artillerie, langer Züge von Pontons und Kriegsgerät.«

Selbst in einer nüchternen Kaufmannsstadt Norddeutschlands, in Bremen, wurde den abziehenden Truppen auf der Bühne eine Ovation gebracht, indem ein Schauspieler mit Stentorstimme die Verse deklamierte:

»Euch öffnen sich des Glückes gold'ne Tore,
Mit Euch will ich den mächt'gen Feind bezwingen.
Moskwa ist reich an Gütern; unermeßlich
An Gold und Edelsteinen ist sein Schatz
Der Zaren; meine Freunde kann ich königlich
Belohnen, und ich will's! Wenn ich als Herr
Und Sieger einzieh' auf dem Kreml, dann, ich schwör's,
Soll sich der Ärmste unter Euch, der mir
Dahin gefolgt, in Samt und Zobel kleiden,
An Gold und Silbergeld und Bankozetteln weiden.«

Auch in anderer Hinsicht war die Aufnahme der Durch⸗marschierenden meist eine gute; wenigstens in den zu dem da⸗maligen Rheinbund gehörenden Ländern. Namentlich die Frauen⸗ und Kinderwelt fand Gefallen an den schmucken Gestalten; man⸗ches Liebesabenteuer wurde schnell bestanden, der letzte Blick ins warme Leben für so viele, die ein Jahr darauf in Eis und Schnee begraben lagen. »Die Gutmütigkeit dieses Volkes hat wahrlich keine Grenzen,« schreibt der württembergische Leutnant v. Mar⸗tens aus der Zeitzer Gegend, »und selbst die blauäugigen und rotbackigen Mädchen glaubten aus lauter Gastfreundschaft uns mehr einräumen zu müssen, als wir mit gutem Gewissen erwarten

konnten.« Der Krefelder Karl Schehl, der als 14jähriger Junge aus seinem Vaterhause gegangen war, um Trompeter in einem französischen Karabinierregiment zu werden, preist die gute Aufnahme, die er und einer seiner Kameraden in der Familie eines Weimarer Professors gefunden. Während sich der junge Schehl von dem alten Herrn Vorlesungen über die Geographie Rußlands halten ließ, trieb der Kamerad noch interessantere Studien mit der jungen hübschen Frau des Gelehrten, die ihn beim Abschiede zärtlich umhalste. »Ich habe die guten Leute nicht wieder gesehen,« setzt der Schreiber schelmisch hinzu, »denn ich kam auf meiner Rückreise nicht durch Weimar. Sonst würde ich sicher nicht unterlassen haben, mich zu erkundigen, ob im Hausstande des Herrn Professors inmittelst nicht eine kleine Veränderung eingetreten sei.«

Auch v. Roos wird nicht müde, die Gastlichkeit der Sachsen zu rühmen: »Wie oft erwärmten sie unsere von langen Märschen bei ungünstiger Witterung erstarrten und durchnäßten Körper, indem sie uns beim Eintritt in ihre Wohnungen mit heißem Kaffee, Pfeifen und Tabak freundlich begrüßten. Ebenso waren sie beim Abmarsch verschwenderisch mit Glückwünschen und so freigebig, daß sie immer unsere Schnapsflaschen füllten, Braten, Butterbrot und ähnliches auf den Weg einwickelten und mitgaben. Hatte man sich sonst gut aufgeführt, so erfolgten noch Freundschaftstränen und Küsse beim Abschied, oft auch Begleitungen bis zur nächsten Stadt.«

Das Bild änderte sich stark in Preußen. Hier blieb das Volk stumm und schweigsam. »In Pommern wehte eine so entschieden altpreußische Luft, daß die Rheinbündler eine gewisse Beklemmung nicht zu unterdrücken vermochten.« Gedanken an alte Zwistigkeiten lebten wieder auf, an die Zeit von 1806, wo die Sachsen und Weimaraner die preußischen Fahnen verlassen hatten. Das löste eigentümliche Stimmungen aus; ein Leutnant v. Schweinitz, vom Regiment der Herzoge zu Sachsen, wollte in Stettin nicht über den Friedrichsplatz gehen, wo das Standbild Friedrichs des Grossen steht: »Ich mag an dem alten Fritze nicht vorbeigehen, er sieht mich so strafend an, als wenn er sagen wollte: ‚Hundsfott, wie kommst du hierher!‘« Den Württembergern wurde

verübelt, daß sie 1807 während des Abzuges aus Preußen in den Marken arg gehaust hatten. Leutnant v. Martens schreibt darüber: »Der Schulze dieses Dorfes (einer Ortschaft in der Mark), bei welchem ich mich einquartierte, machte sich mit Schimpfreden über die Württemberger Luft. Sie hätten sich vor fünf Jahren in dieser Gegend so schlecht aufgeführt, daß sie in keinem guten Andenken bei ihm ständen. Er hätte Reiter im Quartier gehabt, deren Sporrädchen seine Kinder während dem Essen unter dem Tische treiben mußten, und seine Frau hatte mit der Schere die Nudeln abzuschneiden, die beim Essen über den Löffeln der Reiter herunterhingen usw. Auf meine Versicherung, daß wir nicht so übermütig wären und ein solches rohes Benehmen sehr mißbilligten, auch mit allem zufrieden sein würden, was uns dargereicht werden könne, war dieser alte Mann besänftigt und sorgte für mich und meine Leute, so gut er konnte.«

Auch düstere Prophezeiungen wurden den durchziehenden Fremdlingen entgegengerufen. »Ihr seid euer viel,« sagte ein Prediger hinter der Oder zu den bei ihm einquartierten Schwaben, »ihr werdet im Anfang siegreich sein. Die Russen werden euch in das Mark ihres großen Reiches hineinlassen. Mittlerweile werdet ihr schwächer und werdet dann mit Frost und Mangel zu kämpfen haben. Dann erst fangen die Russen den Krieg mit vollem Ernste an; ihr werdet Mühe haben herauszukommen, und wenige werden zurückkehren.«

Bei den späteren Nachschüben zur großen Armee kam es in Ostpreußen schon zu offenen Feindseligkeiten zwischen den Durchmarschierenden und den Landesbewohnern. Anfälle wurden auf einzelne Soldaten gemacht, und der Kommandeur des Frankfurter Regiments, Major Horadam, dachte an die spanischen Verhältnisse, wenn er schrieb: »Hier fehlen nur die Berge, um Guerillas zu schaffen.« Auch in dieser Hinsicht warfen die Ereignisse ihre Schatten voraus. In verstärktem Maße sollten sich die Ausbrüche dieses Hasses wiederholen, als die Überbleibsel des gegenwärtig noch in stolzer Pracht einherziehenden Riesenheeres im Dezember desselben Jahres verhungert und erfroren durch die preußischen Dörfer und Städte schlichen.

Übrigens verleugnete sich jetzt wie später das landsmannschaft-

liche Gefühl nicht ganz: der Groll der Bevölkerung richtete sich vorwiegend gegen die Welschen, und nur Leute, die keine Unterschiede machen konnten oder wollten, dehnten ihre Abneigung auf alle aus. Martens erzählt, daß ein ostpreußischer Gutsbesitzer in der Gilgenburger Gegend die Offiziere seines Bataillons freigebig bewirtet habe, mit dem Zusatz: »Sein Franzosenhaß kam uns zu gut.«

Ein vornehmlicher Grund dieses Hasses der preußischen Bevölkerung lag in der Verarmung des Landes, das nun zum zweitenmal innerhalb von fünf Jahren große Heere zu ernähren hatte. In manchen Gegenden war die Not so groß, daß viele Einwohner ihre Häuser verließen und gutmütige Offiziere mit den Ausgeplünderten die eigenen schmalen Vorräte teilten. Schon jetzt also, wo der Heerwurm das feindliche Land noch nicht einmal erreicht hatte, begann das bleiche Gespenst des Hungers in den Reihen umzugehen.

Ungleich schlimmer noch als in Preußen lagen die Verhältnisse in Polen, dessen Grenzen ein großer Teil der Armee zuerst in der Posener Gegend überschritt, um, nachdem er durch die heutige Provinz gleichen Namens gezogen, in Ostpreußen noch einmal den deutschen Boden zu berühren, der trotz der Antipathieen seiner Bewohner den meisten als das letzte Stück der Heimat erschien. Die im Polnischen gemachten Erfahrungen lassen dies Gefühl als sehr berechtigt erscheinen, selbst bei den Sachsen, die das damalige Großherzogtum Warschau,[1] das unter ihrem Könige stand, in besonderem Sinne als einen befreundeten Staat betrachten durften.

Gleich der erste Eindruck des Landes war ein trauriger gewesen. Major v. Lossberg schreibt am 17. April an seine Frau: »Schon am ersten Marschtage von Fraustadt aus und nachdem wir einige Dörfer passiert hatten, erzeugten diese und die den Augen sich von fern darstellenden Sandsteppen und Kiefernwälder einen Eindruck

[1] Das Großherzogtum Warschau wurde bekanntlich 1807 aus den im Tilsiter Frieden von Preußen abgetretenen Teilen Polens gebildet. Es umfaßte die jetzt preußische Provinz Posen sowie Teile von Russisch-Polen. Zum Großherzog hatte Napoleon den König Friedrich August von Sachsen ernannt.

auf die Gemüter unserer jüngeren Soldaten, der ganz dem entgegengesetzt war, welchen die Kinder Israels empfanden, als sie das Land Kanaan erblickten, und ich kann sagen, daß von dem Augenblick an Scherz und Gesang im Regimente (in der ganzen westfälischen Armee wurde diese Bemerkung gemacht) verstummte.« »Sauland! Schweinepolen!« wetterte der Hauptmann v. Offterdinger, ein kernfester Schwabe vom Infanterieregiment Kronprinz, der mit seinem romantischen Namensvetter bei Novalis nichts gemein hatte, als er auf pfadlosem Marsche mit seiner Kompagnie in das unwirtliche Land hineindrang.

Alle Häuser starrten von Schmutz und Ungeziefer: Flöhen, Wanzen, Läusen und Kakerlaken. »Ein Schwein deutschen Ursprungs,« sagt v. Lossberg drastisch, »würde das Innere eines polnischen Wohnhauses nicht betreten.« Auch die deutschen Soldaten suchten sich dem Aufenthalt an diesen ungastlichen Stätten nach Möglichkeit zu entziehen und schliefen lieber in den Scheunen als in den rauchigen Hütten der polnischen Bauern, in denen Bett- und Leinenzeug fehlten und das Federvieh in den Ecken umherkroch.

Die poetische Seite des Kriegslebens, die den Soldaten ergötzt und erheitert, fehlte hier fast ganz. Nur auf den Edelhöfen, wo die Offiziere einquartiert lagen, zeigte sich eine höhere Gesittung, freilich auch diese in seltsamer Vermischung mit slavischer Unkultur, wovon wir gleich ein Beispiel hören werden.

Der polnische Adel war Napoleon günstig, zumal im Anfang des Feldzugs, als man eine Wiederherstellung Großpolens von seiner Allmacht erwartete. Wie im November von 1806 ward ihm in Posen ein glänzender Empfang bereitet, wobei die Damen den interessanten Mann umdrängten. Er hatte keine Muße, sich mit ihnen abzugeben; etwas mehr sein Bruder Jérôme. Als dieser im Juli einen folgenschweren Fehler beging, indem er nämlich zu spät kam, um die zweite russische Westarmee unter dem Fürsten Bagration abzuschneiden, wurde im westfälischen Korps getuschelt, daß er sich in Warschau und Grodno mit den liebenswürdigen Polinnen die Zeit zu gut vertrieben habe.

Die Begeisterung der polnischen Damen für die Sache des Kaisers hat sich auf manchen seiner Offiziere übertragen, die auf

den Gütern im allgemeinen gute, oft sogar sehr herzliche Aufnahme fanden. Allerdings stimmen auch hierüber die Angaben nicht völlig überein, doch scheinen einzelne Ausnahmen die Regel zu bestätigen. »Von der Gastfreundschaft, mit der man uns entgegenkam,« sagt v. BRANDT, »hat man keine Vorstellung. Die militärische Jugend bewunderte die junonischen Gestalten der Edelfrauen, die sich freilich nicht genierten, in Gegenwart der fremden Gäste ihren Kindern die Flöhe abzufangen.« Auch der bayrische Offizier v. TAVEL-MUTACH, ein geborener Schweizer, verlebte auf einem polnischen Schlosse am Njemen, wo er später als Verwundeter einkehrte, schöne Stunden. Die Töchter des Hauses kürzten ihm und seinen Kameraden in liebenswürdiger Weise die Zeit; die alte Großmutter, eine würdige Matrone, ließ ihn in der Abschiedsstunde niederknieen und erteilte dem Scheidenden feierlich ihren Segen.

Hier und da kam selbst das romantische Rittertum zur Geltung. Ein Adjutant des Generals THIELMANN rettete während seines Aufenthalts auf dem Gute eines Grafen LUBINSKI dessen reizende Gemahlin und deren Töchterchen aus dem Schloßteich. Die Handlung endete mit einer Rührscene, die Freiherr v. LEYSSER, der Oberst der sächsischen Garde du Corps, in seinen nachher in der Gefangenschaft zu Saratow geschriebenen »Briefen von den Ufern der Wolga« mit der Gefühlsseligkeit eines Schriftstellers der WERTHER- und SIEGWARTperiode vorgetragen hat. General v. THIELMANN selbst wurde einmal der Gegenstand einer für ihn mehr ärgerlichen als erfreulichen Ovation, indem ihn die Polen nach ihrer Landessitte vor den Augen seiner erstaunten Sachsen auf den Armen herumtrugen und dabei von Zeit zu Zeit in die Luft schnellten.

Solche halb sentimentalen, halb burlesken Scenen heben sich von einem düsteren Hintergrunde ab. Schon zur Zeit des Einmarsches ins Posensche war das große Heer in einer Lage, die zu ernsten Befürchtungen für die Zukunft berechtigte. Der Mangel, der im Preußischen herrschte, machte sich erst recht in Polen fühlbar. In Litauen, an der Düna, überall wird es dasselbe sein, bis im Innern Rußlands dieser Mangel zur gräßlichsten Hungersnot anwächst, die im Verein mit Strapazen, glühender Sommerhitze

und grimmiger Winterkälte das glänzendste Heer, das die Welt gesehen, aufreiben wird. Es dürfte daher schon an dieser Stelle erlaubt sein, ein Wort über die Ursachen einzuflechten, die ein so beispielloses Ergebnis zur Folge hatten, das dem russischen Feldzug unter den Feldzügen der Weltgeschichte eine Sonderstellung anweist.

Ins Gebiet einer längst als solcher erkannten Legende gehört die Behauptung, daß der große Feldherr, von seinen bisherigen Erfolgen verblendet, ohne Vorsicht und Umsicht in die großartigste Unternehmung seines Lebens eingetreten sei. Wenn er, seiner Gewohnheit entsprechend, den Operationsplan nur in allgemeinen Zügen festgelegt hatte, um die Einzelheiten den sich entwickelnden Verhältnissen zu überlassen, die sein Genius, wie selten der eines Menschen zu beherrschen und benutzen wußte, so hatte er doch den Verpflegungsschwierigkeiten, die sich ihm auf dem Wege bieten mußten, die eingehendste Beachtung zuteil werden lassen.

Ungeheure Transporte wurden dem Heere nachgefahren, zum Teil von Ochsen, die nicht nur als Zugtiere, sondern später auch als Schlachtvieh dienen sollten. Für die Tage der Not führten die Soldaten eiserne Portionen mit sich. Große Magazine wurden angelegt; die Wasserstraßen, die Weichsel, der Njemen und die Düna, sollten benutzt werden, sie zu füllen. Man staunt, wenn man über die Vorbereitungen liest und doch weiß, wie vollständig das ganze Unternehmen gescheitert ist. Zu wohlfeilem Tadel ist ja hier Gelegenheit genug, und erst unlängst hat ein Militärschriftsteller bestimmt versichert, daß sich in einem Kriege zwischen Deutschland und dem russischen Reiche der Fall nicht wiederholen würde. Wir wollen das hoffen; aber auch im Falle vollständigen Gelingens würden hieraus noch nicht ohne weiteres für Napoleon ungünstige Rückschlüsse gezogen werden dürfen.

Es ist die Tragik des Genies, daß es, Raum und Zeit überspringend, sich an Probleme der Zukunft wagt, die die Gegenwart zu lösen nicht imstande ist. Und die damalige Zeit war nicht imstande, das Problem der Eroberung Rußlands, selbst einer teilweisen und vorübergehenden Eroberung, auf dem von Napoleon angestrebten Wege zu erreichen: die Zeit, in der es keine Tele-

graphie, keine Ballons, Eisenbahnen, Kraftwagen und Fahrräder gab, tausend anderer technischen Hilfsmittel nicht zu gedenken, welche Wissenschaft und Erfahrung inzwischen in den Dienst des Strategen gestellt haben.

Dabei muß zugegeben werden, daß auch bei weitem nicht alles erreicht worden ist, was bei den damaligen Hilfsmitteln hätte erreicht werden können. Die französische Verwaltung war nichts weniger als einwandfrei. Wie die aller romanischen Länder hat sie sich niemals durch saubere Redlichkeit ausgezeichnet und war in den letzten Jahren der Republik vollends verdorben. Auch Bonapartes glänzendem Ordnungsgenie war es nicht gelungen, die Schäden dieser Administration zu beseitigen. Vieles lag im Volkscharakter: Unpünktlichkeit neben schematischem Formalismus. Beide mußten mit der Größe des Reiches und der Ausdehnung der Kriege wachsen. Man gehorchte dem Buchstaben der Befehle, um hinter dem Rücken des kaiserlichen Befehlsgebers die gröbsten Unterschleife zu begehen. Während beispielsweise die französischen Regimenter infolge des Zusammenhaltens gewissenloser Armeebeamten mit trügerischen Lieferanten schlechtes Schuhwerk erhielten, das nach kurzer Zeit den Leuten von den Füßen fiel, ließen, wie wir hören werden, auf dem Rückzug die Magazinverwalter in Smolensk und Wilna die hungernden Soldaten vor den Türen sterben, wenn sie nicht ganz ordnungsmäßige Befehle ihrer Truppenführer zum Empfang von Lebensmitteln aufzuweisen vermochten.

Schon in dieser ersten Phase des Feldzugs zeigten sich die Vorboten kommenden Verhängnisses. Daß die Deutschen in mancher Beziehung hierunter noch mehr als die eigentlichen Franzosen litten, brachte ihre Stellung als Hilfstruppen in einem großen Heeresverbande mit sich, dessen Spitzen einem fremden Volke angehörten, das von der Höhe seines Nationalstolzes und im Gefühl errungener Erfolge auf die im Grunde doch nur als minderwertige Gehilfen eingeschätzten »Bundesgenossen« herabschaute, denen man überdies vielfach mißtraute. Auch vonseiten der französischen Abteilungsführer geschah das nicht selten. Bitter beklagen sich z. B. die sächsischen Offiziere der Brigade Thielmann darüber, daß Oberst Serrion, der Generalstabschef des 4. Reiterkorps, den

Korpskommandeur LATOUR=MAUBOURG gegen ihre Landsleute eingenommen habe, bis beide einander näher kennen lernten und von nun an ein auf gegenseitiger Achtung gegründetes Verhältnis zwischen dem General und den ihm unterstellten Sachsen eintrat. Wir werden ähnlichen Zügen noch oft begegnen.

Besonders unfreundlich aber waren die Beziehungen zwischen der französischen Intendantur und den Angehörigen der fremden Truppenteile. SUCKOW, ein allerdings etwas abgünstiger Beurteiler der Franzosen, berichtet darüber aus der Zeit seines Aufenthalts in Posen: »Man muß mit den Franzosen gelebt haben, um sich von der Arroganz jener Mehlwürmer, wie man diese *commissaires ordonnateurs* usw. in der Armee spottweise nannte, gegenüber ihren deutschen Verbündeten eine Idee zu machen. Jeden Laib Brot, jedes Pfund Fleisch mußte man bei den Fassungen dieser Lebensbedürfnisse aus den französischen Magazinen erstreiten, ja, mitunter fast buchstäblich erkämpfen«.

Die von SUCKOW gerügte Kargheit hing mit einem weiteren Fehler der französischen Verwaltung zusammen, die im Bestreben, die hinteren Magazine immer gefüllt zu halten — die doch zu guterletzt den Russen in die Hände fielen — mit der Verausgabung von Vorräten an die weiterziehenden Truppen äußerst sparsam war. Diese waren daher — und auch infolge ihrer Eilmärsche — auf Requisitionen angewiesen. Aber das in den früheren Kriegen, am Rhein, in Thüringen, in Österreich, erfolgreich angewandte Requisitionssystem mußte in den schlechtangebauten Ländern des Ostens mit ihrer dünnen und der eindringenden Armee gegenüber größtenteils sehr übelgesinnten Bevölkerung versagen. Die Offiziere halfen sich, solange sie Geld hatten, bei den schachernden Juden und den Marketendern durch, die ihnen einige Lebensmittel teuer verkauften. In den jüdischen Wirtschaften war auch bisweilen ein erträgliches Bett zu finden, eine Wohltat, die bald ein unbekannter Genuß werden sollte.

Im übrigen wurde requiriert, mit aller Rücksichtslosigkeit, die dieses Verfahren mit sich brachte. Schon in dem befreundeten Polen hat das begonnen. Nächst der politischen Zurückhaltung, die NAPOLEON den polnischen Wünschen gegenüber

zeigte,[1] hat gerade diese schonungslose Ausbeutung des Landes viel dazu beigetragen, die Sympathien der Polen abzukühlen.

Noch ein besonderer Umstand trat hinzu, um die Lage zu verschlimmern: eine Mißernte, die infolge Futtermangels in vielen Gegenden Polens den Viehstand verringert hatte. Ein bayrischer Offizier erzählt, daß er in der Plozker Gegend ganze Ställe voll verhungerter Rinder und Schweine getroffen habe.

Was noch übrig war, wurde den Leuten abgenommen — in Güte oder mit Gewalt. Heinrich v. Brandt besuchte auf dem Durchmarsch seine Eltern, die in Strzelnow im Posenschen ein Gut besaßen: »Die Meinen empfingen mich mit Tränen.« »Du kommst heute in das Haus eines Bettlers,« sagte ihm sein Vater. Der bayrische Hauptmann v. Gravenreuth suchte eine adelige Familie auf, mit der er aus dem Feldzuge von 1807 her bekannt war. Er kam gerade recht, um zu verhindern, daß man seinen Freunden die letzte Kuh aus dem Stalle trieb. Die Führer der Requisitionskommandos, die sich selbst in oft nicht minder peinlicher Lage befanden als die von den Beitreibungen Betroffenen, hielten sich schließlich für entschuldigt, wenn nur alles nach Befehl und Vorschrift ausgeführt wurde.

Natürlich wurden bei steigender Not auch alle »Vorschriften« bald außer acht gelassen, und ein allgemeines Plünderungssystem riß ein, bei dem jegliche Schonung aufhörte. »Die verschiedenen Nationen halten hierbei gleichen Schritt,« klagte ein polnischer Offizier seinem deutschen Kameraden Brandt, »Franzosen, Italiener, Württemberger, Badener, Bayern, ja, selbst Polen sind hierin völlig gleich.« Napoleon war entrüstet, und, wie nach Lage der Sache natürlich, blieben vor allem die Bundesgenossen von seinem Tadel nicht verschont, zumal die Württemberger, deren Führer er mit den bittersten Vorwürfen überschüttete. Schon vor dem Überschreiten der russischen Grenze war zwischen dem

[1] Die Polen wünschten (vergl. S. 13) die Herstellung ihres ehemaligen Reiches. Napoleon konnte sie gar nicht aussprechen, mit Rücksicht auf das verbündete Österreich und auch im Hinblick auf einen späteren Friedensschluß mit Rußland, den, auch im Fall selbst des günstigsten Ausgangs seines Feldzugs, eine Herstellung Polens außerordentlich erschwert haben würde.

Generalstabschef Berthier und dem württembergischen Kronprinzen ein unangenehmer Briefwechsel geführt worden, und der Kaiser selbst hatte bei einer Begegnung den Prinzen hart angelassen. Hiermit hing auch die Enthebung zweier württembergischer Generale von ihren Kommandos zusammen. Anlaß zu diesen Maßregeln oder wenigstens einen Vorwand dazu boten die Ausschreitungen, über die sich der Kaiser als oberster Kriegsherr heftig beklagte. Ganz unbegründet waren diese Klagen nicht, und auch wenn man, wie es hier geschehen, die Notlage zugibt, so kann nicht in Abrede gestellt werden, daß in verschiedenen württembergischen Regimentern von vornherein die Disziplin keine besonders gute war. Der Kronprinz selbst hat das in einem Schreiben, das er am 3. Juli an seinen Vater richtet, ziemlich offen zugegeben. Es heißt darin: »Was die Exzesse dieser (Reiter-)Regimenter, über die so sehr geklagt wird, betrifft, so sind mir, solange dieselben unmittelbar unter meinem Kommando gestanden sind, keine zur Anzeige gebracht worden, die ich nicht sogleich mit gebührender Strenge bestraft hätte. Ein Beweis davon ist der Major v. Seebach, den ich wegen seines brutalen, überall Klagen veranlassenden Benehmens von dem Regiment entfernt und Eurer Majestät gemeldet habe. Getrennt von dem übrigen Armeekorps, mögen diese Regimenter, die in Schlesien sich ganz eigene Begriffe vom Feldleben gemacht haben, sich ihrem Hang zu Ausschweifungen um so mehr überlassen haben, als sie für ihre Verpflegung selbst zu sorgen hatten. Im allgemeinen habe ich ohnehin bemerken müssen, daß bei einigen dieser Regimenter keine rechte Autorität von oben herab gehandhabt wird, daß zwischen Untergebenen und Vorgesetzten viel zu große Familiarität und kameradschaftlicher Ton herrscht und gleichsam hergebracht ist.«

Wirklich waren verfängliche Redensarten höherer und niederer Offiziere des schwäbischen Kontingents laut geworden, und Napoleon hatte durch Zwischenträger davon erfahren. Man hatte tüchtig auf den Kaiser geschimpft, besonders, weil er die württembergischen Truppen auseinandergerissen und das Reiterregiment Herzog Louis von den übrigen vollständig getrennt hatte. Dieses willkürliche Schalten erregte auch bei den übrigen deutschen Truppenkörpern, die davon betroffen wurden, viel Verdruß, und

nur der sächsische General Thielmann, ein äußerst ehrgeiziger Charakter, hatte eine Auszeichnung darin gesehen, daß ihn der Kaiser mit seiner Brigade von den Sachsen fort und mit in die erste Linie nahm; ja, er soll diese Versetzung selbst eifrig betrieben haben. Die andern dachten hierin anders, und der Deutsche blieb in dem bunt zusammengesetzten Heere, in dem ein babylonisches Sprachengewirr herrschte, naturgemäß am liebsten mit seinen Landsleuten zusammen.

Inzwischen war das Heer am Njemen angelangt, in einer fächerförmigen Aufstellung. Die linke Hauptkolonne unter Napoleons eigener Führung stand bei Kowno; etwas südlich davon mehrere Armeekorps unter Eugen Beauharnais; noch weiter südlich, gleichfalls mit starker Macht, des Kaisers Bruder Jérôme. Der Schutz der linken Flanke war dem zum Einrücken in Kurland bestimmten 10. Armeekorps (Macdonald) anvertraut, der der rechten einem österreichischen Hilfskorps unter Schwarzenberg. Napoleons Absicht ging dahin, durch einen Marsch auf Wilna zwischen die ihm gegenüberstehenden beiden russischen Westarmeen einen Keil zu treiben. Von diesen befand sich die eine, unter Barclay de Tolly, zurzeit im nördlichen Litauen, die andere, schon einmal erwähnte, unter Bagration, weiter südlich. Von der französischen Hauptkolonne wurde bald darauf ein Teil unter Davout abgezweigt, um Bagration entgegenzugehen, den ihm nach Napoleons Plan von Süden her Jérôme in die Arme treiben sollte. Der Vizekönig sollte diese auf Einschließung des Gegners abzielende Bewegung unterstützen. Aber der kaiserliche Bruder zeigte sich, wie hier nochmals mit Betonung gesagt werden muß, der ihm gestellten Aufgabe nicht gewachsen. Zum Teil mag vielleicht die Schuld Napoleon selbst zuzuschreiben sein, der sich nicht mehr wie in früheren Jahren von allen Vorgängen durch den Augenschein überzeugte und sich persönlich zu lange in Wilna aufgehalten hat, wo ihn freilich allerlei Geschäfte fesselten. Auch waren die Entfernungen und dadurch die Unübersichtlichkeit des Schauplatzes größer als in irgend einem der bisher von ihm geführten Kriege. Sei dem, wie ihm wolle: genug, Bagration wird entwischen, und indem sich auch Barclay zurückzieht, wird es Napoleon nicht möglich, einen von beiden zu fassen. So kommt

sein Plan zum Scheitern, und der erste Akt des großen Dramas findet einen für ihn und alle, die mit ihm waren, unbefriedigenden Abschluß.

Die Eröffnungsscene war pompös gewesen, der Übergang über den Njemen, der in der letzten Juniwoche erfolgte. In den Zeitungen der Epoche wird er aufs glänzendste geschildert. Mit einem »Lavastrom«, einer »wandelnden Zitadelle« werden die gepanzerten Reiterzüge verglichen, die in unabsehbarer Länge über die Brücken bei Kowno zogen, der damals ersten der russischen Städte, dem »kleinen schmutzigen Nest«, wie es HEINRICH v. BRANDT nannte, »das schon so viele Schicksale erlebt hatte.« Selbst die »vorweltlichen Riesentiere« mußten zum Vergleich für die Journalisten herhalten. Aus der Ferne gesehen, schieben sich die Kulissen ineinander, und die Einzelheiten entschwinden dem Blicke.

Diese Einzelheiten waren freilich für die Beteiligten nicht alle so reizvoll, wie die Zeitungsschreiber behaupteten und bildliche Darstellungen es Verwandten und Freunden in der Heimat übermittelten. »Ich habe mehrere Bilder gesehen,« schreibt v. BRANDT, »welche den Übergang über den Njemen darstellen. Hätte man die damit verknüpfte Unordnung zugleich wiedergeben können, so wären dieselben für die Geschichte gewiß belehrender gewesen. Das Durcheinander dort war unglaublich. Alles wogte der Brücke zu, jeder wollte der erste werden, jeder seine Equipage mitnehmen. Gendarmen taten Einspruch — Ungehorsam, Widersetzlichkeit offenbarte sich. Dies war namentlich der Fall, wenn geschlossene Truppenteile ihren Übergang bereits vollbracht hatten und dann deren Bagagen folgen sollten. Dies wollten dann meistens die Artillerieparks, welche ihre Offiziere an der Brücke hatten, nicht leiden, und dann ging es an ein Zanken und Streiten, in welchem in der Regel der den Vorrang erhielt, der seine Mannschaft und Fahrzeuge zuerst in Bereitschaft hatte.«

Zudem hatte sich während des Überganges ein Gewitter entladen,[1] unter heftigem Donner, in dessen Rollen der Aberglaube

[1] Die Hauptkolonne, von der hier die Rede ist, ging unter NAPOLEON selbst am 25., zum Teil allerdings schon am 24., bei Ponjemon, nahe Kowno, über den Njemen; die zu MACDONALDS Korps gehörigen Preußen

die Mahnrufe einer überirdischen Stimme hören wollte. Der preu-ßische Fragmenteschreiber, der mit dem 1. Reiterkorps über den Fluß ging, bemerkt darüber: »Als das Kavalleriekorps zum Ab-marsche bereit stand und die Besichtigung des Kaisers, der sich in der Nähe befand, erwartete, um dann den ferneren Marsch anzutreten, wurde beides durch den Ausbruch eines Gewitters, das sich unbemerkt während der Beschäftigung zum Übergang zusammengezogen hatte, augenblicklich verhindert. Der Donner krachte, und der Regen fiel in Strömen herab. Eilig hüllte sich jeder in seinen Mantel und erwartete duldend das Ende des Un-wetters. Ein so zufälliges Zusammentreffen mit der ersten ent-scheidenden Unternehmung des Krieges erregte den Aberglauben des gemeinen Mannes und ließ die Höhern nicht unberührt. Durch die Reihen liefen die Worte: ‚Das ist ein schlechtes Zeichen! es werden wenige zurückkehren!' und dergl. mehr, welche Äuße-rungen den allgemeinen Eindruck erkennen lassen. Diese Stimmung wurde durch die Trompeterchöre der französischen Kürassiere, welche, dem Sturm trotzend, die muntersten Weisen und Fanfaren schmetterten, passend unterbrochen. Selten kann, hinsichtlich der Wirkung, von der kriegerischen Musik eine vorteilhaftere An-wendung gemacht werden.«

Neben dem Fanfarengeschmetter war es der Anblick der ge-waltigen Heeresmassen, der das Gleichgewicht in der Seele des Kriegers wiederherstellte. Imposanter fast noch als bei Tage erschien dieses Heer zur Nachtzeit, die die Dinge vergrößert und alles in noch weiteren Dimensionen erscheinen läßt. »Die Tausende der die Gegend erhellenden Lagerfeuer,« schreibt ein Augenzeuge, »machten in der dunklen Nacht einen noch mächti-geren Eindruck als der Anblick des Heeres bei Tage. Man sieht am Tage alles, während die Nacht nur einzelne Punkte zeigt und der Phantasie einen weiten Spielraum läßt. Dazu kam die lärmende Geschäftigkeit des Lagers, die Fröhlichkeit der Soldaten, das

(d. h. alle außer den beiden mit nach Moskau ziehenden Reiterregimentern und den zwei Kompagnien der preußischen Artilleriebrigade) ebenfalls am 24. Juni bei Tilsit; die Bayern mit dem Vizekönig Eugen erst anfangs Juli bei dem südöstlich von Kowno gelegenen Pilony; die unter Jérôme gegen Bagration geschickten Westfalen – gleichfalls in den ersten Juli-tagen – noch weiter südlich bei Grodno.

Stampfen und Wiehern mutiger Rosse, die Hoffnung auf Sieg, Ehre und Lohn im nahen Kampfe.«

So zog man denn nach Litauen hinein, in ein wüstes, waldiges Land, noch unwirtlicher als Polen, in dem sich die bisherigen Mühsale unaufhörlich steigern und nach und nach bis zur Unerträglichkeit anwachsen sollten. Die Verpflegungsschwierigkeiten erhöhten sich durch Eilmärsche, die von den Magazinen immer weiter entfernten und zudem durch das Stocken der Kolonnen auf den Wegen Ungemach aller Art, Stoßen und Drängen, Fallen der Pferde und rohes Überfahren der Ermüdeten im Gefolge hatten. Hierzu traten ungünstige Witterungsverhältnisse, die die Märsche außerordentlich erschwerten und den Ausbruch gefährlicher Krankheiten nach sich zogen, die durch faules Wasser und schlechte Nahrung noch befördert wurden. Dem beim Übergang über den Njemen erwähnten Unwetter waren weitere starke Niederschläge gefolgt, die streckenweise in einen Landregen ausarteten, der die ohnehin sehr schlechten Pfade — »bestimmte Wege gibt es in Litauen nicht«, sagt v. Wedel charakteristisch — völlig grundlos machten.

Wir geben im folgenden dem Leutnant v. Martens das Wort, aus dessen genau mit den Daten geführtem Tagebuch bezeichnende Stellen angeführt werden, zu denen sich Ergänzungen aus andern mit Leichtigkeit bieten werden. »Bis Janowo,«[1] heißt es dort, »hatten wir drückende Hitze und einen unerträglichen Staub zu bestehen. Nachmittags rollte der Donner mit mächtigen Schlägen, und ein Gewitterregen durchnäßte uns bis auf die Haut.« Am 28. Juni »hielt der Regen an, und das erste Geschäft dieses Morgens war Barackenbau; die Strapazen dieser und der nachfolgenden Tage legten den Grund zu den nicht ausbleibenden Krankheiten, Ruhr und Nervenfieber, die nur zu bald unaufhörlich in unseren Reihen wüteten und solche bei weitem mehr lichteten als das feindliche Geschoß.« Am 29. Juni dauerte der Regen fort und »versetzte uns in die traurigste Lage.« »Im Sturm und Regen,« heißt es am 30., »verließen wir in aller Frühe unser Sumpflager.« Auch am 1. Juli »blieben wieder Menschen und Pferde im Kot

[1] Ort nördlich der von Kowno nach Wilna gehenden Straße. Der Schreiber marschierte auf dem linken Flügel des Hauptheeres.

liegen.« Am 3. belebte »die wiedererscheinende Sonne die tief=gesunkenen Kräfte, aber die Ruhr griff immer weiter um sich, und mehrere hundert Kranke mußten in dem zu Maliaty eiligst er=richteten Feldspital untergebracht werden.«

In dieser Weise geht es weiter. Am 6. Juli entlud sich ein neues Gewitter; am 9. ist wieder »drückend schwüle Hitze«, der aber=mals furchtbare Güsse folgen. Die Witterung bleibt noch ein paar Tage »abscheulich«. Schon sterben Soldaten vor Schwäche: Der Kronprinz von Württemberg meldet seinem Vater, daß in der Zeit vom 15.—29. Juli 21 Mann in den Biwaks an Entkräftung verschieden sind.

Der Prinz konnte diesen Bericht nicht mehr unterzeichnen. Er selbst war von der herrschenden Krankheit (der Ruhr) er=griffen und mußte nach Wilna und von dort in sein Heimatland zurückgeschafft werden. Auch der General v. SCHELER, der nach=her an seiner Statt die 25. Infanteriedivision kommandierte, ein Oheim v. MARTENS', war wie dieser schwer erkrankt; Neffe und Onkel wären beinahe der ekelhaften Krankheit erlegen. Letzterer schreibt am 18. Juli: »Man roch nichts als Pfefferminze und Hofmännische Tropfen im Lager, deren starker Geruch uns wie Leichendunst in die Nase stieg.« Das waren die Mittel, die die damalige Medizin dem tückischen Leiden entgegenzusetzen hatte. Regimentsarzt Roos und seine Kollegen wanderten in den Städten, durch die sie kamen, von einem Apothekerladen zum andern, um die lebenspendenden Tropfen aufzutreiben.

Wie bei den Schwaben so bei den Bayern. »Von Lyck (in Ost=preußen) bis Olitta mehrt sich das Elend mit jedem Schritt,« schreibt der Unterapotheker GRASMANN in sein Journal. Am 8. Juli meldet er einen Krankenbestand von 129 Mann, der am folgenden Tage auf 200 und am 13. auf 345 Mann gewachsen ist. Auch er klagt über den Mangel an Medikamenten.

Unter diesen Umständen wird es erklärlich, daß schon jetzt in der Armee, auch bei den deutschen Kontingenten, trotz immer wiederholter Verbote zahlreiche Mannschaften zurückblieben. Nicht nur die Kranken und Sterbenden, sondern auch Marodeure, die plünderten, stahlen, raubten, das Land unsicher machten und dessen Bewohner gegen die Franzosen und ihre Verbündeten

aufbrachten. Das war um so bedenklicher, als die Stimmung des litauischen Volkes für die weiteren Schicksale des Heeres von großer Bedeutung werden sollte.

Der Litauer ist ein kalter Schlag, der sich für den hohen Ton der napoleonischen Proklamationen weniger empfänglich zeigte als der leichter entzündliche Pole. Die vornehme Welt machte ja in Wilna dem fremden Imperator ihre Aufwartung, und der — größtenteils polnische — Adel des Landes, der sich gleichfalls in Träumen einer Wiederherstellung des alten Jagellonenreiches wiegte, stellte ihm seine Dienste zur Verfügung. Er hat im ganzen die Treue gehalten, und gar mancher polnisch-litauische Edelmann hat noch in den letzten schweren Wochen mit Aufopferung seines Lebens dem aufgelösten Heere als Kundschafter und Nachrichtenvermittler wichtige Hilfe geleistet.

Aber abkühlend hat auch in diesen Kreisen die politische Zurückhaltung Napoleons gewirkt, und der gemeine Mann, der von Politik keine Ahnung hatte, ergrimmte über die Verwüstung, die der über Litauen sich ergießende Heuschreckenschwarm weit und breit anrichtete. Schon bei Kowno waren Ortschaften völlig zerstört worden, wie wegrasiert durch die Soldaten, die das Gebälk der Häuser für ihre Lagerfeuer verbraucht hatten.

»Nirgends ein Bewohner!« klagt Brandt schon am 27. Juni, zwei Tage nach dem Übergang über den Njemen, »ein Dorf in unserer Nähe war fast ganz vom Boden verschwunden — die vor uns hier eingetroffenen Truppen hatten sich Biwaksbedürfnisse daraus geschaffen.« In vandalischer Weise wurde ein dem General v. Bennigsen gehöriges Schloß Zakred in der Nähe von Wilna verwüstet. Die Beispiele ließen sich häufen, aber sie würden zusammengenommen nur ein einförmiges Gesamtbild ergeben. Zudem wird noch später von ähnlichen Vorgängen oft genug die Rede sein.

Auch von den Requisitionskommandos wurden Land und Bewohner in übelster Weise mißhandelt, schlimmer noch als im Großherzogtum Warschau. Dabei war der Ertrag dieser Requisitionen oft recht gering, und es trat die Erscheinung zutage, daß die Deutschen in der Beschaffung und Verteilung der herangeholten Vorräte viel ungeschickter verfuhren als die Franzosen,

denen der Grundsatz, sich vom eroberten Lande ernähren zu lassen, seit den Rheinfeldzügen im Blute steckte.

Wenn aber unsere Landsleute in der Kunst des Requirierens zurückstanden, so waren die deutschen Reiter, ebenso wie die polnischen, den französischen in der Pflege der Pferde überlegen. Natürlich ist das mit Vorbehalt zu verstehen, und beispielsweise die Trainknechte aller Nationen pflegten mit den ihrer Obhut anvertrauten Gäulen in einer Weise umzugehen, deren Mitteilung ungläubigem Zweifel begegnen mag. Die Tiere hatten wie die Menschen von den übergroßen Anstrengungen zu leiden: dazu waren sie matt und entkräftet, infolge des nassen Grünfutters und des unreifen Getreides oder des faulen Dachstrohs, das sie zu fressen bekamen. Diese unzweckmäßige Fütterung erzeugte Verdauungsstörungen verschiedener Art: neben Durchfall und Abmagerung kam hartnäckige Verstopfung vor, die nach Aussage eines Roßarztes Diem u. a. durch Klystiere von »schlechtem Rauchtabak« bekämpft wurde. Ein Artillerieoffizier erzählt, daß seine Leute mit der ganzen Länge des Armes den Pferden in den After fahren mußten, um sie von den im Darm angehäuften Kotmassen zu befreien. Nach Roos hatte das Grünfutter eine Auftreibung der Leiber zur Folge, die man durch angestrengtes Laufen der Tiere manchmal beseitigen konnte. In vielen Fällen aber gingen diese ein. Hunderte von Pferden mit geplatzten Bäuchen sah der bayrische Stabsauditeur Stubenrauch schon an den Brücken von Pilony herumliegen. In der Nähe von Wilna, behauptet derselbe, waren es mehr als 1600: »Der Gestank war unerträglich«, das Biwak der Bayern bei Wilna infolge der mephitischen Dünste ganz gräßlich.

Auf den Märschen brachen die Tiere zusammen. »In Gräben und Löchern,« sagt der Sachse Röder v. Bomsdorff, der mit dem Korps Davouts gegen Bagration zog, »liegen sie mit stierem brechendem Auge und versuchen kraftlos in die Höhe zu kommen. Aber der Versuch ist fruchtlos, und nur selten bringen sie einen Fuß auf die Straße, der dann ihren Zustand noch bejammernswürdiger macht. Gefühllos fahren Train- und Artilleriesoldaten mit dem Geschütz darüber weg, daß man das Bein zerknirschen, des Tieres dumpfbrüllenden Schmerzenston hört und

sieht, wie es, von Angst und Entsetzen getrieben, Kopf und Hals konvulsivisch hebt, mit ganzer Last zurückfällt und sogleich von zähem Schlamm begraben wird.«

Dabei bleibt bestehen, daß der deutsche Reiter in der Regel für seinen Gaul doch besser sorgte als der Franzose. »*Le Français n'est pas homme de cheval*«, pflegte Napoleon zu sagen, und der russische Feldzug hat dem großen Kapitän darin recht gegeben. Deutsche Tierfreunde konnten es oft nicht mit ansehen, mit welcher Leichtfertigkeit die Soldaten fremder Regimenter, die mit jenen in denselben Brigaden standen, ihre Pferde behandelten, und ein Kavallerist spricht seinen Ärger darüber aus, daß die Franzosen aus Nachlässigkeit die gedrückten Tiere, aus deren wunden Rücken der Eiter hervorquoll, auch wenn sich die Möglichkeit bot, des Abends im Lager nicht absattelten, um ihnen wenigstens für die Nacht eine Erleichterung ihrer Schmerzen zu gewähren.

Der bayrische Chevauleger, der auf dem Rückzuge zwischen der Beresina und Wilna sein Pferd nicht im Sumpfe versinken lassen wollte und als alle Anstrengungen, das kraftlose Geschöpf herauszuziehen, mißglückten, zu ihm hinabsprang, um gemeinsam mit seiner »Liesel« zu sterben — er ist gewiß eine Ausnahme. Aber es wird doch kein Zufall sein, daß die Truppe, zu der dieser brave Mann gehörte, wie gemeldet wird, während des Feldzuges in dem von der französischen Armee stark vernachlässigten Aufklärungsdienste noch das Beste tat.

Auch bezeugt der bayrische Major Fürst Thurn und Taxis, daß bei einer am 14. Juli in Wilna von dem Kaiser selbst abgehaltenen Revue die Pferde seines Korps, auch die der Artillerie, in trefflichem Zustand, die Mannschaft von schöner Haltung und noch gut montiert gewesen sei.

»Es war daher natürlich, daß man sehr zufrieden war und mehrere aus Napoleons Umgebung sich äußerten, das 6. Korps sei schöner noch als die kaiserliche Garde.« »Doch seine Stunde hatte auch geschlagen,« fügt der Berichterstatter wehmütig hinzu.

Denn auch bei den Bayern machten sich die oben besprochenen Übel geltend. Das schlimmste von allen war das schon erwähnte Marodeurwesen, das in besorgniserregender Weise um sich griff und die Existenz der Armee auf die Dauer gefährden mußte.

Die bayrischen Feldzugsakten beweisen unwiderleglich, wie sehr die Generale Wrede und Deroy in ihren Divisionen gegen den immer mehr überhandnehmenden Unfug eiferten. Auch Napoleon selbst hatte, zuerst in Wilkowiczki, dann wieder in Wilna, die strengsten Maßregeln dagegen erlassen. Eine eigentliche Schuld an diesem Übel ist ihm also nur insofern beizumessen, als die ganze Art seiner Kriegführung, die auf Rußlands Boden versagte, dem Nachzüglerwesen indirekt Vorschub leistete. An die 50000 dieser Menschen sollen sich in Litauen vagabundierend herumgetrieben haben. »Viele sammelten sich in Banden,« sagt Wedel, »quartierten sich in Dörfer und Schlösser ein und stellten Vorposten aus, gegen Russen wie gegen Franzosen, welche gleichmäßig ihre Feinde waren.« Nachrückenden Abteilungen wurden sie nicht selten unbequem, einzeln von der Armee Zurückkehrenden vielfach gefährlich. Schon jetzt erwachte gegen diese schlimmste Plage die Volkswut in so hohem Grade, daß es — ein warnendes Vorzeichen kommender schrecklicher Ereignisse — »zur Gegenwehr und zu martervoller Ermordung der Gefangenen« kam. Auch die Kugeln der eigenen Kameraden streckten auf Befehl des Kaisers ganze Haufen dieses Gesindels zu Boden. Roos hat gesehen, daß sie vor der Hinrichtung ihre Gräber schaufeln mußten. Wie es bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, traf oft genug das Los die kleinen Diebe, während die großen ungehängt davonkamen. So ward ein bayrischer Chevauleger erschossen, ein sonst braver Soldat, der in Wilna eine Uhr genommen hatte. Nicht ohne Bitterkeit sagt Meerheim, der mit dem Korps Davouts gezogen, von den gegen die Marodeurs erlassenen strengen Befehlen, die man den versammelten Truppen an der später zu so düsterer Berühmtheit gelangenden Beresina vorlas: »Es mußte uns unendlich überraschen, als gerade hier, in diesen grauenvollen Waldsümpfen, die allerhöchste Maßregel bekannt gemacht und im Angesicht des Korps auch zugleich die Kommission sofort zusammen berufen wurde, um in einer nahe gelegenen Hütte mit der ersten Session zu debütieren. Eindruck machte die Sache allerdings, aber schwerlich den gewünschten, denn nur ein wehmütiges Lächeln war auf den von Mangel und Beschwerden abgezehrten Gesichtern der Gemeinen zu bemerken.«

So hatten die große Armee und mit ihr die deutschen Truppenkörper schon erhebliche Einbuße erlitten, bevor sie eigentlich an den Feind gekommen waren. Denn im ganzen hatten nur unbedeutende Gefechte mit den überall weichenden Russen in Litauen stattgefunden. Die erste Westarmee unter Barclay zog sich nach der Düna zurück, wo man einen Augenblick daran gedacht hat, ein nach dem Rat des Generals Phull, eines konfusen Theoretikers, angelegtes verschanztes Lager bei Drissa zu beziehen, dessen Unbrauchbarkeit sich bei näherer Untersuchung bald herausstellte. Doch war es vorher wenigstens einmal den deutschen Reitern vergönnt gewesen, sich mit der russischen Kavallerie zu messen. Am 5. Juli bei Kotschergischki an der Disna, einem der linken Zuflüsse der Düna. In dieser Affäre hatte sich das 2. preußische Husarenregiment derart hervorgetan, daß es im 6. Bulletin der großen Armee öffentlich belobt wurde und mehrere Ehrenlegionskreuze erhielt.

Das Lager von Drissa hatten die Franzosen unbesetzt gefunden. Man war auf einen schweren Kampf gefaßt gewesen, und die Herzen hatten Montbruns Reitern höher geschlagen, als sie sich der größten Schanze des Lagers näherten. Fast komisch war die Enttäuschung. »Je näher wir kamen, desto stiller wurden alle; man hörte weder Waffengeklirr noch Räuspern noch Husten; kein Pferd wieherte; es war, als ob auch sie auf den Zehen gehen könnten. Mit jedem Augenblick glaubten wir aus dieser Verschanzung und ihren Metallschlünden begrüßt oder angedonnert zu werden, und stille rückten wir immer näher. Auf einmal schwand der Nebel vor unsern Augen; die Stille verwandelte sich in ein Gemurmel und dann in ein Gelächter; es war weder eine Kanone noch ein Soldat mehr in dem Koloß von Schanze. Ein Bäuerlein wandelte oben umher, das man früher für eine Schildwache gehalten hatte, und die ausgeschickten Patrouillen brachten bald die Nachricht, daß die Russen in der Frühe ihr Lager und diese Schanze verlassen hätten.«

Soweit die Worte von Roos, der bei dem Ereignis zugegen war. Man mag den braven Reitern eine Stunde fröhlichen Lachens wohl gönnen. Denn schon harrten ihrer neue Bedrängnisse. Barclay zog die Düna hinauf, um der geplanten Vereinigung

mit dem Fürsten BAGRATION entgegenzustreben. In der Gegend von Drissa blieb nur eine russische Abteilung unter dem General WITTGENSTEIN zurück, der zwei Korps der großen Armee, das 2. und bald darauf auch das 6. (bayrische) gegenübergestellt wurden. Da inzwischen auch im Süden ein Heeresteil — das 7. Korps, die Sachsen — von der Hauptarmee abgezweigt worden ist, um im Verein mit dem österreichischen Hilfskorps SCHWARZENBERGS das Großherzogtum Warschau zu decken und zugleich eine russische sogenannte Reserve-Armee unter dem General TORMASSOW im Schach zu halten, während gleichzeitig im Norden das in Kurland eingedrungene Korps MACDONALDS gegen Riga vorgeht: so hat die Gesamtaufstellung der großen Armee die Gestalt eines Fächers angenommen, aus dem die Mitte hervorragt. Wir folgen einstweilen dieser Mitte, dem Hauptheer, das jetzt teils die Düna hinauf-, teils an sie heranzieht, den Russen nach, deren beide Westarmeen sich noch immer rückwärts zu vereinigen suchen.

Es gelingt NAPOLEON nicht, den immerfort weichenden Gegner festzuhalten, und erst nach weiteren vierzehn Tagen wird es bei Smolensk zwischen ihm und den inzwischen vereinigten Armeen seiner Gegner zu einer größeren Schlacht kommen, die auch die Fechtweise beider Teile charakteristisch hervortreten läßt. Eine Reihe von Einzelkämpfen, mehr kleinere Treffen als im eigentlichen Sinne sogenannte »Schlachten«, hat bis dahin doch stattgefunden. Von seiten der Russen waren es Rückzugsgefechte, und nur einmal wird sich BARCLAY durch die in seinem Lager herrschende, dem steten Zurückgehen widerstrebende Stimmung zu einem Offensivvorstoß bewegen lassen, der zu der für die Russen günstigen Affäre bei Inkowo führte. Trotz des glücklichen Ausgangs des Tages setzte er seinen Rückzug nach Smolensk weiter fort. Wir werden diese einzelnen Kämpfe nur insoweit zu betrachten haben, als die Teilnahme deutscher Truppen besonders dabei hervortritt. Im ganzen interessanter ist die Betrachtung, wie das Heer immer weiter abbröckelt, in einer solchen Weise, daß der französische General GOUVION ST. CYR behauptete, jeder Tag raube ihm ein Regiment, und der bei seinem Korps befindliche Major THURN UND TAXIS sagen konnte, »daß uns jeder Marsch mehr Leute und Pferde kostete als ein hitziges Gefecht.«

Das Gesamtbild hat sich inzwischen etwas geändert. An Stelle des litauischen Landregens war glühende Hitze getreten, und die Truppen hatten jetzt ebenso sehr vom Staube zu leiden als früher von der Nässe. Die Verpflegungsschwierigkeiten dauerten zwar im ganzen fort, so daß in Witebsk sogar schon die zum Ärger der andern Truppen stets am besten versorgten Soldaten der Garde plünderten; doch war das Land besser angebaut. Auch einige Viehtransporte kamen an, oder es konnte Schlachtvieh in der wohlhabenderen Gegend beschafft werden. Aber gerade dieser Überfluß an animalischer Nahrung und der Mangel an geistigen Getränken, »die durch trübes Wasser ersetzt wurden«, steigerte nach Aussage des zuletzt genannten Zeugen die eingerissene Dysenterie in einem »jede Beschreibung übersteigenden Grade«. »Der Mangel an trinkbarem Wasser,« berichtet auch MARTENS, »trug wesentlich zu den verheerenden Krankheiten bei; gierig schöpften die durstigen Soldaten aus jedem Brunnen, aus jeder Pfütze, und das wenige Wasser war bald so schlammig, daß es nur durch ein Tuch genossen werden konnte.« »Sie ließen sich eher totschlagen,« bemerkt ein bayrischer Offizier (LA ROSEE), »als sich von diesem ihnen so schädlichen Getränk abhalten.« Schon jetzt ist der Selbstmord aus Verzweiflung nicht selten. MARTENS ermahnt einen Unteroffizier, der nicht mehr weiter kann, sich zusammenzunehmen und seinen Leuten mit gutem Beispiel voranzugehen. Alsbald verschwindet der Mann im Gebüsch und erschießt sich mit dem eigenen Gewehre. Das war an einem Julisonntag des Jahres 1812. Tags darauf wird ein württembergischer Oberleutnant vom Regimentskommandeur heruntergeputzt; er entreißt dem nächsten Soldaten das Bajonett und rennt es sich durch die Brust. Nach dem, was diese Männer um sich sahen, begreiflich.

Der württembergische Generalchirurgus v. SCHUNTTER vergleicht in einem offiziellen Bericht einen der Biwakplätze der 25. Division mit einem Spital; Generalmajor v. KERNER, der Bruder des bekannten schwäbischen Dichters, spricht in einer Meldung von den »schwankenden Gestalten« der württembergischen Infanteristen, die vor dem Marschall NEY vorbeidefilierten, und wundert sich, daß ihr Aussehen auf den harten Kriegsmann keinen tieferen

Eindruck gemacht habe. Offiziere aller Grade schrieben Jammerbriefe nach Hause; sie machten die Runde in den Stuttgarter Kreisen, verbreiteten Unruhe und Aufregung im Schwabenlande. Der König Friedrich, ohnehin kein milder Herr, donnerte gegen die Führer seiner Truppen, die sich ihrerseits vergeblich abmühten, der Not zu steuern.

Doch auch freundlichere Scenen zeigt der Marsch im Lande an der Düna, die mit ihrem breiten Wasserspiegel und den plattenförmigen flachen Schiffen, die man verankert sieht, einen angenehmeren Anblick gewährt als die öden Landschaften Litauens. Oft lagert man in üppig grünenden Saatfeldern, und Wedel, dem es mit seinen Chevaulegers besser ergangen zu sein scheint als den Württembergern, erzählt mit Behagen von Hühnern und Beefsteaks, die er gebraten, und selbstverfertigten Omeletten, die bei dem durch den beständigen Aufenthalt in freier Luft gereizten Appetit vortrefflich gemundet hätten. Auch die Städte erschienen freundlicher. Nicht übel präsentierte sich, namentlich aus der Ferne gesehen, Witebsk. »Als wir aus einem Walde in die freie Ebene vorrückten,« schreibt Roos, »überraschte uns in malerisch-schönen, aus Rauchwolken hervorragenden Gebäuden, Kirchen und Klöstern der Anblick der Stadt Witebsk, die wir schon längst hatten nennen hören.« Als der gute Doktor in den Ort hineinkam, der eine so »schöne und Wohlhabenheit versprechende Ansicht darbot«, fand er ihn freilich geplündert, und beim Verlassen bemerkt er trübselig: »Außer einem Stück Eis für den brennenden Durst ist mir in dieser vielversprechenden Stadt nichts zuteil geworden.«

Alles in allem gewährte aber doch dieser zweite Aufzug des Völkerdramas wenigstens hier und da etwas freundlichere Aspekten als der erste. Nur die Bevölkerung wurde immer feindseliger. »Hier hat das Land, wo man es mit uns hält, ein Ende,« rapportierte ein vom Jägerregiment Herzog Louis vorausgeschickter Unteroffizier bei der Rückkehr von seinem Streifzuge, »da drüben sind die Menschen anders, alle wider uns; überall bin ich unfreundlich, mit Vorwürfen und Zank empfangen worden. Die Bauern sind mit Piken versehen, und viele sind beritten; die Weiber sind zur Flucht fertig und schimpfen ebenso wie die Männer auf uns. Von Ort zu Ort geben sie sich reitend Nachricht von

dem, was vorgeht, haben außerdem Signalbretter, und die Edelleute kommandieren sie.«

Mit den Franzosen hielten nur noch einzelne Grundherren polnischer Abkunft; das übrige Volk stand ihnen in dumpfem Haß gegenüber, den nicht erst Raub und Plünderung zu entzünden brauchten. Hierfür hatten die Russen gesorgt; denn von nun an begannen diese jene an die alten Skythen erinnernde Kriegführung, die darauf abzielte, durch planmäßige Verwüstung des eigenen Landes den Fremden den Aufenthalt darin unmöglich zu machen. Zugleich verband sich damit die wohlüberlegte Absicht, den Gegnern die Brände in die Schuhe zu schieben, um dadurch und durch fanatische Proklamationen den Haß der stumpfen Muschiks gegen die in das heilige Rußland eindringenden Ketzer und Ungläubigen zur Wut zu entflammen.

Daß schon damals auch von Soldaten der großen Armee viele Ortschaften angezündet wurden, ist freilich richtig und bei der herrschenden Unordnung nicht zu verwundern. Doch geschah es mehr aus Unachtsamkeit als aus bösem Willen, da bei der Sommerhitze ein Funke genügte, um die Strohdächer der russischen Holzhäuser in Feuer aufgehen zu lassen, wie ihrerseits die davonsprengenden Kosaken nur einen Pistolenschuß in ein Haus abzufeuern brauchten, um diesen Zweck zu erreichen. Der westfälische Hauptmann v. Borcke schreibt darüber: »Hin und wieder zeigten sich schon die ersten Brandscenen. Durch die nächtlichen Biwaks in der Nähe der Ortschaften, das Feueranmachen in Häusern und Scheunen durch die nach Lebensmitteln suchenden und umherschwärmenden Soldaten gingen stündlich einzelne Gebäude in Flammen auf. Nicht Mutwillen oder Absicht waren die Ursachen, welche diese Schrecknisse immer weiter verbreiteten und die bald zur Einäscherung ganzer Dörfer und ansehnlicher Städte führten, sondern die durch Mangel an allem herbeigeführte Not und die aus dieser entstehende gänzliche Ausartung der Kriegszucht. Oft waren kleine, unter Bienenstöcken, um die Bienen daraus zu vertreiben, oder zum Kochen angemachte Feuer, die man nach gemachtem Gebrauch sorglos brennen ließ, oder ein überhitzter Backofen, in dem von gefundenem Mehl Brot gebacken war, der Grund, daß ganze Orte in Flammen aufgingen.«

In den in der Nähe der Düna ausgefochtenen Kämpfen, zu denen wir jetzt wieder übergehen, hatte namentlich die Reiterei der Verbündeten Gelegenheit gehabt, ihre Lanzen und Säbel mit den russischen zu kreuzen.

Am Morgen des 15. Juli war die Kavallerie Sébastianis von den Russen bei Druia überfallen worden, und ein polnisches und ein französisches Husarenregiment hatten große Verluste erlitten. Die Württemberger, die ihnen zu Hilfe eilten, kamen zu spät. Roos erwähnt diesen Vorfall nur flüchtig, und doch war er von großer Bedeutung, die ein Mann in seiner Stellung freilich kaum ahnen konnte. Denn durch diese Affäre wurde Napoleon, der die Hoffnung, daß ihm Barclay standhalten werde, schon beinahe aufgegeben, anderen Sinnes, und das hat auf seine weiteren Entschließungen einen nachhaltigen Einfluß geübt. Wirklich kam es zwischen Russen und Franzosen in den Tagen vom 25. bis 27. Juli in der Gegend von Witebsk zu lebhaften Kämpfen, an denen sich bayrische Kavallerie beteiligte. Diese Gefechte werden in der Regel mit dem Namen des Treffens von Ostrowno bezeichnet. Auch das preußische Husarenregiment, dessen Oberst v. Czarnowsky hier die Ehrenlegion erwarb, hatte sich wiederum hervorgetan. Der Fragmenteschreiber hat hierüber einen Bericht hinterlassen, der seiner Länge wegen nicht vollständig abgedruckt werden kann. In bitteren Worten wird darin der König von Neapel getadelt, der als glänzender Avantgardekommandeur mit seiner Person überall hervortritt, aber die schon ohnehin stark dezimierte Reiterei der Franzosen und ihrer Verbündeten durch Abhetzen und rücksichtsloses Draufgehen vorzeitig zugrunde richtet, ein verhängnisvoller Fehler angesichts eines Feindes, der eine starke Kavallerie besaß, und in einem Lande, dessen eigentümliche Beschaffenheit eine der wichtigsten Aufgaben dieser Truppengattung, den Aufklärungsdienst, für den angreifenden Teil sehr erschwerte.

Doch hat anderseits Murats Heldentum den von Kampf und Strapazen Ermüdeten oft als Vorbild geleuchtet, und seine nonchalante Verachtung jeder Gefahr, auch das Phantastische seiner Erscheinung, war echten Reiternaturen nicht unsympathisch. Hören wir, wie Wedel über des Königs Auftreten bei Ostrowno spricht:

»MURAT hatte die russische Arrieregarde erreicht, welche hier eine feste Position genommen hatte und entschlossen zu sein schien, den Weitermarsch der französischen Armee wenigstens einige Zeit aufzuhalten. Mit Ungeduld erwartete der König von Neapel die Ankunft der Infanterie, weil er mit der Kavallerie allein gegen die im Holze versteckte Infanterie der Russen nichts ausrichten konnte. Nach etwa einer Stunde langte ein leichtes italienisches Regiment im Laufschritt an und ward sogleich zum Angriff geführt. Jetzt wurde das Gefecht lebhafter und allgemeiner, zumal da bald Artillerie und mehr Infanterie ankam. Das niedrige Gebüsch vor uns ward gänzlich gesäubert, und wir konnten uns im freien Felde aufstellen, von wo aus das ganze Gefecht zu übersehen war. MURAT hielt nicht weit von uns, ohne das feindliche Feuer, dem er ausgesetzt war, im mindesten zu beachten.

Da wurde das vor uns stehende italienische Infanterieregiment, durch das heftige feindliche Feuer besonders zweier an der Ecke eines Holzes aufgestellten Geschütze stark mitgenommen, wankend und begann zu weichen, als plötzlich hinter dem Holze ein russisches Dragonerregiment hervorbrach, sich auf die weichende Infanterie warf und dieselbe zur Flucht brachte, auch ein großes Blutbad unter ihr anrichtete. Der ganze Flügel geriet durch dieses Weichen in Gefahr MURAT sah dies; wie ein Pfeil schoß er herbei und setzte sich an die Spitze unseres zunächst stehenden Regimentes. Seine mächtige Stimme schallte laut durch das Getöse der Schlacht: *»Braves chevau-légers! suivez-moi, chassons ces bougres-là. En avant! au galop! marche!«* Durch sein Beispiel enthusiasmiert, stürmte das Regiment fest geschlossen mit eingelegter Lanze im schnellsten Laufe auf den andringenden Feind. Bald war alles durcheinander; im Staub und Pulverdampf konnte man seinen Nebenmann nicht erkennen; nach kurzem Handgemenge ergriff der Feind die Flucht.«

Anders lautete das Urteil über SÉBASTIANI, der sich am 8. August — bei dem früher erwähnten Offensivvorstoße BARCLAYS — vor Inkowo[1] hatte überraschen und schlagen lassen. Das Gefecht scheuchte die Truppen des 2. Reiterkorps aus einer mehrtägigen

[1] Stadt an der Straße zwischen Witebsk und Smolensk.

Ruhe empor, die Napoleon seiner Armee als Heilmittel für die eingetretene Zerrüttung verordnet hatte und die den Erschöpften in ihrer bedrängten Lage recht wohl zustatten gekommen war — ein freundlicher Haltepunkt in dem rastlosen Umherjagen der letzten Wochen, der als solcher in den Berichten aller Beteiligten ausdrücklich erwähnt wird. »Wir hatten in jenem Lager bei Liozna sieben Tage zugebracht«, meldet Roos, »als am 8. August mit den ersten Sonnenstrahlen, die da viel früher, als an der Donau in Schwaben, sichtbar werden, plötzlich das Kriegsgeschrei ertönte: ‚Der Feind ist da!' Schüsse und Alarmtrompeten hörte man überall ebenso schnell, und schon sahen wir die Russen nahe vor uns, die französischen Regimenter, die bei Inkowo standen, in größter Unordnung vor sich herjagend. Ich war in solchen Fällen immer einer der ersten zu Pferde und sah also den üblen Ausgang der Affäre an der Verwirrung der flüchtenden Franzosen. Schon jetzt und abermals waren wir, die Alliierten, es wieder, welche Geistesgegenwart behielten, standen, in Ordnung vorrückten und dem raschen Andringen der Russen Schranken setzten. Mit sichtbarem Erfolge trieben die preußischen Ulanen in geschlossener Ordnung den rechten Flügel der Russen zurück; unsere Jäger waren im Zentrum tätig, während die polnischen Husaren die Landstraße zu unserem Rückzuge frei hielten und die Kosaken und Baschkiren in ihrem Vordringen lange hinderten. Hier sahen wir zum erstenmal Pfeilgeschoß gegen uns, größtenteils aber wie Kugeln durch die Luft fliegen, sausen und pfeifen. Einen polnischen Offizier traf ein Pfeil in die rechte Hüfte, und einem unserer Reiter blieb ein solcher in der Kleidung stecken; beide Pfeile führten wir lange zum Andenken mit uns. Mittlerweile gab es blutige Beschäftigungen genug für die Ärzte, wobei denn auch meine Hände tätig wurden. Es waren indessen die Streitkräfte unserer drei schon sehr geschwächten Regimenter[1] zu gering, den Platz gegen das erneuerte Andringen der uns an Menge und Kraft weit überlegenen Russen zu behaupten. Ihr neuer Angriff hatte nun auch den Erfolg, daß unsere Brigade verdrängt wurde. Sie zog zwar in ge-

[1] Gemeint sind das württembergische Jägerregiment Nr. 3, zu dem Roos selbst gehörte, das preußische Ulanenregiment und das 10. polnische Husarenregiment.

schlossenen Reihen zurück, aber auch diese Ordnung bestand nicht lange, denn die Russen waren rasch, kräftig und an Zahl überlegen; kurz, ihr rascher Chok warf auch jetzt alles gleichsam über den Haufen. Unser Rückzug ging schnell gegen Rudnia, welches über eine Meile hinter unserm Lager lag. Die Ankunft des Generals Montbrun auf der Hälfte des Weges mit frischer Kavallerie und leichter Artillerie rettete uns vom Untergange und machte der blutigen Affäre ein Ende.«

Die Württemberger traf in diesem Kampf ein ganz eigenartiges Mißgeschick, dessen Roos nicht gedenkt, das aber mindestens als Kuriosum notiert zu werden verdient. Bei der plötzlichen Alarmierung hatten die reitenden Jäger des Regiments Herzog Louis ihre Fouragierleinen nicht mitgenommen, und diese waren wie gewöhnlich zwischen den Pikettpfählen ausgespannt geblieben, an die man die Pferde zu binden pflegte. Nun wollte der Zufall, daß die Jäger vom Feinde über diesen nämlichen Platz gedrängt wurden, wobei eine Anzahl der Leute über die von ihnen selber ausgespannten Leinen stürzte und gefangen wurde.

Bei dem auch von Roos erwähnten Rückzuge wurde die Division Sébastiani durch das preußische Ulanenregiment gedeckt, das dafür das Lob der Franzosen und ihres Kaisers erntete. Als besondere Auszeichnung erhielt der Kommandeur des Regiments Major v. Werder, das Offizierkreuz der Ehrenlegion, ohne das Ritterkreuz vorher besessen zu haben.

Nicht zu übersehen ist noch eine fernere, die Affäre des 8. August betreffende Bemerkung des Doktors v. Roos: »Unser Unglück bei Inkowo,« sagte er, »hatte den General Sébastiani der wenigen Liebe, die wir alle für ihn hatten, vollends verlustig gemacht.« Wieder eine der Äußerungen, die beweisen, einer wie geringen Beliebtheit sich manche der französischen Führer unter den Bundesgenossen erfreuten.

Viel schlimmer war das bei den Westfalen, die in dieser Beziehung unter besonderer Ungunst der Verhältnisse zu leiden hatten. Sie gehörten, wie wir wissen, zum rechten Flügel der Hauptarmee, der bestimmt gewesen war, gegen Bagration zu operieren und diesen dem von der Hauptkolonne in südöstlicher Richtung abmarschierten Davout entgegenzutreiben. Da das

Manöver mißlang, unterstellte NAPOLEON, aufgebracht über die Untätigkeit seines Bruders, dem Marschall den ganzen Heeresteil, und als der gekränkte JÉRÔME darauf die Armee verließ, bekamen die Westfalen als neuen Befehlshaber den General JUNOT, Herzog von Abrantes, einen der ältesten Kriegsgefährten des Kaisers, dem dieser um der alten Waffenbrüderschaft willen vieles hingehen ließ und der sich und sein Korps um den besten Teil des Ruhmes brachte, den beide bei tüchtiger Führung hätten erwerben können. Die unglücklichen Westfalen waren unter einen General gekommen, der, durch Strapazen und Ausschweifungen zerrüttet, dem Wahnsinn nahe war, dem er im folgenden Jahre offensichtlich verfiel.

UNTER DEN MAUERN VON SMOLENSK.

Junots Ungeschick und vielleicht auch seinem Hang zum Wohlleben ist es zuzuschreiben, daß das 8. Korps, das bisher nichts als Kreuz- und Quermärsche gemacht hatte, an einem berühmten Tage — bei Smolensk — zu spät kam. Ein fataler Umstand hatte allerdings dabei mitgewirkt: Der Hauptmann v. Linsingen erzählt, daß bei der jener Schlacht vorausgehenden Konzentration des Heeres das westfälische Korps von einem ortskundigen Juden, den der Herzog als Führer mitgenommen, am 15. August einen ganzen Tag lang in die Irre geführt worden sei. Aber andere sprechen auch von einem Landhause, in dem Junot zu gut gefrühstückt hätte. Genug, seine Truppen sind bei Smolensk zu spät erschienen. Es war das am 17. August. Denn dieser kann als das Datum der eigentlichen Schlacht bezeichnet werden.

Schon am 14. August hatte bei Krasnoi ein Gefecht stattgefunden gegen die zur Armee Bagrations gehörige russische Division Newerowsky, die, von einer größeren Abteilung unter General Rayewsky aufgenommen, sich nach Smolensk zurückzog und diese Stadt bis zum Eintreffen Barclays verteidigte.

An der Affäre von Krasnoi, wo Murat einmal wieder seine Reiter rücksichtslos dezimieren ließ, war die deutsche Kavallerie mehrfach beteiligt: von den Bayern das 1. und 2. Chevauxlegersregiment, über deren besondere Taten an diesem Tage man jedoch nicht viel erfährt. Der Reiteroffizier Karl v. Mannligh (1. Regt.), der an dem Kampfe teilnahm, geht ziemlich kurz über die Sache weg. Die württembergische Kavallerie des Neyschen Korps hat sich hervorgetan. Wir entnehmen einer Meldung des Obersten Grafen Normann-Ehrenfels, daß das Leibchevauxlegersregiment unter sehr geringem eigenen Verluste gegen russische Infanterie viermal chargierte, »wobei viele Hunderte niedergehauen wurden.«

Aber der Widerstand, der von Rayewskys Truppen zwei Tage später geleistet wurde, half eine der glänzendsten Kombinationen des Kaisers zerstören. Dieser hatte — wie einst vor Jena — beabsichtigt, an der feindlichen Armee vorübermarschierend, deren linken Flügel zu umfassen. Auf diese Weise hätte den Russen die Rückzugsstraße nach Moskau abgeschnitten werden können.

Das war das »schöne Manöver von Smolensk«, das Napoleon selbst unter seine besten Entwürfe rechnete. Es sollte vereitelt werden.

Denn es gelang Bagration und Barclay noch, sich bei Smolensk zu vereinigen. Gerade in dem Augenblick, als das französische Heer vor der Stadt eintraf, dem Zugangstor des inneren Rußlands, der »Stadt der heiligen Jungfrau«, deren wirkungsvolle Erscheinung sich allen Teilnehmern am Feldzuge tief eingeprägt hat. Aus mehreren Gründen. Einmal war es die Sehnsucht nach der Schlacht, »die alle Herzen begeisterte, man war des Anblicks der in Wüsten Verschmachtenden so übersatt, daß man die Verwundeten nicht beweinen, sondern beneiden mußte.« Eine Sehnsucht, die sich in verstärktem Maße vor dem noch weit blutigeren Tage an der Moskwa einstellen und diesem gewaltigen Schlachttage sein besonderes Gepräge verleihen wird.

Aber es war noch etwas anderes, das empfängliche Gemüter beim Anblick von Smolensk bewegte: das pittoreske Aussehen der hoch über dem Dniepertal liegenden Veste mit ihren meterdicken, breiten, von wuchtigen Türmen flankierten Mauern, mehr drohend als im Grunde fürchterlich, deren Bild in keinem der Briefe, Tagebücher und Erinnerungen ihrer Besucher fehlt.

Eine der ansprechendsten Schilderungen der Stadt, deren Wert durch die Genauigkeit der Angaben erhöht wird, entstammt der Feder Heinrich v. Brandts: »Smolensk gewährte, von unserer Stellung aus gesehen, einen malerischen Anblick. — Die eigentliche oder obere Stadt liegt auf dem mehrfach zerrissenen höheren linken Ufer des Dnieper, von dem sich in einer Entfernung von 1000 bis 2000 Schritt ein unbedeutender Höhenzug, die Stadt beinahe in einem halben Bogen umschließend, erhebt. Auf der andern Seite treten die Berge mehr vom Ufer zurück, erscheinen aber bedeutender. Im Tale selbst liegt die untere Stadt, welche der industrielle und kommerzielle Teil der Bewohner inne hat, während die obere Stadt, nach dem Dnieper zu abfallend, der Sitz der Beamten ist und zugleich die Krongebäude enthält. Uns erschien von unserm Berge die Stadt wie in einem Kessel gelegen, den der Dnieper durchfließt. Ein üppiges, stellenweise wild verwachsenes Birkengebüsch, bedeutende Hohlwege, größere

Ausspülungen, die stellenweise sehr steil waren, machten den Anmarsch bis in die Nähe der Stadt einigermaßen schwer und beschränkten ihn auf einige Direktionen. Erst in der Nähe der Stadt selbst wurde die gemeinschaftliche Aktion erleichtert. Zwei Bäche, die im Süden dem Dnieper ober- und unterhalb in tief eingeschnittenen Betten zufließen, erschwerten von dorther den Angriff bedeutend und bildeten gewissermaßen den Anlehnungspunkt der Stadtbefestigung. Den Umfang der Mauer selbst nimmt man wohl nicht zu groß auf 7000 Schritt an. Von den vielen alten Türmen war nur noch eine geringe Zahl — ich glaube einige zwanzig gezählt zu haben — vorhanden, einige davon waren mit Geschütz armiert, die anderen ohne jede Verteidigung. Die Mauern von ca. 5 Meter Dicke und 8 Meter Höhe, hatten auf vielen Stellen wohlerhaltene Zinnen, waren mit Schützen besetzt und stellenweise auch mit Maschikulis (Schießscharten) versehen.

Um die Mauer lief auf einem Teil der Front eine Art Graben, der jedoch ziemlich unbedeutend war und den die Leute ohne Mühe passierten, stellenweise mit einer Art Glacis. Nördlich und südlich ersetzten die oben erwähnten Ravins denselben. Die Mauer lehnte sich an den Dnieper; einige Mauerlücken waren durch nicht unbedeutende Erdwerke geschlossen. Diese Lücken sollten noch aus den Zeiten der letzten Belagerung stammen und durch Minen bewirkt worden sein. Mehrere Tore vermittelten die Kommunikation, doch müssen außer ihnen noch andere Öffnungen vorhanden gewesen sein, denn man sah Detachements kommen und gehen, ohne daß sie die Tore passierten.«

Napoleon beschloß die Stadt zu stürmen. Es war vorauszusehen, daß das nicht ohne herbe Einbuße abgehen würde. Der Feldherr ist vielfach deswegen getadelt worden, und daß er nicht oberhalb von Smolensk, dnieperaufwärts, den Fluß zu überschreiten und den linken Flügel der Russen doch noch zu umfassen versucht habe. Auch ist ihm zum Vorwurf gemacht worden, daß er nicht schon am 16. energisch angegriffen, als sich die Vereinigung der gegnerischen Heere erst vollzog und inzwischen die alte Veste nur von den — schleunigst nach Smolensk zurückgegangenen — Truppen Rayewskys verteidigt wurde. Die Weisheit der Kritiker kommt immer hinterher, und wenn man auch die letzte

Ausstellung als berechtigt anerkennen kann, muß den andern Tadlern gegenüber bemerkt werden, daß infolge des uns bekannten Zustandes der Kavallerie und des Mangels an Spionen und Kundschaftern die oberhalb der Stadt in dem Flusse vorhandenen Furten zu spät entdeckt und erst an den folgenden Tagen benutzt werden konnten.

So blieb doch wohl nichts als ein Frontalangriff auf die Stadt übrig, an dem deutscherseits besonders die mit dem Korps von Ney auf dem linken Flügel des Heeres stehenden Württemberger beteiligt waren.

Oberst v. Stockmayer, der als Führer der 3. (leichten) Brigade die württembergische Avantgarde befehligte, hat darüber in seinen Erinnerungen anschaulich berichtet: »Den 17. August morgens 7 Uhr unterhielt der Feind eine lebhafte Kanonade aus Smolensk und griff unsern linken Flügel, der aus der Brigade v. Koch bestand, an, weshalb ich mit der leichten Brigade zu dessen Unterstützung abmarschieren mußte und bald darauf so glücklich war, mit dem 2. Jägerbataillon v. Scheidemantel den Feind wieder in die Vorstadt zurückzuweisen, worauf das Gefecht gegen Mittag ohne großen Verlust endete. Nachmittags 1 Uhr kam nun Marschall Ney zu mir und befahl mir, mit der Brigade sogleich aufzubrechen und den Feind aus der Vorstadt Stasnaia[1] an dem linken Dnieperufer zu verjagen und diese Vorstadt bis unter die Wälle von Smolensk zu besetzen, indem Kaiser Napoleon auf der ganzen Linie einen Angriff machen werde. Meinem Bataillon übergab ich nun die Avantgarde und rückte somit in einem dreifach sich kreuzenden Kanonenfeuer vor. Nach einigen Chargen ließ ich die Vorstadt stürmen und verfolgte den bald darauf fliehenden Feind, nachdem ich mehrere Gefangene gemacht hatte, bis unter die Mauern von Smolensk. In dem Augenblick, wo ich bis zur Stadtmauer vorgedrungen war, rückte Prinz Karl zu Hohenlohe-Kirchberg mit dem Regiment Nr. 2 Herzog Wilhelm unter meinen Befehl an, und so war ich imstande, in Verbindung mit der Brigade Ernst v. Hügel, trotz der oft wiederholten Attacken des Feindes, solchen Widerstand zu leisten, daß wir mit einbrechender Nacht, wo das Gefecht ein Ende nahm, noch Meister

[1] Diese Vorstadt lag westlich (flußabwärts) von der eigentlichen Stadt.

von der Hälfte der Vorstadt blieben. An diesem Tage hatte ich einen bedeutenden Verlust in der Brigade; allein sämtliche Bataillons zeichneten sich durch ungewöhnliche Tapferkeit aus. Das Gewehr in der Hand haltend, brachten wir die Nacht in unserer Position zu.«

Da auch die übrigen Vorstädte, rechts von den Polen und im Zentrum durch DAVOUT, genommen waren, räumten die Russen in der folgenden Nacht die innere Stadt und zerstörten die Brücken. Sie hielten jedoch noch die auf dem rechten Ufer des Dnieper liegende Petersburger Vorstadt, die sie, um ihren Abzug zu decken, am 18. hartnäckig verteidigten. Auch deren Einnahme war nach MARTENS, dem wir hierüber das Wort erteilen, reich an bewegenden Auftritten:

»Rasch drang unsere 1. Infanteriebrigade mit General v. HÜGEL durch eine Furt, wobei den Leuten das Wasser bis an die Lenden ging, in die jenseitige Vorstadt hinüber; der russische General KORFF[1] war es, der mit seinen Jägern dieselbe noch besetzt hielt und hartnäckig verteidigte, um der Armee einen Vorsprung zu verschaffen. Ein Bataillon Portugiesen schloß sich an und nahm kräftigen Anteil an dem blutigen Angriff. Nach manchem errungenen Vorteile wurden diese Truppen vom Feinde, der indessen Unterstützung erhielt, bis ans Ufer zurückgedrängt, wobei sie sich nur mit der größten Anstrengung in Häusern und Gärten zu halten vermochten. Inzwischen verließen auch wir unsere Anhöhe, schlossen uns in der Vorstadt Stasnaia an die 2. Brigade an und besetzten mit der leichten Infanteriebrigade das linke Dnieperufer, in den Gärten der Vorstadt verteilt. Mit der Hälfte der Kompagnie wurde mir ein mit Obstbäumen und einem Gartenhäuschen versehener Garten dicht am Ufer angewiesen, in welchem sich auch ein junger französischer Offizier mit etwa 12 Mann bereits befand. Unterstützt durch unsere Artillerie, deren Kugeln über unsern Häuptern in dem am jenseitigen Ufer aufgestellten Feinde einschlugen, begann gleich ein heftiges Kleingewehrfeuer. Hocherfreut über den unerwarteten Zuwachs, faßte mich der feurige französische Offizier bei der Hand mit den Worten: ‚*Venez, mon ami, partageons notre sort!*‘ und ließ mir einen

[1] Baron v. Korff II, Kommandeur des 2. (und später auch des 3.) russischen Kavalleriekorps.

Schluck geistigen Getränkes aus seiner Feldflasche zukommen. Kaum hatte ich mich aber für den labenden Trunk bedankt und zu meinen Leuten gewendet, die mit den Franzosen an der Hecke des Gartens verteilt waren, als eine feindliche Kartätschenkugel den Kopf dieses wackern Jünglings, dessen Bekanntschaft ich erst vor einigen Minuten gemacht hatte, so zerschmetterte, daß Teile seines Hirns und Bluts an der hölzernen Wand des Gartenhäuschens hängen blieben. Welch ergreifender Augenblick für mich! — Zum erstenmal in meinem Leben sausten die feindlichen Kugeln gleich einem Hagelwetter, welches das Laub von den Bäumen zu Boden niederschmetterte, um meinen Kopf. Mittags zog man uns aus diesen unfreundlichen Gärten in die breite Straße der Vorstadt zurück, während der Feind auch seine Truppen vom jenseitigen Ufer entfernt hatte.

Die weitere Bestimmung erwartend, standen wir da mit Gewehr bei Fuß, als der vor der Front sich befindende General v. Koch, den ein feindlicher Schütze unbemerkt aufs Korn genommen hatte, durch den Arm und den Rücken geschossen wurde, so daß er durch diese feindliche Kugel vier Wunden zumal erhielt.

Als dieses hitzige Gefecht sein Ende erreicht hatte, lagerten wir uns in den Straßen der Vorstadt. Aus den von den Einwohnern so eilig verlassenen Häusern konnte Mehl und Schmalz herbeigeschafft werden; mit diesem köstlichen Vorrat bereitete ich gerade einen sogenannten Feldwebel (Mehlbrei), als eine feindliche Kugel ins Feuer schlug und ich die Pfanne samt dem Brei fallen ließ. Bei allem Ernst des Tages erregte dieser Vorfall ebensoviel Heiterkeit als diesen Morgen ein kleiner Offizier des 4. Regiments, welcher die Furt zu durchwaten nicht imstande war und von seinen Leuten auf den Gewehren hinübergetragen wurde.«

Als die Russen Smolensk endlich völlig aufgaben, war zwar die innere Stadt großenteils noch erhalten, aber die Vorstädte, besonders die so lange umstrittene Petersburger, in Haufen rauchender Trümmer verwandelt, zwischen denen Massen halbverbrannter Leichen lagen, deren verzerrte Gesichter und durch die Hitze verbogene Glieder von den Qualen durchlebter letzter Stunden zeugten. »Die meisten Häuser,« berichtet ein anderer Mitkämpfer, »waren in Flammen aufgegangen, die hölzernen bis auf den Boden

verbrannt, die steinernen ganz ausgebrannt. Die abziehenden Russen hatten alles verwüstet, was irgend hätte von Nutzen sein können. Leichen überall, aber welche Leichen! Niemand hatte Zeit und Lust gehabt, sie aus dem Wege zu räumen, und gleichgültig durch Gewohnheit des täglichen Anblicks und eigenen Leidens gegen das, was in andern Zeiten den Gefühllosesten mit Schauder erfüllt haben würde, waren Geschütz, Bagage, Pferde und Fußvolk zweier Armeen über Tote und Verwundete hinweggezogen. Die Körper waren zerschmettert, platt gefahren und getreten, das Blut hatte sich mit dem Staube vermischt und war mit demselben zu einer festen Masse zusammengeknetet; die Straßen waren wie mit einem dicken weichen Teppich bedeckt. Mit Schaudern dachte man: das waren Menschen wie du, das kann auch aus dir werden! Auch ich zog darüber hinweg, wie Tausende vor und nach mir, als ich zwischen zwei niedergebrannten Häusern einen schmalen Garten bemerkte, in welchem unter Obstbäumen, die verkohlte Früchte trugen, fünf oder sechs im eigentlichen Sinne des Wortes gebratene Menschen lagen. Wahrscheinlich waren es Schwerverwundete, die man, ehe es gebrannt, unter dem Schatten der Obstbäume niedergelegt hatte. Die Flamme hatte sie nicht unmittelbar berührt; aber die Hitze hatte die Sehnen der Arme und Beine zusammengezogen und in gräßlicher Verzerrung krumm gegen die schwarz gesengten Leiber gebogen. Die Lippen waren von den weißen, schrecklich hervorstehenden Zähnen zurückgezerrt, und tiefe finstere Löcher bezeichneten die Stelle der Augen.«

Aber zur Zeit, wenn die Nacht ihre Schleier über die Erde zieht, die späte kurze Julinacht jener nördlichen Breiten, dann bot das brennende Smolensk den Anblick eines prächtigen Feuerwerks, dessen Wirkung durch Lage und Bauart des Ortes gehoben wurde, so daß ein Zuschauer, der holländische General Dedem de Gelder, den Totaleindruck noch über den des brennenden Moskau stellte: »Der Brand von Smolensk,« sagt dieser General, »hatte etwas Großartigeres, die hohen Mauern, die breiten Türme, über welche die Flammen emporsprangen, stellten mir Ilium vor, in der verhängnisvollen Nacht, die Vergil so schön beschrieben hat.« Grausig anzusehen war er auch bei Tage, zumal vor Sonnen-

untergang, wo er in den benachbarten Wäldern Lichtwirkungen hervorbrachte, wie sie nur selten ein Künstlerauge geschaut hat. Berauscht von soviel Schönheit unter soviel Jammer, schreibt der Schlachtenmaler Albrecht Adam: »Die glühende Abendsonne vermischte ihre Strahlen mit der Glut des Brandes. Das Laub und die lichten Stämme der Birken glänzten durch wahrhaft magische Streiflichter wie vergoldet. Nie in meinem Leben sah ich wieder solch zauberische Lichteffekte; selbst der Rauch der Lagerfeuer erhielt durch den Widerschein eine rötliche Farbe und gab dem ganzen Treiben in dem lichten Walde etwas Geisterhaftes.«

Die Schlacht bei Smolensk hatte noch ein blutiges Nachspiel, das unter dem Namen des Kampfes von Walutina Gora bekannt ist. Um ihn zu verstehen, muß die strategische Lage nach der Schlacht noch in einigen Grundstrichen gezeichnet werden.

Wenn schon jetzt im französischen Lager Zustände herrschten, die eine Auflösung des rasch hinschmelzenden Heeres in immer bedrohlichere Nähe rückten, so war auch bei den Russen lange nicht alles, wie es hätte sein sollen. Scharfe Gegensätze traten in ihrem Lager hervor. Neben persönlichen Mißhelligkeiten aller Art machte sich die hergebrachte Abneigung des Slaventums gegen die in leitenden Stellungen befindlichen deutschen Ostseeprovinzler geltend, besonders gegen Barclay de Tolly, an dessen Entfernung vom Oberbefehl von Intriganten, Neidern und Gegnern mit aller Macht gearbeitet wurde. Denn hatte Napoleon wenig Ursache, mit den bisherigen Ergebnissen der Kampagne zufrieden zu sein, so waren das die Altrussen noch weniger. Erfüllt von dem Dünkel der Unbesieglichkeit, die von jeher zu den Glaubenssätzen des echten Moskowitertums gezählt hat, meinten sie, daß es nur einer Schlacht bedürfe, um die Fremden aus dem Lande zu jagen, und bezichtigten Barclay, der nirgendwo standhielt, der Unfähigkeit, wohl gar des Verrates. Nur einmal hatte der russische General dem Drängen dieser Partei nachgegeben: als er jene bald wieder eingestellte Offensivbewegung unternahm, die zu dem Gefecht bei Inkowo führte. Denn auch die Schlacht bei Smolensk war von seiten der Russen weiter nichts als ein großes Arrieregardegefecht, und Barclay war nicht zu bewegen gewesen, den Kampf fortzusetzen, wozu ihn die russischen Generale wiederholt aufforderten.

Auch der Führer der zweiten Westarmee BAGRATION gehörte zu den Gegnern BARCLAYS, und auch er war mit dessen Entschluß, den Kampf bei Smolensk einzustellen, sehr unzufrieden gewesen. In seinem Ärger zog BAGRATION ostwärts ab in der Richtung nach Moskau und überließ den unbeliebten Kollegen seinem Schicksal. Um den Feind über die Richtung seines Rückzugs zu täuschen, ließ BARCLAY einige Truppen von der Petersburger Vorstadt aus nordwärts (auf der Petersburger Straße) vorgehen, die andern dirigierte er in nordöstlicher Richtung auf Seitenwegen, die später in die Smolensk=Moskauer Straße wieder einlaufen. Die Beschaffenheit der Wege und der Zustand der russischen Armee brachten es mit sich, daß ein Teil derselben in große Gefahr geriet, als er noch unweit Smolensk von NEY und MURAT angegriffen wurde. Dies geschah am 19., nur acht Kilometer von der Stadt entfernt, bei Walutina Gora, am Straganbach, hinter den die Russen zurückgingen, um einen wie immer hartnäckigen passiven Widerstand zu leisten, der durch das allmähliche Eintreffen noch weiterer Teile der Barclayschen Armee verstärkt werden konnte, zumal die Franzosen ihrerseits auf dem schwierigen Terrain nur langsam vorwärtskamen. Unter dem Neyschen Korps waren wieder die Württemberger an der Affäre beteiligt, deren Leibchevauxlegersregiment in das feindliche Fußvolk gehörig einhieb und deren Infanterie das vor dem russischen Zentrum gelegene Dorf Senkowo mit dem Bajonett eroberte. Doch wollen wir diesmal vor allem den Westfalen das Wort geben, denen die Unfähigkeit ihres Führers abermals eine Palme aus der Hand nahm, die gerade dem an Lorbeeren nicht sehr reichen 8. Armeekorps zu gönnen gewesen wäre.

Das war so zugegangen: Der bei Smolensk zu spät eingetroffene JUNOT hatte am 19. bei dem Orte Pruditschewo, annährend auf der Höhe von Walutina Gora, den Dnieper überschritten. Er war dadurch in die linke Flanke der Russen gekommen. Wenn er energisch angriff, während diese in den Kampf mit den durch eine Division vom Davoutschen Korps verstärkten Franzosen verwickelt waren, so kamen sie in eine schlimme Lage, und ihre Nachhut war in Gefahr, abgeschnitten zu werden. Aber JUNOT war hierzu nicht zu bewegen.

Die Aussagen sämtlicher Augenzeugen mißbilligen sein Verfahren. Nehmen wir deren nur zwei, in denen die Vorgänge von verschiedenen Standpunkten, aber im wesentlichen doch übereinstimmend, vorgetragen werden. Wir lesen in den Aufzeichnungen des Oberstleutnants Wilhelm v. Conrady:

»Um 11 Uhr vormittags standen wir bereits in einer sehr günstigen Stellung in der linken Flanke der Russen. Um diese Zeit war die russische Arrieregarde noch nicht in ihrer späteren Stellung östlich Walutina Gora angelangt, sondern noch im Rückzuge begriffen, bedrängt von den Truppen Marschall Neys und des Königs von Neapel. Wenn wir jetzt angriffen, mußten die Russen vernichtet werden, und alles, Offiziere und Soldaten, warteten mit fieberhafter Spannung auf den Befehl zum Vorgehen. Unsere Kampfeslust machte sich laut Luft, einzelne Bataillone riefen, sie wollten vorgeführt werden; aber Junot rührte sich nicht und drohte fluchend jeden erschießen zu lassen, der noch ein Wort sagte. Es war zum Verzweifeln! Da lag nun die Gelegenheit vor uns, einen großen Sieg zu erringen, den fast vergessenen Waffenruhm der Hessen neu aufleben zu lassen, und Junot, dieser unfähige und dabei eigensinnige General, benutzte sie nicht.

Vergebens sah ich die Generale Tharreau und Ochs auf ihn einreden, — wir blieben untätig stehen. Inzwischen hatten die Russen sich in der erwähnten Stellung bedeutend verstärkt, und der Angriff des 1. und 3. französischen Korps kam ins Stocken, da wohl noch nicht alle Truppen heran waren. Dann aber entwickelte sich vor unsern Augen ein heftiger Kampf, der später den Namen der Schlacht bei Walutina Gora bekommen hat.

Zähneknirschend standen wir als müßige Zuschauer, wo Ehre und Ruhm winkten. Noch nie ist die Gelegenheit, einen glänzenden Erfolg zu erringen, in so gewissenloser, feiger Weise versäumt worden![1] Ich sah viel Offiziere und Mannschaften in meinem Bataillon, denen Tränen der Wut und Scham die Backen herunterliefen.

Wäre im Korps nicht ein so vortrefflicher Geist der Mannszucht gewesen, so hätte es hier zu einer Meuterei kommen können!

[1] Feige war Junot nicht, aber verbraucht.

Wir hatten so etwa einige Stunden gestanden, als ich plötzlich den an seiner phantastischen Uniform weithin kenntlichen König von Neapel (Murat) mit nur wenigen Reitern auf Junot los= sprengen sah. Er winkte schon von weitem, wurde mit brausenden Hurras empfangen, denn wir zweifelten nicht, daß es jetzt zum Angriff gehen würde. Aber diese Hoffnung täuschte uns. Ich sah ihn erregt mit Junot sprechen, ohne der Entfernung wegen seine Worte verstehen zu können, und dann wütend davonsprengen. Unsere Kavallerie schloß sich ihm an und verschwand schnell hinter einer Bodenerhebung. Später hörte ich von einem Ohren= zeugen, daß Murat Junot zugerufen habe: ‚Was machst du hier, warum greifst du nicht an, vorwärts, vorwärts, da drüben liegt der Sieg, hole dir den Marschallsstab u. a. —' Aber Junot schien blind und taub zu sein und blieb, unzugänglich für alle dringen= den Aufforderungen, stehen! — Der Tag neigte sich bereits, als es General v. Ochs gelang, von Junot die Erlaubnis zu erhalten, einige Waldstücke wegzunehmen, die den feindlichen linken Flügel deckten. An diesem Angriff, der glänzend durchgeführt wurde, nahmen aber außer der Kavallerie und einigen Geschützen nur einige Kompagnien teil, darunter meine Voltigeurkompagnien.«

Etwas ausführlicher berichtet der zweite Gewährsmann, ein unge= nannter Kavallerieoffizier, der bei den Angriffen der westfälischen Reiterei zugegen war: »Am 19. früh setzten wir mittels einer Schiff= brücke oberhalb Smolensk über den Dnieper. Kaum eine Stunde jen= seits des Flusses behutsam vorgerückt, gelangten wir bei einem Dorfe auf eine Anhöhe, von welcher aus einzelne Kosaken uns die Arrieregarde des Feindes sichtbar machten. Kleine Kavallerie= patrouillen wurden ausgeschickt, während ein Detachement leich= ter Infanterie (Gardejäger und Gardekarabiniers) den Auftrag erhielt, die Kommunikation mit den Truppen aufzusuchen, welche in unserer linken Flanke schon in lebhaftem Gefecht mit den Russen waren. Das Gros unseres Korps blieb in größter Ruhe hinter der Anhöhe stehen. Die ausgeschickten Patrouillen brach= ten bald die Nachricht, daß eine bedeutende Masse feindlicher Kavallerie hinter dem entgegengesetzten von uns durch einen sumpfigen, mittels eines Dammes durchschnittenen Wiesengrund getrennten Höhenzuge verdeckt halte und deren Queue über

einen zweiten Damm im Abzuge begriffen sei. Augenscheinlich war dies Korps auf die Meldung von der Anwesenheit des Feindes in der Flanke zur vorläufigen Deckung dahin geworfen worden, ungeachtet des ungünstigen Terrains. Von unserer Seite geschah noch immer nichts. Der Herzog schien sich eben mit seinem Generalstabe über die Art dieses Nichtstuns zu beraten, als der König von Neapel, gefolgt von mehreren Kavallerieregimentern, herankam, gerade auf den Herzog lossprengte und mit lauter Stimme in den härtesten Ausdrücken ihn beschwor, augenblicklich anzugreifen und den entscheidenden Moment nicht vorbeigehen zu lassen. Aber vergebens; JUNOT berief sich darauf, daß er keinen Befehl zum Angreifen habe, soll auch — *si fabula vera est* — geäußert haben, er traue den Westfalen nicht, es seien neue Truppen, sie könnten die Artillerie im Stiche lassen, seine Verantwortlichkeit sei zu groß usw. Ja, er erbat sich strikten Befehl von MURAT, was dieser natürlich ablehnte, dem Herzog aber mit NAPOLEONS Zorne gedroht haben soll; worauf JUNOT fortjagte und — wie man sagte — in einem nahegelegenen, bereits von ihm in Beschlag genommenen Schlosse frühstückte. Seine Abwesenheit brachte wenigstens Leben in die Sache, ob auch anarchisches. Während die leichte Infanterie mit vorgeworfenen Tirailleurs vorwärts ging und von einem Kavallerieangriff bedroht wurde, sprengte MURAT, nachdem er sich für verantwortlich erklärt hatte, vor die leichte Kavalleriebrigade, durchritt im Galopp die Reihen, zeigte, am rechten Flügel angelangt, auf die gegenüber haltende feindliche Kavallerie, mit den helltönenden Worten: ‚*Westphaliens! Si vous êtes aussi braves que beaux, chassez — moi cette canaille-là!*' — Ein echtes Gaskognerwort; denn die ‚*canaille*' bestand aus zwei Dragonerregimentern im zweiten und zwei Husarenregimentern im ersten Treffen: eine Schar, fast doppelt so stark als Hammersteins Brigade.

Indes, es war ein Angriffsbefehl; wir bereiteten uns vor, und zwar auf eine etwas eigentümliche Art. Seit einigen Tagen nämlich gehörten schon die notdürftigsten Lebensmittel unter die Seltenheiten der Gegenwart. Jetzt gerade langten ein paar ausgeschickte Requisitionskommandos reich beladen an, aber es war nicht Zeit, die eingebrachten Erfrischungen gehörig auszuteilen,

noch weniger zu genießen; wir sollten ja angreifen, obgleich die Mannschaft seit dem Morgen nüchtern war. General Hammerstein befahl jedoch, während die Kavallerie Murats sich hinter uns aufstellte, daß einzelne Leute die Glieder durchlaufen und den abgematteten Reitern Branntwein — für manchen den Valettrunk — reichen sollten. Kaum war das geschehen, als die Trompeten das Signal zum Angriff gaben und unser leichtes Reitertreffen in Eskadronskolonnen sich in Bewegung setzte. Wir sollten heute debütieren; deshalb mußten wir — nach damaliger ganz guter Kriegssitte — die ersten im Gefechte sein. Daß dieses Probestück vor den Augen des berühmtesten Reiterführers abgelegt werden mußte, hob unsern Mut und stachelte unsern Ehrgeiz. Schon näherten wir uns im verhaltenen Trabe dem Feinde, als ein eigentümliches Ereignis unsere Aufmerksamkeit auf sich zog.

Eine Kompagnie (Kapitän v. Wurmb) des zu dem vom General Ochs aus eigenem Antriebe seitwärts detachierten leichten Truppen gehörigen Gardejägerbataillons hatte, einzeln tiraillierend, sich zu weit aufs Freie gewagt und zu übereilig verschossen. Ein Schwarm die feindlichen Kavalleriekolonnen umkreisender Kosaken warf sich plötzlich auf dieselbe. Das Gebüsch zu erreichen war nicht mehr möglich; der Kapitän formierte zwar einen Klumpen, aber blitzschnell saßen die Kosaken darin, und in einem Nu verschwand die Kompagnie unter den Hufen der Pferde, und zwar buchstäblich. Wir hielten alles für verloren, unser linkes Flügelregiment setzte sich jedoch in Galopp. Die Kosaken ergriffen eiligst die Flucht, und — zu nicht geringem Erstaunen — sahen wir die ganze Kompagnie, die, um den Lanzenstichen zu entgehen, sich instinktmäßig, nach Art unerfahrener Soldaten, niedergeworfen, statt Rücken an Rücken das Bajonett gegen die Kosaken zu gebrauchen, bei unserer Annäherung aufstehen und hinter den Eskadrons Schutz suchen. Fast jeder einzelne blutete; ein Offizier hatte eine Menge von Stichen, von denen indes nicht einer von Bedeutung war. Nur der Hauptmann und ein paar Leute hatten ihr Leben eingebüßt. Die uns überlegene feindliche Kavallerie hatte während dieses Zwischenspiels ihre Kolonnen entwickelt, wir taten dasselbe und griffen frischweg an, warfen das erste Treffen, wurden von dem zweiten wieder geworfen,

ralliierten uns, griffen aufs neue an und trieben uns so ohne Resultat einige Stunden hin und her, verloren übrigens mehr als der Feind, weil die französische Kavallerie uns nicht im geringsten unterstützte, sondern in unserm Rücken nur bemüht war, die Pferde unserer Getöteten und Herabgeworfenen aufzufangen und zu plündern. Mit allem dem wurde natürlich nichts bezweckt, als was ohnehin doch unfehlbar eingetreten sein würde, nämlich daß die uns gegenüberstehenden Russen sich am Abende über den hinter ihnen gelegenen Damm etwas unordentlich und übereilt zurückzogen.«

Allgemein war die in beiden Berichten hervortretende Erbitterung gegen den unfähigen Führer des 8. Armeekorps, und das um so mehr, als Napoleon seine Verstimmung über die verpaßte Gelegenheit auch auf das Korps übertrug, das er zum Aufräumen der Schlachtfelder bestimmte. Währenddessen hatten sich die braven Württemberger im Verein mit den Franzosen damit abgemüht, den vor ihnen stehenden Feind zurückzuwerfen. Noch am Abend erstürmten sie ein von den Russen besetztes Plateau, — »als schon längst der Mond über dem blutigen Schlachtfelde aufgegangen war«, wie General v. Scheler in seinem Bericht sagt. Die feindlichen Tirailleurs »endigten das Plackern längs der stundenlangen Front erst um Mitternacht.« Die Russen traten den Rückzug an: im Grunde war wiederum nichts gewonnen.

Kein Wunder, daß die Stimmung im Heere durch die Kämpfe in der Gegend von Smolensk nicht wesentlich gehoben war. »In der Truppe zeigte sich nicht im entferntesten der stolze Geist, der sonst die Folge eines Sieges ist,« bemerkt Linsingen. »Überdruß der Beschwerden,« sagt Adam, »mit denen man seit Monaten zu kämpfen hatte, Besorgnisse ob dem fortwährenden Zusammenschmelzen der Armee und ihren vielen Verlusten, endlich der Gedanke: ‚Wann und wie werden wir unser Vaterland wiedersehen?' all das lähmte den Flug der Begeisterung, mit der Napoleon sonst seine Soldaten zum Siege führte.« Die Verluste waren beträchtlich gewesen: Lossberg berechnete sie, nicht weit vom Wirklichen abweichend, auf 20 000 Mann. »Wie war unsere Division,« klagt Martens, »nach diesen blutigen Gefechten zusammengeschmol-

zen! Die Ausdehnung des Lagers betrug kaum die Hälfte des vorigen von Liozna.«[1]

Napoleon selbst hatte Bedenken gehabt, das geschwächte Heer weiterzuführen. Ein Kriegsrat war einberufen, in dem sich verschiedene seiner besten Unterführer gegen eine Fortsetzung des Marsches aussprachen. Aber die Hoffnung, in dem nur noch etwa 45 Meilen (Luftlinie) entfernten Moskau den Frieden diktieren zu können, hatte den Sieg über alle Zweifel davongetragen. Aus diesen Beratungen war infolge von Indiskretionen manches durchgesickert. In den Offizierskreisen wurde das hin und her besprochen. Wieder kamen die Unglückspropheten zu Worte. Wenn wir hierin Brandt glauben dürfen, hätte ein polnischer Oberst Chlusowicz alles Kommende fast Wort für Wort vorausgesagt. Und ein Artillerieoffizier von den Württembergern hörte einen Adjutanten des Generals Montbrun sagen: »Wenn wir nicht eine Schlacht komplett gewinnen, so ist unsere ganze Armee verloren.« Doch beeilt sich der wackere Schwabe hinzuzusetzen: »Ich für meinen Teil muß, so wenig es meiner militärischen Divinationsgabe zum Ruhme gereicht, gestehen, daß ich so festes Vertrauen in den politischen und militärischen Scharfblick des Kaisers hegte, daß mir alle dergleichen Besorgnisse bloß Chimären schienen.«

Bald darauf trafen einige Nachrichten von den Flügelkorps ein, die, alles in allem, dem Kaiser doch recht zu geben schienen, wenigstens geeignet waren, die Besorgnisse für den Augenblick zum Schweigen zu bringen. Links hatte St. Cyr bei Polozk, rechts Schwarzenberg bei Gorodeczna die Russen geschlagen. Mit Befriedigung vernahm man im kaiserlichen Hauptquartiere diese »guten Nachrichten«. Schienen sie doch eine Sicherung der durch den Zug auf Moskau gefährlich lang werdenden Operationslinie zu verbürgen.

[1] In dem früher erwähnten Lager von Liozna hatten die Württemberger anfangs August, vor der Zusammenziehung des Heeres bei Smolensk, gerastet.

BESONDERE SCHICKSALE DER BAYERN AN DER DÜNA. BLICK AUF DAS LEBEN DER PREUSSISCHEN TRUPPEN IN KUR⸗LAND. ERLEBNISSE DER SACHSEN IN WOLYNIEN.

Wir beginnen mit den Begebenheiten an der Düna. Anfangs August waren die Bayern vom Hauptheere getrennt wor⸗den. Sie hatten Befehl erhalten, den Marschall Oudinot im Kampf gegen das von der Barclayschen Armee abgezweigte Korps Wittgensteins zu unterstützen, das zur Deckung von Petersburg auf dem rechten Dünaufer stehen geblieben war. Von Polozk aus hatte der französische Marschall, dem es zwar keineswegs an persönlichem Mute, wohl aber an der auf seinem Posten beson⸗ders nötigen Entschlossenheit fehlte, einen Vorstoß nach Norden bis über das Flüßchen Drissa hinaus versucht, wo er sich mit ab⸗wechselndem Erfolge geschlagen, aber vor dem unternehmungs⸗lustigen Wittgenstein wieder zurückgezogen hatte. Auch als er, durch die Bayern verstärkt, aufs neue vorgegangen war, kam seine Offensivbewegung abermals bald zum Stillstand. Am 16. trafen die Oudinot unterstellten Korps, das 2. und 6., wieder in der Nähe von Polozk ein. Auf den Vor⸗ und Rückmärschen und in den gelieferten Gefechten hatte das bayrische Korps ungefähr 3000 Mann verloren.

Diese Truppen bestanden fast nur aus Infanterie und Artillerie, da die Kavallerie, wie schon in der Einleitung mitgeteilt, mit Aus⸗nahme einer kleinen Abteilung Chevaulegers, der Hauptarmee zugeteilt worden war. Mit dieser machte sie nun den Zug nach Moskau mit, auf dem sie uns noch oft begegnen wird. Sie hat dort manche glänzende Charge ausgeführt; aber ihr Fehlen wurde in den folgenden Kämpfen an der Düna schwer empfunden. Mit den zuletzt den Bayern abgenommenen und zum Korps Eugens geschlagenen vier Chevaulegersregimentern der Division Prey⸗sing war auch die bayrische Batterie Widnmann dorthin abge⸗gangen, eine gleichfalls, wie ihr Führer, sehr brave Truppe, deren wir noch bei mancher Gelegenheit zu gedenken haben werden.

Die Lage der an der Düna verbliebenen Bayern wurde alsbald eine sehr traurige. Schon auf dem Hinmarsch mit dem übrigen Heere hatten sie so viel gelitten, daß die zwischen Wilna und Polozk in Kobylniki, Dokszitzi und an andern Orten angelegten Hospitäler mit kranken Bayern gefüllt waren. Auch auf dem Rückzug Oudinots waren viele liegen geblieben.[1] Den Feinden konnte dieses nicht verborgen bleiben, und da deren Führer, Graf Wittgenstein, der beweglichste von den russischen Generalen, den Zustand seiner Gegner für noch schlimmer hielt, als er in Wirklichkeit war, so glaubte er durch einen raschen Angriff mit ihnen fertig werden und sie über die Düna zurückwerfen zu können.

So kam es zu der blutigen Schlacht bei Polozk am 17. und 18. August, die zu den ruhmreichsten Tagen in der bayrischen Kriegsgeschichte gezählt werden dürfen, namentlich wenn man den physischen Zustand berücksichtigt, in dem sich die dort kämpfenden Truppen schon damals befanden.

Die Stadt Polozk liegt zum bei weitem größten Teil am rechten Ufer der Düna, in die hier die kleine Polota mündet. Das um die Stadt herum liegende freie Terrain wird von dichten Waldungen umrahmt, die es kreisförmig einschließen. Diese Gegend war bestimmt, das Schlachtfeld des 17. und 18. August 1812 zu werden. Sie wird von drei Straßen durchzogen, von denen die eine ostwärts über Gromewo nach Newel führt, während die beiden andern, die dünaabwärts führende Rigaer und die gerade nördlich nach Petersburg laufende, bei dem eine Stunde von Polozk entfernten Posthause von Gamzelowo zusammenkommen. Unweit dieser nun vereinigten Straßen in östlicher Richtung liegt das Dorf Spas mit einem Schlosse und anderen massiven Gebäuden, die sich ihrer Festigkeit wegen zu einer Verteidigung wohl eignen, nördlich davon das aus Holzhäusern bestehende Gut

[1] Für den rapiden Abgang sprechen folgende Zahlen: Vor dem Ausmarsche war das 6. Korps 22500 Mann stark gewesen, bei der Revue in Wilna, wo es noch eine so imposante Haltung gezeigt, etwa 20000. Am 7. August, dem Tage ihres ersten Eintreffens vor Polozk, hatten die Bayern noch 15400 Mann gezählt. Bei der Wiederankunft in der Nähe der Stadt waren es kaum noch 12500.

Prismenitza. Unfern Spas, aber auf dem andern Polotaufer, erhebt sich ein die Gegend beherrschender Hügel, der zur Besetzung mit Geschütz herausforderte. Hier standen die bayrischen Batterieen GOTTHARDT und GRAVENREUTH, deren Feuer zum Erfolge des Tages wirksam beitragen sollte.

Auch das Dorf Spas hatten die Bayern besetzt und gehörig verrammelt. Es war der Schlüssel der französischen Stellung. Hier stand die 2. bayrische (20.) Division WREDE, während die 1. (19.) unter dem alten General DEROY am ersten Schlachttag auf dem linken Polotaufer in Reserve blieb. Die Bayern bildeten den rechten Flügel des französischen Heeres, dessen linker sich an die Düna lehnte, während auch von jenseits des Stromes einige bei dem Dorfe Ekimania aufgefahrene Batterien, darunter auch eine bayrische, dem Feinde ihre Grüße hinübersandten. Verschiedene Male versuchten die Russen, das Dorf Spas mit Sturm zu nehmen. Es gelang ihnen auch zeitweilig, Teile der Ortschaft zu erobern, doch wurden sie jedesmal wieder herausgeworfen. Der Führer der 1. bayrischen Infanteriebrigade, General v. VINCENTI, wurde hierbei schwer verwundet.

Auch die auf dem Hügel bei Spas aufgestellten Batterien hatten von dem Feuer der feindlichen Scharfschützen erheblich zu leiden. Aber die Bayern hielten fest, und da auch die links von ihnen stehenden Franzosen den Angriffen trotzten, wurden die Russen auf allen Punkten zurückgewiesen.

Freilich war hiermit noch nicht viel gewonnen, da WITTGENSTEINS Heer, das den das freie Land umgebenden Waldsaum nach wie vor besetzt hielt, den Gegner immer noch umklammerte. Bei der Unentschlossenheit des Marschalls OUDINOT durfte er hoffen, daß dieser ihm doch noch die Dünalinie überliefern würde. Da kam eine Wendung. Noch am Abend des ersten Schlachttages wurde der Marschall durch eine Flintenkugel verwundet. Der russische Schütze, der diesen Schuß abgefeuert, hatte der Sache seines Feldherrn wenig genützt. Denn an Stelle OUDINOTS, der sich zu seiner Heilung nach Wilna zurückbringen lassen mußte, trat jetzt der bei weitem energischere ST. CYR, persönlich ein recht wenig angenehmer Charakter, der aber über ganz andere militärische Fähigkeiten verfügte als sein verwundeter Waffengefährte.


Wald von Hamernia
nach Drifsa
nach Petersburg
Gromewaer Wald
Prismenzia
N
S
X
Spafs
Düna
Polota
Ekimania
POLOTZK
nach Gronewa
Mafsstab 1:1000

In humorvoller Weise hat Major v. Thurn und Taxis die Zänke=reien geschildert, die zwischen den beiden französischen Korps=kommandanten über die Führung stattgefunden hatten. Jetzt hatte St. Cyr allein das Kommando, und die Folgen zeigten sich zur selben Stunde. Er entwarf einen klugen Plan zur Täuschung des Feindes. Möglichst auffällige Demonstrationen sollten am folgenden Tage auf dem jenseitigen Dünaufer ausgeführt wer=den, als handle es sich um Abzug. Wittgenstein ließ sich auch wirklich betören, ganz ähnlich wie später der russische Ad=miral Tschitschagow an der Beresina sich düpieren lassen wird.

Währenddessen wurden in der Stille die Anstalten zum An=griff getroffen. Wieder fiel den Bayern eine wichtige Aufgabe zu. Auf dem Hügel von Spas wurden 34 ihrer Geschütze vereinigt. Die Division Wrede bildete diesmal den äußersten rechten Flügel, der in den Gromewoer Wald eindringen und die russische Linke gegen die Petersburger Straße zurückwerfen sollte. Bei Spas stand die 19. Division, die diesmal in die vorderste Linie vorgezogen war. Ihr Führer, der greise General Deroy, sollte heute der tod=bringenden Kugel begegnen. Über seine Kampfeslust, die den mehr als Siebzigjährigen noch nach Rußland getrieben, gingen allerlei Erzählungen im Heere um. Einem Offizier aus Wredes Umgebung gegenüber soll Deroy im Hinblick auf die Ereignisse des vorhergehenden Tages scherzhaft geäußert haben: »Wenn die naseweise Division Wrede wieder den Vorzug erhält, so lasse ich sie rückwärts mit dem Bajonett angreifen.«

Von alledem ließ sich Wittgenstein nichts träumen. Er saß noch in Prismenitza beim Mittagsmahle, als Schlag 4 Uhr die bay=rischen Geschosse in sein Hauptquartier einschlugen, das im Augenblick auseinanderfuhr. Doch sammelten sich die Russen schnell und leisteten hartnäckigen Widerstand, als die Bayern, denen der enge Ausgang der Dorfgasse von Spas beim Debou=chieren hinderlich war, gegen Prismenitza vorrückten.

Die nun folgenden wechselreichen Kämpfe, deren einzelne Mo=mente wir hier nicht mitteilen können, waren außerordentlich blutig, da beide Heere auf einem ungewöhnlich engen Raum zu=sammengedrängt waren und sich in solcher Nähe gegenüber=

standen, daß man die Gesichter der Gegner deutlich erkennen konnte. Eine Zeitlang schien die Lage der erschöpften Bayern recht bedenklich, zumal die links neben ihnen stehende französische Division Legrand mehrmals zurückwich und sie selbst das Unglück hatten, einen ihrer Führer nach dem andern zu verlieren. Das 4., 8. und 9. Infanterieregiment — schon damals nur schwache Bestände — werden in den Berichten besonders rühmend hervorgehoben. Bei dem letzteren war gegen Ende des Kampfes kein Stabsoffizier mehr unverwundet, so daß ein Hauptmann das Kommando übernehmen mußte. Deroy fiel, in den Unterleib tödlich getroffen. Auf einer aus halbverbrannten Brettern hergestellten Bahre mußte der alte Held, der den Seinen noch fortgesetzt zusprach, aus dem Feuer getragen werden. Da erschien Wrede und stellte durch die Macht seiner Persönlichkeit die Ordnung wieder her.

Das blutige Gemetzel endete damit, daß das 9. bayrische Regiment den Edelhof von Prismenitza endlich mit dem Bajonett wegnahm. Da inzwischen auch die 20. Division den russischen linken Flügel zurückgedrängt hatte und Wittgenstein die Petersburger Straße bedroht sah, so entschloß er sich zum Rückzuge.

Bevor er aber diesen antrat, ließ er, ähnlich wie Blücher am Abend der Schlacht von Lützen, durch seine Kavallerie noch einen Angriff machen, der bei der inzwischen eingetretenen Dunkelheit unter den Gegnern keine geringe Verwirrung anrichtete. St. Cyr selbst wurde überritten und konnte sich vor den Hieben der feindlichen Reiter nur mit Mühe in einen Graben retten. Auch bei der Abweisung dieses Angriffs haben — neben den Schweizern — die Bayern tätig mitgewirkt: zwei Bataillone der Brigade Siebein und zwei Geschütze der Batterie Gravenreuth. Hauptmann Gravenreuth sagt, daß es ihm gelungen sei, durch möglichst schnelles Feuern den Feind über die geringe Anzahl seiner Kanonen zu täuschen.

Sehr bedauert wurde hierbei die Abwesenheit der Chevaulegersregimenter. Die Bayern meinten: nur noch ihre Kavallerie zur Stelle, und man hätte den Feind, statt ihn ruhig abziehen zu lassen, durch scharfe Verfolgung für lange Zeit lahmlegen können. Das wäre für Napoleons Sache allerdings von großer Bedeutung gewesen.

So wie die Dinge nun einmal lagen, war es freilich unmöglich, das Korps Wittgensteins zu vernichten, das man sich mit Mühe und Not vom Halse geschafft hatte. Denn wenn Oudinot in den ersten Tagen des August bei größerer Tatkraft noch imstande gewesen wäre, sich die Offensive zu sichern: jetzt war es schon zu spät, und die Aufgabe des bei Polozk stehenden Heeres konnte nur mehr die sein, den errungenen Besitzstand zu behaupten, um die Russen zu hindern, von hier aus die Verbindungen des immer weiter nach Osten ziehenden Hauptheeres zu gefährden. Ein einheitlicher Oberbefehl auf dem linken Flügel der großen Armee würde ja vielleicht andere Resultate zur Folge gehabt haben; aber da er nicht existierte, mußte man mit dem Erreichten zufrieden sein, und Napoleon, der, wie wir hörten, die Nachricht von der Schlacht bei Polozk mit großer Befriedigung aufgenommen, belohnte St. Cyr mit dem Marschallstabe. Auch die Bayern, die dieser in seinem Bericht nach Verdienst belobt hatte, gingen nicht leer aus, 60 Ehrenlegionskreuze wurden unter sie verteilt; doch kam für manchen die Belohnung zu spät. So für den alten Deroy, den der Kaiser zum Reichsgrafen mit einer Dotation von 30 000 Franken erhob, vier Tage, nachdem der wackere alte Herr von seinen Leiden erlöst war, so auch für jenen bayrischen Unteroffizier, dem man das ihm zuerkannte Kreuz aus Mangel an verfügbaren Stücken nicht geben konnte. Man tröstete ihn damit, daß bald durch den Tod eines Kameraden ein Ordenskreuz vakant werden würde; aber der brave Korporal starb selbst schon nach wenigen Tagen.

Denn wie überall in dem weiten Rußland, so hielt auch an der Düna der Tod seine reichste Ernte gerade unter denen, die er auf dem Kampfplatze verschonte. Die Einbuße der Bayern hatte trotz der Heftigkeit der Aktion an den beiden Schlachttagen an Toten nicht viel mehr als 200 Offiziere und Soldaten betragen. Dazu kamen etwa 1500 Verwundete. Freilich fand in den folgenden Tagen eine umfangreiche Rekognoszierung statt, die zu einem Gefecht bei dem nördlich von Polozk gelegenen Bieloie führte, wo auch der General Siebein eine tödliche Wunde empfing. Infolge dieses Unternehmens wurden die Verluste abermals um die Zahl von etwa 250 erhöht. Immerhin waren das zusammen nur an 2000, von denen

vielleicht die Hälfte hätte erhalten werden können, wenn die Hospitäler in einem einigermaßen erträglichen Zustande gewesen wären. Leider war dies wie überall in dem ganzen Feldzuge nicht der Fall. Zunächst fehlte es an geeigneten Baulichkeiten. Die meisten Wohnhäuser von Polozk lagen schon damals in Asche; die blessierten Offiziere waren größtenteils in dem zu Zeiten Katharinas II. erbauten Jesuitenkloster untergebracht, die Mannschaften in einer zum Lazarett umgeschaffenen Kirche, wo man ihnen, wie der Sergeant SCHRAFEL sagt, »einen braunen Trank aus Wermuth reichte, der in der Gegend häufig wächst. Sonst gab es keine Arznei.« Der Mangel an Medikamenten wird auch von andern Seiten bestätigt, und daß man allerlei unschädliche Tränklein braute, *ut aliquit fiat*, wie der Mediziner das nennt, und um die Kranken zu täuschen. Als später eine größere Sendung mit Arzneien und anderen Stärkungsmitteln von München ankam, hatten die meisten ausgelitten.

Zur Bevölkerung der Lazarette trug ein anstrengender Vorpostendienst bei, für den die Bayern täglich 1500 Mann hergeben mußten. Dazu traten unaufhörliche Schanzarbeiten, da ST. CYR in Erwartung kommender Dinge Polozk so stark wie möglich befestigte. Auch suchte er sich gegen unliebsame Überraschungen auf dem linken Dünaufer zu sichern. Hier wurde flußabwärts eine bayrische Abteilung unter dem Generalmajor v. STRÖHL vorgetrieben, die das Städtchen Disna besetzte und sich gleichfalls dort verschanzte.

Alle diese Arbeiten wären aber nicht so aufreibend gewesen, wenn die sanitären Verhältnisse von Polozk nicht eine so unheilvolle Wirkung geübt hätten. Von den vielen ungesunden Gegenden Rußlands ist die um Polozk gelegene zur Sommerszeit eine der ungesundesten. Sogar die Russen pflegten in den heißen Monaten ihre Garnison aus der Stadt zu ziehen. Überall wie in Litauen brackiges Wasser, das »von Würmern wimmelte.« Nicht einmal zum Kochen konnte es benutzt werden, so daß, wer ein bischen Branntwein hatte, darin seinen Kaffee brühte. Der Hauptmann MAILLINGER bewirtete mit diesem Getränk einen vor der Polozker Schlacht aus dem Hauptquartier mit Depeschen für ST. CYR eingetroffenen Adjutanten des Kaisers, und der Franzose

wußte ihm nicht genug zu danken. Ein Trunk reinen Wassers war dort eine Seltenheit, die nicht hoch genug eingeschätzt werden konnte. Sergeant SCHRAFEL glaubte, als er eines solchen einmal habhaft geworden, allein durch diesen Genuß von der Dysenterie befreit worden zu sein, die ihn, wie alle Welt, befallen hatte.

Eine andere Plage, die bei längerem Aufenthalt an der Düna besonders lästig wurde, waren die zahllosen Mücken und Fliegen. Selbst in den bestverwahrten Räumen konnte man sich ihrer kaum erwehren. Über das Bett des sterbenden DEROY im Polozker Jesuitenkloster hatten treue Hände einen Flor gebreitet, um den alten Mann in seinen letzten Stunden vor den lästigen Insekten zu schützen. In den zum Schutze der Truppen errichteten Baracken waren Decken und Wände mit diesen übersäet. »Wir konnten kaum einen Löffel Suppe genießen,« sagt GRAVENREUTH, »ohne einige dieser Tiere mitzuverschlingen.« Ein Kamerad, den der Hauptmann eines Tages zum frugalen Mal geladen, brachte es nicht über sich, das Essen zu sich zu nehmen. Man zündete Feuer an, um das Geschmeiß zu vertilgen; man kehrte Myriaden der verbrannten Tiere aus — am andern Morgen war schon Ersatz eingerückt.

Alle diese größeren und kleineren Miseren, zu denen wie überall ein empfindlicher Brot- und Salzmangel kam, brachten durch ihre tägliche Wiederholung unter den schwerblütigen Bayern eine Melancholie hervor, die in solchem Grade bei der Hauptarmee bis dahin zu den immerhin noch selteneren Erscheinungen gehörte. Mit großer Heftigkeit äußerte sich die Nostalgie, das Heimweh, und man kann wohl sagen, daß dieses Seelenleiden einer nicht unbeträchtlichen Zahl von Individuen geradezu den Tod gebracht hat. »Gemeine wie Offiziers,« sagt der Stabsauditeur STUBENRAUCH, »sahen Geistern ähnlich.« Die Leute starben überall, selbst auf den Latrinen des Biwaks sind nach der Angabe des (späteren) Hauptmanns FRIEDRICH MÄNDLER viele verendet. In den Spitälern soll es, wie der französische General MARBOT erzählt, der damals als Oberst des 23. Chasseursregiments beim Korps OUDINOT stand, ein sogenanntes »Sterbezimmer« gegeben haben, nach dem die Bayern verlangten, um sich dort aufs Stroh hinzustrecken und nicht wieder

aufzustehen. Anderseits will man bemerkt haben, daß diejenigen eine Erleichterung fühlten, die nach den auf dem linken Dünaufer angelegten Lazaretten befördert wurden, weil sie sich der Heimat um einige Meilen näher wußten! Die Wege dorthin zu finden ward den Kranken nicht schwer. Sie brauchten nur den umher=liegenden Leichen nachzugehen.

Den Rosenkranz mit lauter Stimme betend, zogen die frommen Bayern diesen offenen Gräbern entgegen. In ihren Seelennöten nahmen sie auch zu den Polozker Jesuiten ihre Zuflucht, unter denen mehrere Landsleute waren. Ein alter Pater nahm sich be=sonders der armen Soldaten an, denen er die Tröstungen der Re=ligion spendete und für die er so lange sorgte, bis er selbst der Ansteckung erlag.

Nicht alle Väter der Gesellschaft Jesu in Polozk haben wie dieser gute Mann gehandelt. Unter den russischen Mitgliedern des Ordens überwog das Nationalgefühl. Einige standen sogar im Verdacht, Verrat zu üben. Auch hielten sie ihre Vorräte ver=borgen. Hauptmann MAILLINGER entdeckte diese mit Hilfe findiger Burschen: Fässer voll Met und einige hundert Flaschen feiner Weine. Auch mehrere Zentner Zucker und Kaffee wurden hinter dem Hauptaltar der Kirche gefunden. Mit Mühe und Not gelang es dem bayrischen Kapitän, einen kleinen Teil von diesen Schätzen den verwundeten Offizieren zukommen zu lassen. Das übrige be=hielt der Höchstkommandierende, ST. CYR, für sich, dessen Egois=mus bei dieser wie bei andern Gelegenheiten in häßlichem Licht erscheint.

Doch hatte es das Feldherrntalent des Marschalls fertig ge=bracht, seinem Korps und damit auch den Bayern für längere Wochen Ruhe vor dem Feinde zu verschaffen. Eine geordnetere Verpflegung trat nach und nach ein; die weiter zurückliegende Landschaft wurde in Requisitionsbezirke geteilt, und auch das so schmerzlich vermißte Brot konnte wieder gebacken werden: das letzte vor den schrecklichen Tagen des Rückzuges, das aus diesem Grunde, wie Sergeant SCHRAFEL sagt, die Bayern »nicht vergessen konnten.« Wenn trotz dieser relativen Besserung der Lage die Ziffer der Streitkräfte bei Polozk während des folgenden Monats (September) immer weiter herunter ging, so war doch

militärisch ein nicht unwichtiger Erfolg erreicht; die vorläufige Sicherung der linken Flanke des Hauptheeres. Es hätte mehr erreicht werden können, wenn auch der an der unteren Düna nicht allzuweit entfernt stehende Marschall MACDONALD eine größere Rührigkeit entfaltet hätte.

Wir werden uns auch mit diesem für einen Augenblick zu beschäftigen haben, nicht nur weil bei dem 10. Korps die Preußen standen, sondern auch aus dem andern Grunde, weil die Ereignisse oder vielmehr Nichtereignisse auf dem äußersten linken Flügel, wenn auch erst in einer späteren Periode des Feldzugs, einen gewissen Einfluß auf die weitere Entwicklung der Dinge und das endliche Schicksal der nach Moskau Ziehenden ausüben sollten.

Auf der andern Seite zwingt aber die Rücksicht auf das Hauptheer zur Kürze. Handelt es sich doch hier um einen verhältnismäßig wenig interessanten Nebenschauplatz, auf dem sich ein zwar an sich nicht reizloser Kleinkrieg abspielt, der den kämpfenden Truppen mancherlei Opfer und Entbehrungen auferlegt, aber neben der gewaltigen Tragik des eigentlichen Moskauer Heereszuges und auch neben den Taten und Leiden der Bayern weiter oben an der Düna nur den Namen einer recht bescheidenen Episode verdient.

Von allen Bundesgenossen, die den großen Cäsar in das Zarenreich begleiteten, waren die Preußen bekanntlich die widerwilligsten. Der von FRIEDRICH WILHELM III. mit NAPOLEON unter dem Zwange der Umstände abgeschlossene Allianzvertrag war im Lande und noch mehr im Heere höchst unpopulär. »Wir Preußen folgten nicht dem hochtönenden Rufe Napoleons,« schreibt der Leutnant vom Leibregiment PHILIPP v. WUSSOW in sein Tagebuch, »wir folgten vielmehr nur dem unvermeidlichen Willen unseres hart bedrängten Königs.« Eine größere Anzahl namhafter Offiziere, unter denen sich CLAUSEWITZ, BOYEN, CHASOT, Graf FRIEDRICH DOHNA u. a. befanden, hatten auch das nicht über sich gewinnen können. Sie waren aus der preußischen Armee ausgeschieden und kämpften unter russischen Fahnen. Manche standen ihren früheren Kameraden unmittelbar gegenüber. So der bekannte Major v. TIEDEMANN, der sich in Riga aufhielt und bei

einem in dortiger Gegend stattfindenden Gefechte tödlich verwundet wurde. Von seiten dieser Landsleute wurden vielfach Versuche gemacht, preußische Truppen zur Desertion zu verleiten, was auch bei einzelnen Individuen gelang. Man empfand das zwar als illoyal, und ein den Feldzug mitmachender Offizier betrachtete das vorzeitige Ende des Majors v. Tiedemann als eine gerechte Strafe für dessen Treiben; aber das schiefe Verhältnis, in dem die Preußen standen, wird durch solche Vorkommnisse deutlich gekennzeichnet. Bald wiederholen sich diese Vorgänge im großen. Von den den Preußen gegenüberstehenden Generalen hat es keiner unversucht gelassen, den in der letzten Zeit deren Korps kommandierenden General Yorck auf die russische Seite herüberzuziehen, weder die Rigaer Gouverneure Essen und Paulucci noch der später den Preußen auf ihrem Rückzuge nachsetzende Wittgenstein, und es ist ein weltgeschichtlich feststehendes Faktum, daß es dem unter letzterem stehenden General Diebitsch nach langen Verhandlungen endlich gelungen ist, Yorck zum Abschluß der berühmten Konvention von Tauroggen zu vermögen, durch welche die Russen ihren Zweck, wenn auch nicht ganz in dem von ihnen gewünschten Maße, erreichten. Denn Yorck hat sich nicht zum völligen Übertritt auf die russische Seite entschließen können, vielmehr nur einen Neutralitätsvertrag abgeschlossen, durch den er das Korps seinem Könige erhielt.

Die eigentümliche Lage des preußischen Hilfskorps gegenüber den Russen, die man im Herzen nicht als Feinde betrachtete und die ihrerseits die Preußen auch nur als halbe Gegner ansahen, haben, zusammen mit den örtlichen Verhältnissen und der geringen Tatenlust Macdonalds, dem Feldzug in Kurland ein Aussehen gegeben, das von dem des übrigen Krieges wesentlich abweicht. Statt des grausamen, unsäglich blutigen Charakters, den dieser zeigt, tritt uns hier eine im ganzen recht menschliche Kriegführung entgegen, namentlich zwischen den Russen und Preußen, die ihre Gefangenen beiderseits schonen, während, wie wir noch hören werden, sonst mit barbarischer Roheit gegen diese verfahren wurde. Man respektiert das Sanitätspersonal; man schickt sich gegenseitig gefangene Militärärzte zurück, und zwischen Yorck und den russischen Befehlshabern kommt es während der

letzteren Zeit der Blockade von Riga schon zu einer Vereinbarung, laut deren die Neckereien der Vorposten eingeschränkt werden, um unnötiges Blutvergießen zu vermeiden.

Auch das Verhältnis zu der Bevölkerung war bei weitem weniger feindselig als im eigentlichen Rußland. Auch hier waren die Ursachen verschiedene. Ein Teilnehmer am Feldzuge erzählt, daß die Bewohner der Grenzdistrikte seinen Landsleuten, mit denen sie durch Handelsverkehr bekannt waren, vertrauensvoll entgegengekommen seien. Die Polen Samogitiens zeigten sich der französischen Sache ergeben. Der Leutnant v. Hartwich vom Leibregiment betrachtete mit Verwunderung die »merkwürdige Feierlichkeit«, durch die der Fürstbischof Zandrowitsch im Beisein des fremden Offizierkorps das Volk von dem Eide der Treue gegen den Zaren entband. Tiefer nach Rußland hinein zeigten sich die Bauern widerhaariger, namentlich bei Ausübung der Vorspanndienste, zu denen sie mit Kantschuhieben angehalten werden mußten, das einzige Mittel, wodurch man sich, wie derselbe Offizier bemerkt, »mit ihnen verständigen kann«. Immerhin waren die Bedrückungen nicht allzu hart, da auch Macdonald ein rücksichtsvoller Mann war, und von der grimmigen Wut des Volkes, die in andern Gegenden hervorbrach, zeigt sich kaum eine Spur. Nur hört man, daß die Umwohner der Düna den Russen vielfach Spionagedienste leisteten.

Einer besonders günstigen Aufnahme hatten sich die preußischen Offiziere in den gebildeten Familien Kurlands zu erfreuen. Auf den Schlössern der wohlhabenden Edelleute wurden üppige Gastmähler veranstaltet, bei denen der Wein nicht gespart wurde. Wie freundliche Inseln im wilden Meere dieses fürchterlichen Krieges erscheinen die Erzählungen mancher preußischen Offiziere von ihrem Aufenthalt in den Ostseeprovinzen. Hartwich z. B., der längere Zeit in Liebau im Quartier liegt, hat hier im eigentlichsten Sinne des Wortes ein Badeleben geführt. Als er endlich scheidet, fließen die Tränen eines schönen Mädchens, das er täglich auf Weg und Steg und besonders auf dem Gange zum Strande begleitet hat. Ähnliche Verhältnisse fand der Leutnant v. Wussow im Avenariusschen Hause in Mitau. Auch in dem Lager der Preußen vor Riga herrschte fröhliches Leben, das den

Ernst des Krieges milderte und dessen rauhe Seiten um so weniger hervortreten ließ, als, dank der Tätigkeit eines vorzüglichen Verwaltungsbeamten, des Staatsrats RIBBENTROP, die Verpflegung, zumal in den ersten Monaten, eine ausreichende war. Der Geburtstag des Königs FRIEDRICH WILHELM (3. August), konnte durch ein »anständiges Diner« von den Offizieren begangen werden. »Wir hatten uns«, schreibt der Leutnant WILHELM v. EBERHARDT, »einen großen Tempel aus hohen Bäumen bauen lassen, mit Festons aus Eichenlaub und Blumengirlanden verziert, in dem wir sehr vergnügt und fröhlich aßen und nachher sogar tanzten.« In weitem Abstande hiervon erscheint die armselige Feier des Namensfestes des bayrischen Königs in Polozk, zu der die Soldaten das bischen Talg ihrer schmalen Fettportionen für die Lämpchen zur Illumination des Lagers aufgespart hatten!

Auch am Napoleonstage (15. August) ging es im Lager vor Riga verhältnismäßig hoch her. »Die Soldaten«, erzählt ein ostpreußischer Offizier, »erhielten besondere Gaben von Brot, Branntwein und Tabak, und bei jeder Kompagnie mußten gymnastische Spiele im Springen, Laufen und Klettern veranstaltet werden. Die Gelegenheit, an NAPOLEONS Geburtstage als Sieger in den verschiedenen Wettkämpfen Geldbelohnung zu erringen, belebte hauptsächlich den Eifer dabei.«

Sicherlich ist es den Soldaten des Hilfskorps mehr auf die blanken Taler angekommen, als auf den Ruhm, sie am Geburtstag des Kaisers errungen zu haben. Denn das Geld war infolge der Leere in den preußischen Kassen viel knapper als die Lebensmittel, und von Begeisterung für den höchsten Festtag der Franzosen verspürten diese Bundesgenossen recht wenig. Der oben erwähnte Schreiber betont, daß die Offiziere sich bei der Feier sehr zurückgehalten und nur eben die »Form« beobachtet hätten, auf das Wohl des obersten Führers ein Glas zu leeren. In Mitau tanzten sie beim Festball nicht; doch hat es PHILIPP v. WUSSOW nicht unterlassen können, eine Skizze der mit einer Statue des Ungeliebten geschmückten Säulenhalle, in der das Fest stattfand, seinem Tagebuch einzuverleiben.

Nach dem früher Gesagten begreiflich. Die Spannung zwischen ihnen und den Franzosen nahm täglich zu. Schon beim Durch-

marsch durch Ost⸗ und Westpreußen hatten die preußischen Offiziere mit besonderem Schmerze die Ausschreitungen der fremden Krieger mit ansehen müssen. Neben dem durch die Umstände halb und halb gerechtfertigten Mundraub waren auch ärgerliche Profanationen vorgefallen. Hartwich erwähnt, daß in der Marienburg die Franzosen einen Rittersmann aus dem Grabe geholt, ihn in einen modernen Infanteristen verwandelt und in dieser Ausrüstung als Wache vor die Tür eines Kornmagazins postiert hatten. Beim Überschreiten der russischen Grenze hatte Yorck eine Rede gehalten, die mit einem Hoch auf den König schloß; der französische Kaiser war dabei vergessen worden.

Zwar waren auch andere Empfindungen zu Beginn der Kampagne rege geworden. Napoleons Kriegsruhm hatte selbst etliche von dessen ausgesprochenen Gegnern elektrisiert. General Grawert, der anfänglich das preußische Hilfskorps befehligte, sah nach Yorcks ärgerlichem Worte in dem Franzosenkaiser »etwas Übermenschliches« und in seinen Marschällen die »Jünger eines Propheten«. Mancher preußische Leutnant mag sich wie Hartwich im stillen ausgemalt haben, den Napoleonszug über Moskau »nach Ostindien« mitzumachen. Solche Träume, die dem Ehrgeiz schmeichelten, dämmten die vaterländischen Gefühle anfangs doch etwas zurück. Auch für die Auszeichnungen, mit denen Napoleon nicht geizte, war persönliche Eitelkeit nicht immer ganz unempfänglich. Yorck hat das Offizierskreuz der Ehrenlegion, das ihm der Feldzug einbrachte, niemals getragen; aber der Brigadier Oberst von Horn, ein tapferer Mann und besonderer Liebling Macdonalds, hat nach Eberhardts Darstellung eine fast kindliche Freude beim Empfang des französischen Ordens verraten, obwohl auch er seinem politischen Empfinden nach durch und durch Preuße war.

Während sich im späteren Verlaufe des Feldzugs die Gegensätze mehr und mehr verschärften, tat anfangs Macdonalds gewinnende Persönlichkeit manches, um sie zu überbrücken. Die preußischen Offiziere, die mit ihm zu tun hatten, sind voll des Lobes über die Liebenswürdigkeit des französischen Marschalls. »Sein ganzes Wesen«, schreibt einer, »verkündigte den Mann von Ehre, von Verstand und Wohlwollen.« Ein anderer lobt seine gerade Hal⸗

tung, seine noblen Züge, seine große Freundlichkeit. Alle stimmen darin überein, daß er die Bundesgenossen außerordentlich gut behandelt, ihre Disziplin und Tapferkeit forwährend gelobt habe.

Hierzu fand sich eine erste Gelegenheit, als die Preußen in dem glänzenden Gefecht bei Eckau (19. Juli) die Russen geworfen hatten. Ganz im Gegensatze zu Napoleons Eilmärschen war Macdonald mit schneckenhafter Langsamkeit durch Kurland gezogen. Seine übergroße Bedächtigkeit forderte zum Tadel heraus. »Vor jedem Büschlein wurde gehalten«, spottet Hartwich, und Grawert verglich den Marsch mit dem der Raupen, die »immer erst das Hinterteil nachziehen, ehe sie den Kopf wieder vorstrecken.« Bei Eckau stießen die Preußen auf die Truppen des russischen Generals Löwis. Das Gefecht war reich an »spannenden Lagen«, auf die hier im einzelnen nicht näher eingegangen werden kann. Jedenfalls hatte die Eroberung von Eckau, bei der die preußischen Schützen eine hervorragende Geschicklichkeit bewiesen, die engere Einschließung der Festung Riga zur Folge. Diese blieb dem Hilfskorps überlassen, das sich auch in einer Reihe von weiteren Kämpfen seines neuerworbenen Ruhmes würdig zeigte.

Bei alledem wurde die Blockade der Ostseestadt nur lässig betrieben. Von einer eigentlichen Belagerung war keine Rede, da die Stadt nur von der Südseite eingeschlossen wurde, auf dem nördlichen Ufer der Düna aber völlig freiblieb, so daß der aus Finnland kommende russische General Steinheil ungehindert ein- und auspassieren konnte. Als endlich der schwerfällige Belagerungspark anlangte, war es zu spät, und Riga, das strategische Objekt der Heerfahrt des 10. Korps, durch den Vormarsch der Hauptarmee nach Moskau ziemlich wertlos geworden.

Nachgerade war es zwischen den Preußen und der französischen Oberleitung zu Konflikten gekommen, die einen ernsteren Charakter anzunehmen drohten. Yorck, der an Grawerts Stelle das Kommando des Hilfskorps übernommen hatte, ließ sich in seinem ausgesprochenen Franzosenhasse von Macdonalds Artigkeit nicht gewinnen. Er war ebenso unliebenswürdig wie jener zuvorkommend. »Mit Macdonald«, sagt Graf Henckel v. Donnersmarck, der im persönlichen Auftrag des Königs zu Yorck

geschickt wurde, »lebte er stets auf einem gespannten Fuß und tat gewöhnlich nicht mehr, als er eben mußte; ja, war es nur irgend möglich, so widersetzte er sich seinen Befehlen geradezu.«

Das bezieht sich freilich weniger auf die eigentlich militärischen Dinge. Noch Ende September leisteten die Preußen der französischen Heeresleitung einen wichtigen Dienst, indem sie in einer höchst eigenartigen und gefährlichen Stellung den Belagerungspark bei Ruhenthal gegen einen feindlichen Überfall erfolgreich verteidigten, allerdings den geschlagenen Gegner ziemlich unverfolgt nach Riga zurückgehen ließen. Yorck benutzte eben den kleinen Krieg in Kurland zur Erziehung seiner Truppen für Aufgaben, die außerhalb des Rahmens des gegen Rußland geführten Kampfes lagen. Auch das ist eins der charakteristischen Merkmale des so viele Besonderheiten aufweisenden Feldzugs in Kurland.

Ein anderes ist die fast völlige Untätigkeit Macdonalds. Wenn tatsächlich der Besitz von Riga umsomehr an Bedeutung verlor, je weiter Napoleon nach Osten rückte, so wuchs hiermit umgekehrt die Wichtigkeit der Dünalinie für die Basierung seines weitausgesponnenen Unternehmens. Hätte Macdonald sich mit Oudinot und später mit St. Cyr in Verbindung gesetzt, so wäre es tatsächlich nicht unmöglich gewesen, das Korps Wittgensteins, das sich erst nach und nach durch den Zuzug Steinheils und starke Rekrutierungen verstärkte, solange es an Zahl unterlegen war, gänzlich aus dem Felde zu schlagen. Die hier begangenen Unterlassungssünden sollten sich bitter rächen.

Von diesen Sünden beging Macdonald die schwerste. Außer dem preußischen Hilfskorps, das als 27. Division der großen Armee zählte, verfügte er noch über die (7.) Division Grandjean, die gleichfalls aus Ausländern zusammengesetzt war. Neben mehreren polnischen Regimentern und einer von den Preußen abgegebenen Reiterabteilung gehörten das 13. bayrische und das 1. westfälische Infanterieregiment dazu. Diese Truppen bildeten den rechten Flügel der Aufstellung Macdonalds, der sich mit ihnen, von den links stehenden Preußen südostwärts, an der Düna hinauf bis Jakobstadt und Dünaburg ausdehnte. Hier blieb er lange

Zeit unbeweglich stehen. Wieviel nun aber der Marschall auch der Sache seines Herrn hierdurch geschadet, für die ihm untergebenen Truppen ist es ein Gewinn gewesen. Noch im Oktober fiel einem bayrischen Offizier, der von WREDE zu dem Marschall geschickt wurde, das gute Aussehen seiner Landsleute vom 13. Regiment auf: »Unsere Leute strotzten von Gesundheit; der Kontrast mit der Gegend, aus welcher ich kam, wo alles Krankheit und Zerstörung zeigte, war so frappant, daß es mir wie ein Traum vorkam.« Auch auf dem linken Flügel des Macdonaldschen Korps war ein Gleiches der Fall. Bis zum endlichen Abmarsch hat das 10. Armeekosps verhältnismäßig wenig gelitten. Mangel ist auch hier, dank der schlechten französischen Intendantur, zuguterletzt eingetreten, und es war gerade die Verpflegung, über die der lange Zeit latente Konflikt zwischen YORCK und MACDONALD endlich zum Ausbruch kam. Aber bei alledem blieb die vorherrschende Stimmung im preußischen Korps im ganzen eine optimistische, fröhliche, und es hat in den Hüttenlagern vor Riga an Gesang und derben Soldatenscherzen nicht gefehlt. Leutnant HARTWICH erzählt, daß man sich auf den Vorposten damit belustigte, Strohpuppen einander zuzusenden, und was dergleichen Späße mehr waren. Die Offiziere belustigten sich mit Karten- und Würfelspiel; PHILIPP v. WUSSOW benutzte die langen Stunden der Muße, um Stellen in Goethes Faust auswendig zu lernen. Das geschah noch zu einer Zeit, als auf dem Rückzug von Moskau schon Hunderte täglich starben und auch unter den Bayern — nur 30 Meilen dünaaufwärts — das schrecklichste Elend herrschte.

Wir haben hiermit den Zeitpunkt, um den es sich gegenwärtig handelt, bereits überschritten. Bei der verhältnismäßig untergeordneten Rolle, die das Macdonaldsche Korps gespielt hat, erschien es am Platze, über diese Episode im Zusammenhang alles zu sagen, was darüber für unsere Darstellung von Interesse sein konnte. Nur noch einmal wird später dieses Korps genannt werden, bei der Auflösung der großen Armee und der Konvention von Tauroggen.

Wenn nun, alles in allem, die Invasion in Kurland den Charakter eines »militärischen Spazierganges« zeigt, so lagen die Verhältnisse auf dem rechten Flügel der großen Armee erheblich anders. Auch die hier — zumeist im Verein mit den Österreichern unter SCHWAR-

zenberg — operierenden Sachsen haben in dem ganzen Feldzug bei weitem nicht so viel gelitten wie die Hauptarmee, aber sie sind auch lange nicht so glimpflich davongekommen wie die zum 10. Korps gehörenden Preußen. Dabei ist die Gestalt, die der Feldzug auf dem von diesen Truppen betretenen Kriegsschauplatz annahm, wieder eine so eigentümliche, daß es einiger besonderen Hinweise bedarf, um den Leser auch hierüber aufzuklären.

Dem Korps fiel die Aufgabe zu, im Süden von Litauen eine ungefähr 60 Meilen lange Linie an der Grenze von Wolynien von Brest-Litowski bis Mozyr gegen die Armee Tormassows zu decken und zugleich ein Eindringen der Russen in das Großherzogtum Warschau zu verhindern. Ursprünglich hatten die Österreicher diese Aufgabe gehabt. Da aber Napoleon die letzteren nicht so nahe an den Grenzen lassen wollte — wohl um ihnen im Fall eines Mißlingens des Feldzugs keine Gelegenheit zu geben, eine Schwenkung zu den Feinden hinüber zu machen, — so wollte er Schwarzenberg an die Hauptarmee heranziehen. Daher erhielten die anfangs zu dem Jérôme unterstellten Heeresteil gehörenden Sachsen den Befehl, jene abzulösen.

Auf diesem Marsche mußten sie bei der glühenden Sonnenhitze die hohen Ebenen des südlichen Litauens durchziehen. Das Land war hier nicht arm, aber es fehlte wie überall an erquickendem Schatten und trinkbarem Wasser. »In der unabsehbaren Fläche«, sagt der sächsische Generalleutnant v. Funck in seinen Erinnerungen, »wo der Weg fast immer in geraden Linien allmählich bergauf ging, wurde das Auge nur selten durch die Abwechslung eines Hügels oder eines sumpfigen Gebüsches erfreut, und so üppig das Getreide, jetzt meistens in der Blüte, stand, so ermüdend war doch das ewige Einerlei des Anblickes. Die Dörfer lagen versteckt in Vertiefungen, gewöhnlich in einem schmutzigen Moorgrunde, wo ein in tausend kleine Rinnen zerteilter, kaum merkbar fließender Bach zur Befriedigung des Durstes nichts als ein mißfarbiges, übelriechendes Getränk darbot, und oft mußten die Truppen des Abends noch stundenlang marschieren, um nur die Nacht nicht ganz ohne Wasser zuzubringen.«

Sachsen und Österreicher begegneten sich bei Slonim, von wo die ersteren nach Süden zogen, in ein Terrain, das der Krieg-

führung ganz eigenartige Aufgaben stellte. »Das alte Litauen«, sagt der ebengenannte Augenzeuge, »wird von Wolynien durch Moräste getrennt, die, abwechselnd sechs bis zwanzig Meilen breit, sich in einer Länge von mehr als sechzig Meilen von Abend gegen Morgen erstrecken und, in der Linie von Brest, Pinsk und Mozyr, den größten Teil des Zwischenraumes zwischen dem Bug und dem Dnieper ausfüllen. Sie neigen sich mit kaum merklicher Abdachung von der Ebene Litauens gegen Mittag und Abend und umschließen trockene Bezirke von ungleicher Ausdehnung, die, zum Teil gut angebaut, in der Mitte der Sümpfe gleichsam als Inseln oder Oasen erscheinen. Nur an solchen Stellen fließen die vielen Ströme der Gegend in ordentlichen Betten; bald nachher verlassen sie wieder ihre Ufer, verbreiten sich über das Land und machen es zum undurchdringlichen Bruch. Die Moräste selbst sind mit Waldung und Gebüsch bedeckt, wo jeder große Baum eine kleine Insel bildet. Hart an dem Stamm steht man auf fester Erde, zwei Schritte weiter versinkt man in dem Boden. Der Pripet, der in der niedrigsten Gegend fließt, nimmt den größten Teil dieser Gewässer auf.«

Drei auf Holzdämmen angelegte Straßen gingen von Norden nach Süden durch die unwegsamen Moräste nach den genannten Orten Brest, Pinsk und Mozyr. Wer diese Endpunkte besaß, konnte der aus Wolynien kommenden russischen Reservearmee den Zugang nach Litauen sperren. Aber der Führer des sächsischen Heeres, General Reynier, verfügte über zu schwache Kräfte, um alle drei Eingangspforten zu besetzen. Er suchte daher wenigstens eine zu gewinnen, um den Feind festzuhalten und bei einem Übergang an einer andern Stelle um seinen Rücken besorgt zu machen. Im Hinblick auf seine eigenen Verbindungen wählte er den am meisten nach Westen gelegenen jener strategisch wichtigen Orte, nämlich Brest, und beeilte sich, nach dieser Gegend abzurücken.

Wir benutzen den Moment, um über das sächsische Korps und seinen Führer ein Wort einzuschalten. Auch dieses aus sehr guter Infanterie und Artillerie bestehende Korps hatte wie die Bayern zu wenig Reiterei, da ja auch ihm zwei seiner besten Regimenter, die Brigade Thielmann, genommen und zur Hauptarmee versetzt waren. Vergebens bat Reynier wiederholt um Verstärkung an Reitern.

Im übrigen bestanden zwischen dem französischen Korpskommando und den Sachsen Verhältnisse, wie wir sie gleichfalls schon an anderen Stellen wiederholt beobachten konnten. Allerdings mit einem charakteristischen Unterschiede. Denn persönlich war Reynier, ein stiller, verschlossener Mann, trotz seines wortkargen Wesens bei den Sachsen nicht unbeliebt. Urteilsfähige Offiziere, der Generalstabskapitän v. Cerrini, der Rittmeister v. Odeleben und andere, geben ihm das beste Zeugnis, und nur der Generalleutnant v. Funck, seinerseits eine wenig anziehende Persönlichkeit, hat ihn, unter scharfem Widerspruch der Sachsen selber, als mißtrauisch und eigennützig geschildert, wobei doch auch er den militärischen Talenten des Generals Gerechtigkeit widerfahren lassen muß. Jedenfalls hatte der Soldat Vertrauen zu dem ernsten Manne, nannte ihn »Vater Reynier«, und begrüßte sein Erscheinen auf dem Schlachtfelde als Vorboten des Sieges: »Reynier kommt, nun wird es bald ein Ende haben.« Weniger traute man seiner Umgebung, und die Intendantur begegnete auch hier wegen ihrer Ungeschicklichkeit und der Habsucht, mit der sie das Land auspreßte, vielfachem Tadel. Man sah mit Unwillen, daß sie durch ihr Verhalten die Polen, die auch in diesem Teil ihres ehemaligen Landes den Fremden anfangs sehr geneigt gewesen waren, nach und nach erbitterte. Neben andern Missetaten wurde den französischen Beamten der Vorwurf gemacht, die Gestüte der wolynischen Gutsbesitzer in unverantwortlicher Weise ausgeraubt zu haben, ohne daß der Armee von der gemachten Beute etwas zugute gekommen wäre.

Hier an der wolynischen Grenze sollten nun die Sachsen einen ernsteren Unfall erleben. Eine unter dem Generalmajor v. Klengel stehende Brigade wurde in dem Städtchen Kobrin das Opfer des Hin- und Herziehens durch die Sümpfe, vielleicht auch eines mißverstandenen Befehls von dem Kommandierenden, nach welchem sich Klengel verpflichtet fühlte, den Ort gegen die von verschiedenen Seiten anrückenden Feinde um jeden Preis zu halten. Die Sachsen wehrten sich standhaft. Ein Durchbruchsversuch, den der Oberstleutnant v. Zezschwitz mit dem Chevaulegersregiment v. Polenz machte, mußte bei der erdrückenden Übermacht des Feindes mißlingen. Erst als das aus Holzhäusern bestehende

Städtchen an allen Ecken brannte, ergab sich KLENGEL nach sechsstündigem Gefechte. Die russischen Offiziere waren über die geringe Anzahl ihrer Gegner erstaunt. »General TORMASSOW«, schreibt ZEZSCHWITZ in seinem Tagebuche, »empfing uns sehr artig und überhäufte uns mit Lobeserhebungen über die hartnäckige und gute Verteidigung. Unsere Degen gab uns der General selbst mit den Worten zurück: ‚Männern, welche sich so brav geschlagen haben wie Sie, gehören ihre Degen zurück, ihr Wort ist mir genug'.«

Eiligst ging nun REYNIER nach Norden zurück, um die Verbindung mit den Österreichern wieder herzustellen. Ein gefahrvoller Nachtmarsch entzog ihn der Verfolgung.

Diese Märsche auf schmaler Straße zwischen bodenlosen Sümpfen hatten namentlich in der Finsternis etwas Unheimliches. »Nur das einzelne Klirren der Bajonette und die dumpfen Stöße der Geschütze und Munitionswagen tönten schauerlich durch die Nacht.« Ein Glück, daß TORMASSOW, ebenso langsam wie die meisten seiner Waffengefährten, die Verfolgung lässig betrieb. Nur die Kosaken erwiesen sich schon hier, wie überall, wo es sich um leichten Reiterdienst handelte, als gefährlich, und das um so mehr, als die sächsische Kavallerie, nun auch noch durch den Verlust bei Kobrin geschwächt, dem beschwerlichen Vorpostendienst nicht mehr gewachsen war.

Alle Welt atmete auf, als man endlich mit den Österreichern wieder zusammenkam. Der der Hauptarmee nachziehende SCHWARZENBERG war umgekehrt. Das findet NAPOLEONS Billigung, der ihm nach dem Bekanntwerden des Unfalls bei Kobrin den Oberbefehl über das Ganze übertrug und ihn nunmehr anwies, zur Sicherung der rechten Flanke des großen Heeres mit REYNIER zusammen in Wolynien zu verbleiben. Dieser hatte sich inzwischen durch ein Gefecht mit der unter General LAMBERT stehenden Vorhut des Tormassowschen Korps den Weg zu dem österreichischen Feldherrn gebahnt.

Nun ging es wieder gemeinsam vorwärts. Die Stimmung war besser geworden. Sachsen und Österreicher hatten bei ihrem Zusammentreffen einander freudig umarmt.

Am 12. August kam es bei Gorodeszna zu einem neuen ernsten Zusammenstoß mit dem Feinde.

Auf sehr günstigem Terrain hatten sich die Russen aufgestellt, hinter einem breiten und tiefen Sumpfe, über den es vor ihrer Front nur einen Übergang — bei dem Dorfe Gorodeszna selber — gab, den Tormassow stark besetzt hielt. Vor diesem Moraste standen die Österreicher, die sich wesentlich auf ein Artilleriegefecht beschränkten. Den Sachsen fiel die schwierigere Aufgabe zu, durch Umgehung des linken Flügels die Rückzugslinie der Feinde zu gefährden. Es gelang ihnen, auf einem mit Hilfe der Umwohner entdeckten, seit langer Zeit nicht mehr benutzten Holzwege das stymphalische Gewässer zu durchqueren und den Russen auf den Leib zu rücken. Die Sachsen schlugen sich nach einstimmigem Urteile nicht nur ihrer eigenen, sondern auch der französischen und österreichischen Offiziere vorzüglich, waren aber zu schwach, um dem Gegner den Rückzug abzuschneiden. Letzteres hätte geschehen können, wenn Schwarzenberg sie genügend unterstützt hätte. Daß er es nicht tat, ist wohl in diesem Falle lediglich der natürlichen Langsamkeit zuzuschreiben, die zu den bezeichnenden Merkmalen Schwarzenbergscher Feldherrnkunst zählte. Er wird von ihr im Verlaufe der Kampagne noch weitere Beweise ablegen; doch wird gegen Ende derselben sein Verhalten so zweideutig, daß dabei gewiß die Instruktionen des Wiener Hofes mitgewirkt haben müssen, der wenig Bereitwilligkeit zeigte, das gestellte Hilfskorps Napoleons Zwecken zu opfern. Schon bei Besprechung des Gefechts von Gorodeszna erklärt ein sächischer Generalstabsoffizier Schwarzenbergs Haltung für unbegreiflich, »wenn man sich nicht in das Reich politischer Möglichkeiten verlieren wolle.«

Auch beklagten die Sachsen, wie die Bayern bei Polozk, abermals ihren Mangel an Kavallerie, der sie gehindert habe, die von ihnen selbst errungenen Vorteile weiter auszunutzen. Aber den Österreichern fehlte es nicht an Kavallerie, sondern an Initiative. »Die Österreicher wollen nicht recht beißen«, schreibt auch der sächsische Oberst v. Bose ärgerlich. Das wird sich, wie gesagt, noch öfter wiederholen.

Nach der Schlacht bei Gorodeszna hatte sich Tormassow hinter den Styr, einen Nebenfluß des Pripet, zurückgezogen. Seine Stellung war nicht unangreifbar, und es hätte im Interesse Napo-

LEONS gelegen, ihn hier zu schlagen, bevor der Feind Verstärkung erhielt. Eine solche stand aber diesem in Aussicht. Denn ein neues russisches Heer unter dem Admiral TSCHITSCHAGOW, das bis dahin gegen die Türken an der Donau gestanden, war frei geworden, da der türkische Sultan dem seit längerer Zeit zwischen seinem Reich und Rußland bestehenden Kriegszustande durch den Frieden von Bukarest ein Ende gemacht hatte. Das war ein schwerer Schlag für NAPOLEON, der auf das Fortbestehen dieses Krieges stark gerechnet hatte. Doch wäre, wie bemerkt, SCHWARZENBERG bei rechtzeitigem Eingreifen imstande gewesen, die Russen TORMASSOWS mit an Zahl überlegener Macht anzugreifen, da es längere Zeit dauern mußte, bevor TSCHITSCHAGOW herankommen konnte. Statt dessen blieb er untätig am Styrflusse stehen. Seine Truppen fanden hier allerdings ein fruchtbares Land, »reich an Getreide, an Früchten, an fetten Weiden und Viehzucht«, auch an Fischen, Geflügel und Branntwein, wie General FUNCK es schildert. Aber wiederum wurde mit den gefundenen Vorräten schlecht hausgehalten. Immerhin war man für den Augenblick von Not entfernt.

Dagegen hatten die Verbündeten auch jetzt wieder von den täglichen Neckereien der überlegenen Reiterei des Feindes zu leiden. Fortwährend wurden Patrouillen abgefangen, einzelne Posten überfallen, hier und da auch ein größeres Detachement zur Ergebung gezwungen. »Die Kosaken«, sagt der sächsische Husar GOETHE, nebenbei bemerkt, ein weitläufiger Verwandter des Dichterfürsten, »bildeten eine undurchdringliche Vorpostenkette, so daß unsere Patrouillen zuverlässige Nachrichten über Stellung und Stärke des Feindes nicht einzuziehen vermochten. Hierzu kam, daß wir der Wege und Sprache ganz unkundig waren und es schwer hielt, einen zuverlässigen Boten zu bekommen, der uns durch die großen Waldungen und Sümpfe richtig führte, da, wenn wir ein Dorf erreichten, die männlichen Bewohner entflohen waren. Wurden wir aber eines russischen Bauern habhaft, so benutzte derselbe gewiß die erste beste Gelegenheit, um in den Wald zu entspringen. Obgleich nun durch diese gemachten Erfahrungen vorsichtig geworden, da wir den Boten mit einer Fouragierleine an ein Pferd banden, so kamen

doch Fälle vor, daß er auch diese unbemerkt durchschnitten und sich in Freiheit gesetzt oder, wenn er daran behindert worden war, uns einen falschen Weg geführt hatte, auf welchem wir einigemal fast dem Feinde in die Hände gefallen wären.«

Trotz alledem war die Lage auch auf dieser Seite des Kriegs- schauplatzes zur Zeit keine ganz ungünstige. Das Treffen von Gorodeszna war wie das Gefecht bei Eckau und in weit größerem Maßstabe die Schlacht bei Polozk ein Erfolg und auf den beiden Flanken vorderhand nichts Ernstes zu befürchten. Wenn nur das Hauptunternehmen glückte, wenn vor allem die Russen sich endlich zur Schlacht bequemten, solange die Kräfte des eigenen Heeres noch hinreichten, sie vernichtend zu schlagen! Dann durfte NAPOLEON immer noch hoffen, den Frieden in Moskau zu diktieren, wie er ihn 1805 und 1809 in Wien diktiert hatte. Wir kehren jetzt von den Flanken zur Hauptarmee zurück, um zu sehen, inwieweit sich die Hoffnungen des großen Imperators erfüllen werden.

VON SMOLENSK NACH MOSKAU. SCHLACHT BEI BORODINO.

Es ist schon erwähnt worden, daß sich seit dem Eintritt in alt⸗russisches Gebiet der Charakter des Feldzugs in gewisser Weise verändert hatte. Die physische Beschaffenheit des Landes war eine etwas andere; der Marsch führte zumeist durch frucht⸗bare Gegenden, in denen üppiges Korn auf den Feldern stand, das freilich bald von der Sichel des Krieges gemäht und von den Hufen der Rosse zerstampft wurde. Auch waren die Straßen nicht schlecht, besonders die neue Smolensk⸗Moskauer Heer⸗straße, auf der der größere Teil der Armee einherzog. An beiden Seiten mit einer doppelten Reihe von Birken besetzt, bildete sie eine dreifache Allee und wäre gut zum Marschieren gewesen, wenn nicht die enorme Hitze die obere Schicht des trockenen Bodens in undurchdringliche Staubmassen verwandelt hätte, die, von den langen Kolonnen und dem zahlreichen Fuhrwerk auf⸗gewirbelt, brennenden Durst erzeugten. Und dieser Plage war bei der Wasserarmut der russischen Landschaft nicht abzuhelfen. Solange man am Dnieper war, ward beständig aus dem Flusse ge⸗schöpft; dann wurde — wie früher — aus jedem Brunnen, jeder Pfütze getrunken, mochte sie noch so unappetitlich und wider⸗lich sein.

Welche Qual das den Marschierenden verursachte, ersieht man am besten aus Martens, der wieder Tag für Tag seine Erlebnisse ins Notizbuch eingezeichnet hat. Am 25. August schreibt er, daß die »Sonnenscheibe im aufgewühlten Staube blutrot erschien, so daß man wie beim Monde seinen Blick auf ihr ruhen lassen konnte.« Ähnlich am 26., am 28., am 31. August. Die Soldaten hatten die Köpfe in Tücher gehüllt, die nur so viel Raum ließen, um notdürftig sehen und atmen zu können. Viele rissen Laub von den Bäumen, kühlten sich damit die Stirn und erfrischten den Atem. Conrady sah, wie die von gänzlichem Wassermangel Ge⸗folterten, selbst Offiziere, ihren Durst mit dem eigenen Urin zu stillen suchten.

Eine eigentümliche Einwirkung der brennenden Sonnenstrahlen hat der Dragoneroffizier Leissnig bei den Pferden beobachtet:

sie hatten ihre Farben verloren. »Man kann in der Tat sagen«, heißt es in seinen Aufzeichnungen, »daß jene sengende Sonne ihre Farben auszog oder bleichte, denn so besaßen jetzt diejenigen, welche auf Dunkelfüchsen aus Sachsen abmarschierten, Falbe; Dunkelbraune waren in Mausefahle umgestaltet, und Rappen erschienen jetzt als hellbraune Pferde.«

Erst Anfang September erfrischte ein mehrtägiger Regen die Landschaft, und nun konnte man sich der milderen Temperatur erfreuen. Auch hinsichtlich des Unterhalts hat damals kaum eigentliche Not geherrscht. »Lebensmittel besitzen wir in Überfluß«, schreibt Major Lossberg nach Hause, »da alle Bauernhäuser und Höfe voll eingeernteter Früchte liegen. Das Brot wird im Regimente gebacken, indem wir, wenn wir keinen ausgedroschenen Roggen finden, das Dreschen übernehmen und solches in den vielen sich hier findenden Wasser- und Windmühlen mahlen lassen.« Es mag bei dieser Gelegenheit erwähnt werden, daß Napoleon die Soldaten auch mit Handmühlen hatte versehen wollen. Leider trafen sie erst während des Rückzugs, zu einer Zeit ein, als es nichts mehr zu mahlen gab.

Neben Feldfrüchten wurde auch Vieh beigetrieben, doch war immerhin beides nicht in genügender Menge vorhanden, um die hinteren Kolonnen vor Mangel zu schützen, da die Vorwegmarschierenden mit den vorhandenen Vorräten schnell aufräumten, Übrigbleibendes oft leichtsinnig oder mutwillig verdarben. Von verschiedenen Seiten wird sogar behauptet, daß hier, auf dem Marsch zwischen Smolensk und Moskau, zuerst Pferdefleisch gegessen worden sei. Wenig zuträglich war den Soldaten der Genuß des in großen Mengen vorgefundenen Honigs, der ihrem geschwächten Magen empfindlicher zusetzte als die Stiche der Bienen den Gesichtern. Doch gab es Leute, die bis zur Unkenntlichkeit zerstochen waren; es kam sogar vor, daß Unvorsichtige von den Stacheln der wütenden Insekten getötet wurden. Feinschmecker, wie Leutnant Wedel, delektierten sich dagegen an den Lebkuchen, die sie in Wiäsma, dem russischen Nürnberg, in Massen vorfanden.

Auch sonst enthielten die Städte, durch die man kam, Dorogobusch, Wiäsma und Gschatsk, noch allerlei Vorräte, obwohl sie

von den Einwohnern durchweg verlassen und von den Russen vor dem Abzuge fast sämtlich angezündet worden waren.

Seltsame Begegnungen hatten die von den Straßen abseits zu Fouragierungen entsandten Kavalleristen. In den Wäldern trafen sie auf geflüchtete Bauern, die der Krieg in förmliche Nomaden verwandelt hatte. Bayrische Chevaulegers stießen einst auf eine solche Horde, die nach Art der alten Hunnen eine Wagenburg mit sich führte, in der Weiber und Kinder unter der mitgenommenen Habe saßen. Es gab zu denken, daß die Männer bewaffnet und imstande waren, mit kleineren Abteilungen erfolgreich anzubinden. Der Artilleriekapitän WIDNMANN hat über diese Begegnung berichtet, die den bayrischen Reitern eine willkommene Beute an Lebensmitteln einbrachte. Die Stimmung der Beraubten sprach aus deren drohender Haltung; doch bequemten sie sich für jetzt, wo ein Widerstand vergeblich gewesen wäre, zur Auslieferung ihrer Vorräte. Wie aber, wenn das Bild sich ändern, wenn die hungrigen Eindringlinge die Schwächeren sein würden? Wieder ein mahnender Wink des Schicksals, das mit erhobenem Finger vor den Reihen der unablässig Vorwärtsstürmenden stand.

Inzwischen hatte der erfrischende Landregen die Luft abgekühlt. Septemberstimmung herrschte auf den weiten Ebenen, über die, zur Nachtzeit schon manchmal recht unangenehm werdend, der Herbstwind strich, als sich das große Heer den Schluchten des Kalotschabaches näherte, an dem die Russen nach verschiedenen alsbald wieder aufgegebenen Versuchen, eine zum Entscheidungskampf geeignete Stellung zu gewinnen, festen Fuß gefaßt hatten, um dem Feinde endlich einmal in offener Feldschlacht die Stirn zu bieten.

Daß es hierzu kam, hing nicht unwesentlich mit dem Wechsel zusammen, der im russischen Oberkommando vor kurzem stattgefunden hatte. Man erfuhr im französischen Heere, daß BARCLAY, der den Intriguen erlegen, durch den alten KUTUSOW ersetzt worden sei. Dieser war ein Stockrusse, der, so bedächtig, langsam und schwerfällig er auftrat, dennoch schon mit Rücksicht auf den brennenden Wunsch der altrussischen Partei die Stadt Moskau, der sich das feindliche Heer bis auf etwa zehn Meilen genähert hatte, ohne Schwertstreich nicht preisgeben konnte.

Copie. 1. ad 12.

Proclamation

Soldats,

Voilà la Bataille, que vous avez tant désiré; désormais la victoire depend de vous. Elle nous est nécessaire; Elle nous donnera l'abondance, de bons quartiers d'hiver et un prompt retour dans la patrie. Conduisez Vous comme à Austerlitz, à friedland, à Witeps à Smolensk et que la postérité cite avec orgueil votre conduite dans cette grande journée: que l'on dise de vous, il étoit a cette bataille sous les murs de Moscau.

Au camp près Mosaik le 7. Septembre 1812.

Signé Napoléon

Pour Ampliation

Le Prince de Neufchâtel, major Général

Signé Alexandre.

Pour copie conforme

Le Capitaine adjoint

Bangold.

Wohl selten ist von einem Heere eine Schlacht heißer herbeigewünscht worden, als die bei Borodino von der großen Armee. »Daß jeder von uns diesem Augenblick sehnsuchtsvoll entgegensah,« sagt Meerheim, »lag in der Natur der Sache: nur durch Entscheidung der Waffen eine trostreichere Zukunft erhoffen zu können.« Man erwartete von ihr die Beendigung der langen Mühsale, wobei die wenigsten kaum ahnten, daß die bisherigen Erlebnisse erst der Anfang einer Kette unerhörter Leiden gewesen waren. Eine glückliche Gedankenlosigkeit gehört zum Metier des Soldaten. Daher war es begreiflich, daß nicht nur unter den lustigen Rhein- und Mainländern, sondern auch bei den wortkargeren Westfalen die Spaßmacher ihr seit langem eingestelltes Geschäft wieder eröffneten. Lag doch hinter dem Schlachtfelde »die alte Zarenstadt, von der sie sich eine märchenhafte Vorstellung machten.« So war die Stimmung der Leute, wie auch Leissnig von seinen Sachsen sagt, »unverbesserlich gut«, obwohl die Umstände des letzten Abends vor dem ungeheuren Blutbade wenig geeignet erscheinen mochten, sie zu einer fröhlichen zu gestalten.

Napoleon hatte dem Hauptteil seiner Truppen bei Gschatsk eine kurze Ruhe gegönnt. Inzwischen waren die rückwärts befindlichen herangekommen. Dann hatte — schon am 5. September — ein ernster Kampf stattgefunden, indem eine bei Schewardino vor der russischen Front gelegene Schanze erstürmt wurde. Hierbei waren deutsche Truppen kaum ins Gefecht gekommen.

Sie lagerten sich unter den Massen des aus den Nationen Westeuropas so buntgemischten Heeres in den nur von spärlichen Feuern erhellten Biwaks, während die wohlgespeisten Feuer der Russen hell herüberloderten. So zeigte das französiche Lager schon von weitem den Anstrich des Ärmlichen. Und so war es auch mit den Lebensmitteln, die inzwischen wieder knapp geworden waren. Während unter den gutgenährten Moskowitern die Wodkaflasche fleißig umging, hatten die Krieger der großen Armee kaum einen Bissen, um sich für die Anstrengungen des kommenden Tages zu stärken. Zur Beleuchtung dieser Verhälthältnisse mag ein eigentümlicher Vorfall dienen, der sich bei den Sachsen zutrug. Das Regiment Albrecht-Chevauxlegers hatte, wie wir wissen, den Zug nach Moskau in der Hauptkolonne mit-

gemacht, während die Regimenter der sächsischen Kürassier=brigade, die wir bis an die Beresina begleitet hatten, mit Latour=Maubourg über Jelnia gezogen waren, südlich an Smolensk vorüber, dessen Erstürmung sie nicht beigewohnt hatten. Ein freundlicher Zufall wollte, daß beide Truppenteile am Vorabende der Schlacht zusammentrafen. Die Brigade hatte weniger gelitten, da sie abseits von der großen Heerstraße durch noch unberührtes Land gezogen war. Die Offiziere teilten daher mit den Kameraden einen kleinen Vorrat, der ihnen von einer glücklich verlaufenen Requisition noch übrig und eigentlich für die Verwundeten des bevorstehenden Kampfes bestimmt war. Ein letzter Liebesdienst, den mancher manchem erweisen sollte.

Nehmen wir noch ein Stimmungsbild aus diesen Nachtstunden, das, für den Zartsinn des Zeichners sprechend, sich in Linsingens Tagebuch findet: »Das Gefühl durchdrang mich, daß für das Ganze etwas Gewaltiges, Vernichtendes bevorstand, und dies lenkte meinen Sinn auf meine Leute. Da lagen sie auf dem kalten harten Boden schlafend um mich her. Ich kannte sie alle gut, hatte so oft von ihnen den Beweis des Zutrauens, Zeichen ihrer Anhänglichkeit empfangen, und wie mancher Brave von ihnen wird den morgenden Abend nicht erleben, wie viele werden morgen zerschossen und blutend auf der Walstatt liegen! Da kam wohl leise der Wunsch, die Russen möchten wieder ohne Gefecht in der Nacht abziehen — doch die Not der letzten Wochen war zu groß, lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende, nur die Schlacht, in dem Sieg liegt unser Heil!«

Endlich brach der Morgen an, ein frischer Septembermorgen, den eine aus fliehenden Nebeln emportauchende Herbstsonne — die Sonne von Austerlitz, wie Napoleon wähnte, — mit ihrem Lichtschein erhellte. Ein sächsischer Offizier, der Gelegenheit fand, vor Beginn des Kampfes die Gegend durch ein scharfes Fernrohr zu betrachten, schildert folgendermaßen den Schauplatz, auf dem die »Kraftvollen fast aus zwei Weltteilen«, die »Völker von beinahe einem Dritteil der bewohnten Erde« kampfbereit einander gegenüberstanden: »Das ganze Terrain links, rechts und geradeaus vorwärts, soweit das spähende Auge reichte, war mit wenigstens mannshohem Haselnußgesträuch, Wacholder= und anderem Gestrüpp

überwachsen. Links vorwärts, gegen 2000 Schritte entfernt von uns, lag ein Dorf nebst einer netten, im griechischen Geschmack erbauten, mit einer zierlichen, grün überfirnißten Kuppel in die Luft empor= ragenden Kirche auf sanft erhabener, mit Bäumen bewachsener Bergabdachung. Vor diesem Dorf und zwischen selbigem und dem Schlachtfelde floß die Moskwa in ziemlich morastigen Ufern, ob= gleich die Talränder selbst zwei Höhenketten bildeten, und nir= gends fand sich hier eine durchzureitende Furt. Vor dem erwähnten Gesträuch und Gestrüpp formte, etwa in der Entfernung von 3000 Schritten, durchspielend die Moskwa eine bedeutende Wendung von Norden fast nach Süden, und so lief vor der Moskwa von dort eine wohl 100 Fuß hohe Anhöhenkette, als rechter Talrand derselben, welcher sich nördlich am weitesten vom Fluß in ähn= licher Richtung entfernte, vor der Armeefront entlang, ungefähr von Norden nach Süden unfern des Flußbettes, der aber schon durchweg mit russischer Infanterie und Artillerie reichlich gar= niert war und es auch noch eben wurde. Auf einigen der höchsten Kuppen derselben, links nach der Moskwa hin, wo sie sich an= fing in einem großen Bogen zu wenden, waren, wie man hier mit einem Perspektiv deutlich unterscheiden konnte, Erdaufwürfe mit Einschnitten, wie Schießscharten für Kanons, aufgeworfen. Etwas schräge rechts vorwärts mit unserer Regimentsfront ragten über der genannten Höhenkette die Kirchen und ein hohes Kloster= gebäude in der Nähe der etwa eine Stunde von hier entfernten Stadt Moschaïsk empor und verschönerten so den melancholisch romantischen Anblick dieser in der Tat etwas verwilderten und öden Gegend im dunkeln bewaldeten Hintergrunde. Rechts hinter und neben uns war das Terrain unüberwachsen, offen und nur hin und her etwas wellenförmig, und einige größere und kleinere Dörfer in dieser Richtung zeugten von dem Anbau einer freund= licheren Gegend. Links seitwärts und zurück war die Gegend coupierter. Ein weißschimmernder Streifen zwischen dem Höhen= zuge der Moskwa und obigem Gestrüpp und Gebüsch ließ auf eine dortige Sandebene folgern.«

Wir werden diese Schilderung, die mehr den Gesamteindruck der Landschaft als die topographischen Eigentümlichkeiten des Geländes wiedergibt, etwas ergänzen müssen, um dem Leser

eine Vorstellung von der Bühne zu geben, auf der die Schlacht an der Moskwa, die »blutigste seit der Erfindung des Schießpulvers«, sich abspielen sollte.

Die Stellung der Russen lief in einem flachen Bogen auf einem durch Schluchten mehrfach zerrissenen Terrain von Nordosten nach Süden. Ihr äußerster rechter Flügel stand nördlich von dem in nordöstlicher Richtung der Moskwa zufließenden Kalotschabache. Die Moskwa selbst lag hinter der russischen Stellung. Auf dem rechten (südlichen) Ufer der Kalotscha war eine große, aber schlechtgearbeitete Schanze, die Rayewskyschanze angelegt, hinter dem Talgrunde des in süd-nördlicher Richtung der Kalotscha entgegeneilenden Semenowskoiebaches. Den ganzen rechten Flügel befehligte Barclay. Der unter Bagration stehende linke Flügel war ebenfalls durch drei Schanzen, die sogenannten Bagrationschanzen, gedeckt. Der südwärts bis zum Dorfe Utiza und der sogenannten alten Smolensker Straße sich erstreckende Teil der russischen Stellung, die äußerste Linke, hatte außer der Bewaldung der Gegend keinen weiteren Schutz. Es entsprach der Ungeschicklichkeit des auch während des Kampfes fast völlig tatlosen Kutusow und seiner Unterführer, daß sie diesen von der Natur so wenig geschützten Teil ihrer Position mit den schwächeren Kräften besetzt, dagegen den rechten Flügel unverhältnismäßig verstärkt hatten.

Hätte Napoleon, wie ihm Davout vorschlug, seinen Hauptangriff gegen den linken Flügel gerichtet, so hätte er diesen aufrollen können, was bei der großen taktischen Überlegenheit seiner Unterführer gegenüber den russischen und der Unfähigkeit Kutusows wahrscheinlich gelungen wäre. Es wäre dann vielleicht auch gelungen, den Gegner von der den nördlichen Teil des Schlachtfeldes durchschneidenden großen (neuen) Smolensk-Moskauer Straße abzudrängen. Aber der Kaiser lehnte den Vorschlag ab, wohl in der Befürchtung, daß die Russen, wenn sie die Gefahr erkannt, sich wieder zurückziehen und dem so sehnlich herbeigewünschten Entscheidungskampf abermals ausweichen würden. So blieb ihm nichts als ein viel verlustreicherer Angriff in der Front übrig, der indes auch zu einer totalen Niederlage der Feinde hätte führen können, wenn der Kaiser, als deren Stellung

durch Wegnahme ihrer Schanzen erschüttert war, seine Garde darangesetzt hätte.

Wir werden von der vielbespochenen Verweigerung der Garde noch zu reden haben. Der Frontangriff mußte die Entfaltung großer Massen im Gefolge haben. Er hat es auch mit sich gebracht, daß besonders die Kavallerie zu Zwecken benutzt wurde, zu denen sie sonst seltener verwendet wird: nämlich zum Anreiten gegen feindliche Schanzen und zur Ausfüllung zeitweilig entstehender Zwischenräume. So spielt die Kavallerie in der Schlacht an der Moskwa eine dem Wesen ihrer Gattung nicht immer entsprechende, aber interessante Rolle, für uns um so wichtiger, als ja diese Kavallerie zu einem sehr großen Teile aus Deutschen bestand, die im allgemeinen Roß und Reiter besser konserviert hatten, als die Franzosen. Nur die Gardereiterei und die Polen konnten sich in dieser Hinsicht den Deutschen zur Seite stellen.

Aber auch die Infanterie der deutschen Kontingente hat am Kampf an der Moskwa rühmlichen Teil genommen, und die Westfalen konnten ihren Ruf, der bei Walutina Gora unverschuldet gelitten, einigermaßen herstellen, wenn auch ihre Taten weniger ins Auge fallen, als die der Württemberger und besonders der Sachsen, die auf dem Plateau von Semenowskoie schöne Erfolge errangen und sich dann bei Einnahme der Rayewskyschanze glänzend hervortaten.

Wenn man vom rechten Flügel aus die französische Schlachtreihe herunterwandert, so stößt man zuerst auf das ausschließlich aus Polen bestehende Korps Poniatowskis, das sich, mit schmalen Kräften, stundenlang damit abquält, den Wald von Utiza dem Feinde zu entreißen. Die Bagrationschanzen werden von Davout und Ney gestürmt und nach wechselvollem, äußerst blutigem Ringen auch glücklich behauptet. Unter Ney kämpfen die Württemberger, deren General bald zu Wort kommen wird. Den Raum zwischen Ney und Poniatowski füllt das westfälische Korps, dessen Erlebnisse in der Biographie des Generals v. Ochs in einfacher, schmuckloser Sprache, aber klar und übersichtlich dahin zusammengefaßt werden: »Da die Angriffe des Marschalls Davout so wohl als jene des Fürsten Poniatowski am Widerstande des Feindes scheiterten, so erhielten die Westfalen die Bestimmung, sie

zu unterstützen und die Lücke zwischen diesen beiden Korps am rechten Flügel auszufüllen. Die 1. Brigade der 1. Division unter General Damas wurde gegen den am feindlichen linken Flügel liegenden Wald detachiert, um denselben wegzunehmen. Während des Vorrückens machten mehrere Kürassierregimenter heftige Choks auf die Westfalen, um ihnen das Vorgehen zu verwehren. Diese wurden zwar dadurch im Vorrücken aufgehalten, bildeten aber schnell Karrees und schlugen die Angriffe der zahlreichen Kavallerie mit bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit ab, so daß dieselbe nicht wiederkehrte.

Die westfälische Artillerie wirkte hierbei kräftig mit. Die erste Division vertrieb nun den Feind aus jenem Walde und behauptete sich fortdauernd darin, indem sie die Verbindung mit den Polen bewerkstelligte, die hinter diesem Walde gegen Utiza vorgerückt waren. General v. Ochs, welcher mit der 2. Division bisher hinter den Verschanzungen zu deren Deckung gestanden hatte, rückte jetzt in die Ebene herab. Oberstleutnant v. Rauschenplatt war mit dem ersten leichten Infanteriebataillon an der Spitze und wurde sogleich durch ein starkes feindliches Kavallerieregiment angegriffen. Er brachte demselben aber auf geringe Entfernung ein so wirksames Bataillonsfeuer bei, daß es mit vielem Verluste umkehrte. General v. Ochs folgte nun mit den westfälischen Garden und nahm durch weitere erfolgreiche Angriffe von der Ebene Besitz.

Nachdem das 3. Armeekorps alle Verschanzungen bei Semenowskoie wiedererobert hatte, erhielt Ney nachmittags gegen drei Uhr den Auftrag, die feindliche Linie links jenes Waldes unweit Semenowskoie zu durchbrechen. Die Russen aber, welche die diesseitige Absicht erraten mochten, zogen viele Massen auf diesem Punkte zusammen, und es begann nun ein mörderischer Kampf. Besonders zerstörend wirkte das feindliche Artilleriefeuer; das mit Büchsen bewaffnete westfälische Jägerkarabinierbataillon mußte daher auf Neys ausdrücklichen Befehl in ausgedehnter Ordnung bis nahe an die russische Batterie vorgehen, um durch gut gerichtetes Feuer die feindlichen Kanoniere zu töten. Die Russen wiederholten ihre Kavallerieangriffe, welche aber abgeschlagen wurden. Die zweite Brigade unter General v. Borstel ging in An-

griffskolonnen einer feindlichen Infanterielinie entgegen und trieb sie zurück, so daß die Russen sich auf Behauptung eines etwas mehr rückwärts gelegenen Holzes beschränkten. Die auf einer Anhöhe in diesem Walde aufgestellten Batterien, sowie eine große Anzahl darin verdeckt stehender Scharfschützen, schienen aber nicht weichen zu wollen und fügten den Westfalen vielen Schaden zu. Ney trug daher dem General v. Ochs auf, diesen Wald stürmend zu nehmen. Da die Generale der ersten Division tot oder verwundet waren, so verließ Ochs mit Genehmigung des Marschalls die 2. Division und begab sich zu der dem Walde am nächsten stehenden Brigade der 1. Division. Er führte nun an deren Spitze, den Oberstleutnant Jungkurt vom 6. Linienregiment an seiner Seite, im Sturmschritt diese Brigade in jenen Wald, verjagte daraus unter dem heftigsten Widerstande den Feind und nahm die Anhöhe weg, von welcher das feindliche Geschütz eiligst abzog. Die übrigen Westfalen folgten, und der russische linke Flügel verließ nach Verlust dieses wichtigen Stützpunktes das Schlachtfeld. Dieser letzte Angriff, welcher gegen fünf Uhr abends stattfand, kostete viel Menschen, war aber entscheidend. Auf jener Anhöhe konnte man übersehen, daß die Schlacht gewonnen war. Dem kämpfenden Krieger erweckte diese Überzeugung am Abend eines so blutigen Tages Gefühle, welche sich nicht schildern lassen.«

Währenddessen waren die westfälischen Kavalleriebrigaden Hammerstein und Lepel im Zentrum unter Murat an den wilden wirren Reiterkämpfen beteiligt, deren Schilderung später folgen wird.

Inzwischen wollen wir einen Bericht des Generals v. Scheler hören, der die Teilnahme seiner Württemberger an der Einnahme und Behauptung der Bagrationschanzen klarlegen wird.

»Das 1. Armeekorps bildete das erste Treffen im Mittelpunkt; es war unterstützt durch die Kavallerie des Königs von Neapel, und als zweites Infanterietreffen folgte das 3. Armeekorps in einer Kolonne, welche mit Divisions und halber Distanz formiert war. Die Division Ledru hatte die Tete, Württemberger die Mitte, Razout[1] Queue; rechts von uns Polen, links Italiener.«

[1] Ledru und Razout kommandierten die neben der württembergischen zum 3. Korps gehörigen beiden französischen Infanteriedivisionen. Er-

Das 1. Korps hatte die vordersten Schanzen erstürmt, zog sich dann links, und das 3. Korps wurde vorgezogen in dem Augenblick, als die Russen zum Gegenangriff vorgingen. Die Schanze links fiel der Division Razout zu, die Schanze rechts der Division Ledru und den Württembergern. Ein französisches Regiment besetzte auch diese Schanze, wurde aber durch russische Kürassiere in der breiten Kehle angegriffen und begann zu weichen.

»Kaum wurde ich diesen Rückzug gewahr,« sagt Scheler, »als ich die königliche Infanterie ermunterte, die Schanze zu besetzen und sie dem Feinde zu entreißen. Dieses geschah auch sogleich, indem sich unsere leichte Infanterie samt dem 2. provisorischen Bataillon während dem Herausgehen der Franzosen in die Schanze hineindrängte. Die bereits eingedrungenen russischen Kürassiere, mit welchen sich noch einige unserer braven Chevauxlegers in der Schanze herumtrieben, wurden mit dem Bajonett angegriffen, gefangen und zurückgetrieben, worauf das 72. Regiment der Division Ledru zur Verstärkung unserer leichten Infanterie in die Redoute geschickt worden, wogegen das 2. provisorische Bataillon wiederum aus derselben zurückgezogen wurde.

Da aber der Feind sich wieder stellte und dessen Infanterie die Schanze attackierte, so verließ auch das 72. Regiment dieselbe. Unsere leichte Infanterie aber hielt stand, und in dem nämlichen Augenblick drängte sich das 2. provisorische Bataillon wiederum durch die Franzosen hindurch in die Schanze hinein, um selbige vereint mit der leichten Infanterie zu behaupten, was auch durch Repoussierung der feindlichen Infanterie vollkommen glückte. Die feindlichen Kürassiere suchten indessen auf die außerhalb der Schanze aufgestellte Infanterie einzuhauen; das 3. provisorische Bataillon aber, welches rechts neben der Schanze aufmarschiert war, empfing dieselben mit einem ruhigen Bataillonsfeuer, wobei das 3. Glied rechtsumkehrt feuerte, weil die russischen Kürassiere

---

stere, die württembergische Division, war schon vor der Schlacht so schwach geworden, daß sie im Lager von Gschatsk in 3 provisorische Bataillone unter dem unmittelbaren Befehl des Obersten v. Stockmayer zusammengezogen wurde. Daher der in dem Schelerschen Bericht öfter vorkommende Ausdruck: 1., 2. und 3. provisorisches Bataillon.

zugleich in Flanke und Rücken kamen. Die hinter und seitwärts von unserem 3. provisorischen Bataillon postierten Regimenter der Division Ledru formierten Karree und feuerten ebenfalls aus ihrer Flanke, und somit wurden die Kürassiere, welche zum Teil bis an unsere Bajonette kamen, zurückgewiesen. Unsere 3. reitende Batterie war schon früher auf dem rechten Flügel unserer Infanterie vorgerückt, um die Kavallerie bei ihrem Angriff auf die feindliche Infanterie zu unterstützen; hierbei aber verlor diese Batterie durch das starke Feuer des Feindes viele Pferde, auch wurde selbige im Räderwerk stark beschädigt. Als aber unsere Chevauxlegers und die französischen Reiter durch die feindliche Übermacht zurückgedrängt wurden, stürzten die französischen Jäger zu Pferde gerade unserer Batterie entgegen, hinderten sie dadurch am Feuern, und die russischen Kürassiere kamen zugleich in die Batterie, töteten und blessierten mehrere Kanoniere und Trainsoldaten und eroberten vier Kanonen und einen Munitionswagen.

Unsere beiden Chevauxlegersregimenter aber gaben dem Feind nichts gewonnen. Kaum hatten sie sich hinter der Schanze und der Infanterie wieder gesammelt, so warfen sie sich auf die noch Kontenance haltenden feindlichen Kürassiere, trieben solche vollends zurück und entrissen ihnen die vier Geschütze wieder, so daß der Feind weder Kanonen noch Pferde erbeutete.

Der Feind, welcher so blutig abgewiesen worden, erlaubte sich keinen weiteren Versuch mehr, und sowohl seine Infanterie wie seine Kavallerie zog sich hinter die eigenen Batterieen zurück. In dem Centro mußte nunmehr nach Eroberung und Behauptung der beiden Redouten das Avancieren des rechten und linken Flügels der Armee abgewartet werden; daher nun die Redouten, welche vormittags zehn Uhr von dem 3. Armeekorps genommen worden waren, bis nachmittags vier Uhr behauptet werden mußten, welche Behauptung aber viel Standhaftigkeit und Mut erforderte, indem der Feind durch rückwärts etablierte Batterieen diese Redouten auf das heftigste mit Kugeln, Granaten und Kartätschen beschoß, so daß wir während diesem Kanonenfeuer viele Leute verloren, jedoch ohne daß das mindeste Wanken in die Glieder kam. Die beiden genommenen Redouten wurden indessen durch die Sappeurs möglichst demoliert, welche Demolierung auch bei

der zweiten Redoute durch das dorthin geschickte 3. provisorische Bataillon gedeckt wurde.

Was das Benehmen der königlichen Truppen anbelangt, so hat dieser kleine Rest bewiesen, daß er den Kern der königlichen Truppen enthält. Während der ganzen Dauer der Schlacht kam er keinen Augenblick aus dem Kanonenschuß. Aber selbst wenn die Kugeln und Granaten in die Kolonnen schlugen, in welcher Formation sehr häufig selbst im Kartätschenfeuer marschiert werden mußte, wurde auf keinen Augenblick die Ruhe und Haltung gestört. Viele französische Offiziere bezeigten laut ihre Achtung. Seine Majestät der Kaiser schickte während der Bataille einen Adjutanten an den General Marchand[1] und ließ denselben nach dem Gang der Dinge fragen. General Marchand sagte dem Adjutanten: ‚Melden Sie dem Kaiser, daß die Württemberger die Schanze, welche von dem 57. und 72. Regiment verlassen wurde, behauptet und dadurch Seine Majestät den König von Neapel von der Gefangenschaft befreit haben'.«

Dieser Bericht erhält eine besondere Wichtigkeit dadurch, daß der General v. Scheler immer nur von zwei Schanzen spricht, während sich auf den Schlachtplänen durchweg 3 Bagrationschanzen verzeichnet finden. Es scheint sich demnach die vor längerer Zeit von einem inzwischen verstorbenen Militärschriftsteller ausgesprochene Behauptung bewahrheiten zu wollen, daß die dritte sogenannte Bagrationschanze überhaupt nicht existiert hat oder nur ein unfertiges und wenig oder gar nicht verteidigtes Werk gewesen ist.

Suckow, der als Ordonnanzoffizier zum Marschall Ney kommandiert gewesen war und erst nach Einnahme der Redoute bei seinen württembergischen Landsleuten anlangte, erzählt, daß der aus Feindeshand errettete Murat in seiner chevaleresken Weise den Schwaben für ihre Hilfe mit lauter Stimme gedankt habe. Viel drastischer berichtet Stockmayer über den Moment, als der König von Neapel sich in die Schanze geflüchtet, wo er, um sich dem Feinde weniger kenntlich zu machen, seinen Hut abnahm

[1] Marchand war der nach dem Abgang des württembergischen Kronprinzen von Napoleon eingesetzte nominelle Kommandeur der 25. Division. Unter ihm befehligte Scheler, dem Marchand alle Freiheit ließ.

und den Mut der Jäger und leichten Infanterie durch Zureden und Beloben noch mehr anzufeuern suchte. »Da der König jedoch nicht gut oder beinahe gar kein Deutsch konnte, so klangen seine ermunternden Worte: ‚Ah, brav Jäger, brav Jäger, scheuß, scheuß, Jäger!' sehr komisch.«

Gleiches, wenn nicht noch größeres Lob wie den Württembergern muß der sächsischen Kürassierbrigade zuerkannt werden, und der allerdings manchmal etwas große Wortreichtum der sächsischen Berichterstatter erscheint insofern entschuldbar, als sie das Recht, in dieser Sache mitzureden, fast ausnahmslos mit dem eigenen Blute bezahlt hatten.

Schon das Antreten der Sachsen zeugt von dem in ihrer Truppe herrschenden Geiste. Napoleons kurze, in seinem glücklichsten Lapidarstil abgefaßte Proklamation[1] hat auf die sächsischen Kürassiere, wie überhaupt auf die Mehrzahl der deutschen Bundestruppen, ihre Wirkung nicht verfehlt. Wenn spätere Erzähler, die inzwischen ihre Ansichten über den Kaiser Napoleon gewechselt hatten, die Tatsache zu verdunkeln suchten, so ändert das nichts an dem Faktum. In diesem Moment vergaß man die Differenzen mit französischen Divisions- und Brigadekommandeuren, und der Gedanke an den einen großen Führer gab dem heimatlosen Heere einen Sammelpunkt. »Nie wurde wohl Napoleon,« sagt Meerheim, »aufrichtiger und mit mehr Begeisterung ein Lebehoch gebracht, als in diesem Augenblicke von uns.«

Keiner wollte an dem Ehrentag von Borodino zurückbleiben. »Außer dem Brigadeadjutanten Grafen Seydewitz,« fährt Meerheim fort, »waren mehrere Offiziere vom Regiment Zastrow, u. a. die Leutnants v. Schlieben, v. Metzsch und v. Rockenthien, schon Wochen vorher am Fieber erkrankt und konnten der Brigade nur zu Wagen folgen. Diese sämtlich ließen sich mit höchster Anstrengung ihrer Kräfte zu Pferde heben und wankten sozusagen auf ihre Posten.« Nebenbei bemerkt: von diesen Offizieren ist nur einer, der später in dem Städtchen Düben verstorbene Schlieben, aus Rußland zurückgekehrt.

[1] Eine gleichzeitige, mit der Unterschrift des württembergischen Quartiermeisterleutnants Bangold versehene Kopie der Proklamation ist als Illustration beigegeben.

Der Division Lorge, zu der, wie wir wissen, neben der säch⸗sischen auch die westfälische Kürassierbrigade gehörte, fiel als erste Aufgabe zu, den Angriff der zum Korps Davout gehörenden französischen Infanteriedivision Friant auf das Dorf Semenows⸗koie zu unterstützen, wobei sie zunächst einen davor liegenden nassen Grund zu passieren, dann eine steile Anhöhe zu erklimmen hatte, eine für Kavallerie besonders schwierige Aufgabe.

Wie es hierbei und bei dem Angriff auf das Dorf zuging, er⸗hellt aus der Darstellung von Meerheim, die, wenn auch im einzelnen vielleicht einiger Korrekturen bedürftig, jedenfalls den Leser instandsetzen wird, sich von dem herrschenden Ge⸗tümmel und den ungemeinen Schwierigkeiten, die das Gelände der Kavallerie entgegensetzte, eine ungefähr richtige Vorstellung zu machen.

»Es mochte sieben Uhr herangekommen sein,« erzählt dieser brave Panzerreiter, »als die nun schon allgemein gewordene Schlacht auch uns zur Prüfung rief. In gleicher Ordnung wie bisher stiegen wir von der Höhe herab und hatten im Trabe sehr bald die nächst vorliegende erreicht. Hier kamen schon die ersten Stückkugeln in unsere Reihen; dafür ward uns aber auch der Vor⸗teil, die volle Schlacht des Zentrums nun gänzlich vor Augen zu haben, wiewohl alles, vom dicksten Pulverdampf umhüllt, nur ein Hin⸗ und Herwogen dichtgeschlossener Massen gegen die feind⸗lichen Höhen darstellte, unter gegenseitigem Gebrüll von mehreren hundert Feuerschlünden und jetzt schon sehr vernehmbarem Klein⸗gewehrfeuer.

Wir hatten unsere frühere Direktion auf das brennende Dorf noch nicht verändert und waren daher diesem Punkte und dem Bereich seiner Batterieen schon ziemlich nahe gekommen.

Vor uns waren noch französische Infanteriemassen vom Korps des Marschalls Ney, welche dem Anschein nach im Begriff waren, des Feindes Höhen zu erstürmen. Langsam folgten wir, hielten auch zuweilen; als aber das feindliche Feuer uns immer heftiger zu begrüßen begann, indem nicht allein aus den gegenüberstehen⸗den, sondern auch aus den seitwärts gelegenen Batterieen ein kreu⸗zendes Feuer geschürt wurde: machten wir verschiedene Seiten⸗bewegungen, ohne das brennende Dorf, als eigentliches Objekt,

aus den Augen zu lassen. Wahrscheinlich sollten wir dadurch der feindlichen Feuerlinie ausweichen, konnten aber diesen Zweck nirgends erreichen, da sämtliche vorliegende Höhen zu reichhaltig mit Geschütz versehen waren, als daß irgend ein Punkt da von unbestrichen geblieben und wir zugleich fast überall von den vorspringenden Höhen des Gegners flankiert wurden und deshalb immer beträchtlichere Verluste erlitten, je mehr wir nach und nach der feindlichen Position näher kamen.

Als wir uns schon im vollen Bereich des Kartätschfeuers befanden, sahen wir das Gewühl der vor uns in der Tiefe befindlichen französischen Infanterie um vieles bewegter, und was der Pulverdampf verhüllte, verriet wenigstens das wilde Geschrei der Kämpfenden, daß ein Handgemenge mit dem Feinde stattfand. Kurz darauf zog sich erstgedachte Infanterie auch etwas aufgelöst zu beiden Seiten unserer Kolonne ziemlich schnell zurück, ohne jedoch vom Feinde, der wieder seine Höhe besetzte, verfolgt zu werden.

Ein entsetzliches Feuer aller Art Geschosse bewies uns nunmehr, daß wir auf diesem Punkte jetzt der einzige Zielgegenstand des Feindes waren, weshalb wir, je eher je lieber, unsern passiven Zustand zu verlassen und zu attackieren wünschten.

Wir waren in diesem Augenblick noch wenige hundert Schritt vom Fuß der steilen Anhöhe entfernt, auf welcher das brennende Dorf Semenowskoie mit seinen Schanzen, Batterieen und Infanteriemassen lag.

Bis zu dem Fuße gedachter Höhe lief das Terrain noch immer in absteigender, aber nicht sehr steiler Böschung herab und bildete dort eine mit unserer Front gleichlaufende Schlucht von ziemlich breitem und ebenem Grunde, welche, rechts von uns mit einigen Buschpartien angefüllt, hin zu dem Schlachtpunkte des Marschalls Davout und Fürsten Poniatowski führte, deren heftige Zusammenstöße mit dem Feinde, die naher Pulverdampf und hörbar wildes Gebrüll uns anzeigten, nur in kurzer Entfernung von uns stattfinden konnten. Zur Linken führte diese Schlucht zur Kampflinie der unter dem König von Neapel befindlichen Truppen gegen das feindliche Zentrum nächst dessen rechtem Flügel, wo, dem Getöse nach, nicht minder heftig gestritten werden mochte.

Eben beschriebene Vertiefung umgab daher ziemlich die ganze feindliche Position.

Jetzt, wo das feindliche Feuer immer unerträglicher wurde und außer den uns überschüttenden Kartätschenlagen die Paßkugeln im vollen Kernschuß ihre Wirkung auf das furchtbarste äußerten, eröffnete der Ordonnanzoffizier Latour-Maubourgs, Sousleutnant Freiherr v. Biedermann, die Totenliste der Offiziere von der Brigade. Eine Kartätschenkugel zerschmetterte ihm die Brust. Kurz darauf stürzten schwerverwundet der Oberst v. Trützschler und der Sousleutnant Graf Hagen, und dem General Maubourg ward das Pferd unterm Leibe getötet. Auch in den hinter uns haltenden Linien hielt der Tod reiche Ernte. Generalmajor v. Lepel, Kommandant der westfälischen (schweren) Reiterbrigade, sank zerschmettert; sterbend soll er noch, ritterlichen Sinnes, die von ihm angebetete Königin von Westfalen haben hochleben lassen. Seinem General folgte im Tode der Führer des 1. westfälischen Kürassierregiments, Oberst v. Gilsa.

Indem wir unter so schwer prüfenden Umständen noch immer zögerten, dem Feinde auf den Hals zu rücken, litten wir natürlich in zunehmendem Maße, ohne entgelten zu können. Die Ursache unseres Zauderns war die außerordentliche Schwierigkeit, zu dem Feinde auf der Höhe zu gelangen, weil diese überall zu steil schien, um mit unserer Waffe einen Sturm darauf erfolgreich unternehmen zu können. Gedachter Höhenzug war zwar in seiner Ausdehnung, vorzüglich an seinen Vorsprüngen, von mehreren aufführenden Hohlwegen in verschiedenen Richtungen durchschnitten, allein gerade hier, in der Nähe des Dorfes, war durchaus kein solcher aufzufinden. Es blieb daher nur noch der einzige Versuch übrig, einen weniger steilen Punkt ausfindig zu machen. Demnach schwenkten wir im Herabsteigen nach dem Grund, zogen uns in schräger Richtung hinunter und machten dann wieder Front. Doch immer steiler fand sich der Abhang, und da Zeit und Umstände zu rascher Tat mahnten, so schwenkten wir wieder rechts ab und gingen im Galopp bis in die Gegend unseres Angriffspunktes. Dabei hatten wir uns aber weiter vorwärts gezogen, so daß wir uns jetzt hart am Fuße der Höhe befanden, auf die nun sofort gestürmt wurde, Zügel auf den Hals und Sporen in die Flanke.

Die senkrechte Höhe mochte ungefähr einige 20 Ellen betragen, der Grad der Böschung war aber von der Art, daß einige Leute, die nicht den Vorteil wahrnahmen, schräg heraufzuklimmen, sich rückwärts überschlugen und von den Nachfolgenden zertreten wurden. Oben auf der Höhe, ungefähr 60 Schritt vom Rande, befand sich das in Asche gelegte Dorf Semenowskoie, dessen Stelle jetzt nur noch glühende Balken bezeichneten. Unmittelbar vor dem Dorfe, zur Deckung des Punktes, wo wir heraufkamen, stand ein Infanteriekarree von einigen Bataillonen mit einer starken Batterie und links von uns, zur Deckung der rechten Flanke des Dorfes, sowohl vor und neben, als auch rückwärts desselben, befanden sich mehrere dergleichen Vierecke schachbrettförmig aufgestellt, deren eines, und zwar das letzte im Hintergrunde, aus dicht gefüllter Masse bestand.

Die Garde du Corps warf sich sogleich entschlossen auf den die Ankommenden furchtbar empfangenden Feind. Das Regiment Zastrow folgte unmittelbar so schnell, als es die Umstände erlaubten. Das erste Viereck ward sogleich niedergehauen, sowie die vordere Batterie nebst Schanze mit stürmender Hand genommen, obschon uns die Russen wütend entgegenstürzten. Ohne weitere Formierung ging es nunmehr sofort auf die zur Linken und rückwärts stehenden Massen, welche, sich durch die dazwischenliegende glühende Brandstätte gedeckt glaubend, ein unaufhörliches Gewehrfeuer auf uns richteten. Doch nichts konnte die in uns entbrannte Wut hemmen, und unaufhaltsam flogen wir über die höchst gefahrvolle Brandstätte auf den uns schon mit gefälltem Bajonett erwartenden Feind. An dieser Stelle wurden unsere Verluste noch vermehrt durch die den Wohnungen als Keller- und Kornräume dienenden unzähligen Löcher (Silos), welche, zum Teil mit glühendem Schutt und dergleichen nur unhaltbar bedeckt, eine Menge Leute und Pferde verschlangen.

Kaum hinüber, befanden wir uns auch schon mitten in dem uns entgegenstürmenden Feinde, und das blutigste Gemetzel begann nun mit gegenseitig erbitterter Wut. Das Bajonett raffte viele unserer Leute hinweg, doch machten sich dafür unsere Säbel wohl um das Dreifache bezahlt. Kaum war ein feindliches Karree nieder,

so war auch ein anderes schon wieder so nahe, daß wir in ununterbrochener Mordarbeit bleiben mußten.«

Bald darauf wurde die sächsische Kürassierbrigade von Dragonern angefallen; diese wurden zwar geworfen und verfolgt, aber ein Trupp von Offizieren und Reitern hatte sich im Eifer des Gefechts zu weit fortreißen lassen und wurde alsbald von feindlicher Kavallerie umringt. Die meisten wurden niedergehauen und -gestochen, unter ihnen der Oberst v. Leysser, der, schwer verwundet, in Gefangenschaft geriet, nach Saratow gebracht wurde und dort die früher erwähnten »Briefe von den Ufern der Wolga« schrieb. Andere schlugen sich durch, gerieten aber hinter russische Abteilungen und erlebten die sonderbarsten Schicksale. So der Premierleutnant Scheffel, der, gleichfalls verwundet und überritten, den Russen in die Hände fiel, wobei er eine Behandlung erlitt, die dem Leser schon jetzt einen Vorgeschmack von den Leiden derer geben wird, die dem gleichen Geschick verfielen. Hier in Kürze die Geschichte der Rettung dieses Mannes, dem wir noch öfter wieder begegnen werden: Ausgeplündert, sieht er sich in der Obhut eines feindlichen Kürassiers, der den Verwundeten mit Säbelhieben vorwärtstreibt und ihn, da er nicht schnell genug ausschreiten kann, schließlich mit Fußtritten traktiert. Doch gelingt es dem Gefangenen, einen am Wege liegenden Säbel zu ergreifen, mit dem er sich zur Wehr setzt. Er stößt dem Russen den Pallasch in den Mund, so daß dieser zu Boden stürzt, und entflieht in ein kleines Gebüsch. In diesem finden ihn französische Marodeurs, die ihn, um keinen Zeugen ihres Treibens zu haben, aufs freie Feld werfen, wo er abermals in Ohnmacht fällt. Die kühle Abendluft bringt den Leutnant wieder zur Besinnung. Ein glücklicher Zufall fügt es, daß die zum Biwak ziehenden Reste seines Regiments in der Nähe vorüberreiten. Der Verwundete stößt einen Schrei aus, wird gefunden und in Sicherheit gebracht. Auch die Leutnants v. Meerheim und v. Minckwitz waren unter vielfachen Abenteuern und nachdem sie der Gefahr entronnen, noch zuletzt von befreundeter Seite, nämlich von Reitern des Korps Montbrun, erschossen zu werden,zu ihrem Truppenteil zurückgekommen.

Die sächsischen und westfälischen Kürassiere hatten noch unendlich viel zu leiden. Gegen Mittag wurde ihnen eine Stellung zwischen dem eroberten Dorfe Semenowskoie und der Rayewskyschanze angewiesen, um ein Verbindungsstück zwischen dem französischen Zentrum und dem auf dem linken Flügel operierenden Vizekönig Eugen zu bilden. Hier waren sie stundenlang einem starken Granaten- und Kartätschenfeuer ausgesetzt, in dem die Reiter halten mußten, während ihre Vorder- und Hintermänner stürzten und den Pferden die Köpfe abgerissen wurden. »Da fortwährend Leute und Pferde erschossen wurden«, sagt als Augenzeuge der spätere General Roth v. Schreckenstein, »so war die Mannschaf timmer mit dem Abzählen zu dreien beschäftigt, und es hörte dieses Abzählen von seiten der Mannschaft eigentlich gar nicht auf.«

Das waren die schwersten Stunden der Brigade Thielmann, deren Kommandeur zuletzt so nervös wurde, daß er sich eines groben Subordinationsfehlers schuldig machte, indem er einen polnischen Adjutanten Latour-Maubourgs, der ihm eine Meldung in ungeschickter Form überbracht hatte, mit dem Säbel niederstechen wollte.

In ähnlicher Stellung mußte auch Montbruns Korps lange aushalten. Der General selbst wurde sterbend vom Schlachtfelde getragen. Ein Stück einer Haubitzgranate hatte ihn getroffen, während er im Schritt die Front eines seiner Regimenter herunterritt. »Gut getroffen!« hörten ihn preußische Reiter murmeln, als er vom Pferde sank. Ein deutscher Arzt eilte hin, um nach dem Verwundeten zu sehen, bei dem er schon französische Kollegen beschäftigt fand. Der Granatsplitter hatte den Körper des Generals in der Magengegend zerrissen. Abends 5 Uhr starb Montbrun im Schatten eines Hauses, wohin man ihn gelegt hatte. Er war einer der ehrenhaftesten Männer des französischen Heeres. Nicht ohne Rührung spricht der deutsche Arzt — es ist wieder unser Heinrich v. Roos — von dem Verscheiden dieses allgemein geachteten Führers, dem viele seiner Reiter in den Tod folgten. In bewegten Worten redet der Doktor auch von der blutigen Arbeit, die er stundenlang in einem nahegelegenen Grunde hinter der Front seines Regiments zu verrichten hatte, das in dem unseligen

»Kugelfang« hielt. Auch das zu dem Korps gehörige preußische Ulanenregiment hatte vorwiegend Gelegenheit, sich durch passiven Mut zu bewähren, »mit dem es in dem heftigsten Kanonenfeuer vom frühen Morgen bis zum späten Abend stillzuhalten gezwungen war«. Major v. WERDER stürzte mit seinem zerschossenen Pferde zusammen, unter dem er, die Pfeife noch im Munde, unverletzt hervorgezogen wurde; dem Brigadeführer, General SUBERVIE, platzte eine Granate zwischen den Beinen, ohne ihn zu verletzen; zwei nebeneinander im Gliede haltenden preußischen Ulanen, ARNOLD und GALOPY mit Namen, hatte dieselbe Kanonenkugel dem einen den linken, dem andern den rechten Fuß weggerissen.

Ein ähnliches Schicksal — sich wehrlos zerschmettern lassen zu müssen — widerfuhr den Bayern und Sachsen der Division Chastel vom Grouchyschen Korps, die, nachdem sie einen ersten Angriff EUGENS auf die — von den Russen später zurückeroberte — Rayewskyschanze mitgemacht hatten, von zehn Uhr morgens bis drei Uhr des Nachmittags an der Einmündung des Semenowskoiebaches in die Kalotscha »wie in einer Mausefalle« gefangen saßen und dabei dem Feuer der Schanze ausgesetzt waren, so daß die erste Schwadron des sächsischen Regiments Prinz Albrecht-Chevaulegers an Toten und Verwundeten über die Hälfte ihres Bestandes verlor. LEISSNIG, der Gelegenheit hatte, das »höllische Konzert«, zu dem die russischen Batterien aufspielten, aus nächster Nähe zu hören, sagt, daß ein dichter, auch für die vollkommenste Sehkraft undurchdringlicher Pulverdampf die ganze Gegend erfüllt habe, durch den die hellen Blitze der abgefeuerten Kanonen nur eine momentane nordlichtartige Röte hinströmten.

Erst am Nachmittag, als Prinz EUGEN zu einem zweiten entscheidenden Angriff auf die große Schanze ansetzte, wurden die Reiter aus ihrer peinlichen Lage befreit. Doch wollte es das Mißgeschick, daß sie, auf der Höhe der Schanze angelangt, in den Schußbereich einer rückwärts aufgefahrenen feindlichen Batterie kamen, die sie mit einem mörderischen Kartätschenhagel empfing. Später fanden sie noch verschiedene Male Gelegenheit zum Einhauen.

Bei dem erwähnten letzten Angriff auf die Rayewskyschanze, der mit der endlichen Erstürmung des Werkes endete, waren die sächsischen Chevaulegers mit ihren Kameraden von der Brigade THIELMANN zusammengetroffen. Unter den Thielmannschen Kürassieren hat diesen Angriff wieder unser Freund v. MEERHEIM mitgemacht, dem wir, da es sich um eine besondere Glanzleistung seiner Truppe handelt, als letztem Berichterstatter über den Tag von Borodino noch einmal das Wort erteilen:

»Auf einem steilen Höhenrande, ähnlich jenem, welchen wir vor Semenowskoie erstiegen hatten, lag die Redoute, umfaßt von ziemlich breitem Graben, glücklicherweise aber nur von lockerer Erde, ohne Palisadendeckung, sichtlich in der Eile aufgeworfen. Auf der uns zugekehrten Seite umgab diese befestigte Höhe, dicht davor, gleichsam als zweiter Graben eine ziemlich tief eingehende, aber enge Schlucht, welches Defilee erst überwunden werden mußte, ehe der wirkliche Sturm auf die Krone beginnen konnte. In der Schanze selbst mochten sich 12 oder mehr Stücke Geschütz befinden; außerdem waren alle übrigen Räume derselben mit Infanterie ausgefüllt. Gleich garniert mit Infanterie waren Graben und Schlucht. Hinter der Schanze standen gefüllte Infanteriekarrees von ziemlicher Stärke, mit nicht allzugroßen Zwischenräumen voneinander, vorzüglich auf dem linken Flügel der Schanze hervorragend, indem sie jene weiter rückwärts laufende Schlucht als Deckungslinie benutzten. In der Verlängerung dieser Linien des feindlichen Flügels sahen oder empfanden wir vielmehr die Nähe einer sehr zahlreich aufgefahrenen Batterie, von starken Massen gedeckt. Außerdem standen hinter dieser Stellung mehrfache Linien Infanterie und Reiterei als Reserve, die uns jedoch erst späterhin oben zu Gesicht kamen. Auf der feindlichen rechten Seite der Schanze, die uns bei der ersten Ankunft wegen Rücklauf des vorspringenden Höhenrandes verdeckt blieb, fanden, wie wir nachher bemerkten, weiterhin gegen Borodino noch größere mit Kavallerie gemischte Truppenanhäufungen statt.

Nicht jeder Teil der Brigade THIELMANN traf, wie natürlich, unmittelbar auf die Schanze; besonders hatten die Flügeleskadrons bloß vorerwähnte Schlucht und die jenseits derselben aufgestellte feindliche Masse zum Objekt; doch war darum der Kampf hier

nicht weniger heiß und blutig, da, je weiter abwärts von der Schanze, mehrgedachte Vertiefung auch immer geräumiger wurde und demnach auch um so stärker mit feindlichen Infanteriemassen angefüllt war.

Während wir uns nun in dieselbe hineinstürzten, wo schon beim ersten Sprunge die Pferde, wie in einem mit spanischen Reitern bewehrten Graben, bloß Bajonettspitzen begegneten, ergoß sich zugleich von oben ein glühender Strom pfeifenden Bleis auf uns herab; doch nichts störte die Stürmenden in der Begierde zu siegen, sowie die Verteidiger, von verzweifelter Wut entbrannt, alles aufboten, ihr wichtigstes Kleinod zu erhalten.

Der Kampf war furchtbar! Mann und Roß, vom tötenden Blei getroffen, stürzten die ersteren wieder rückwärts hinab in die Tiefe und rangen mit eben gefallenen Feinden noch sterbend da unten, einander mit Waffe, Arm und Zähnen zerfleischend, während gleichzeitig mit ihnen die Nachfolgenden, das grause Gewühl durch wildes Geschrei vermehrend, alles unter ihren Hufen zertretend, wütend in die nachstehenden Haufen eindrangen und, überall Tod und Verderben verbreitend, ihn selbst mit empfingen. Die in der Schlucht befindlichen Lagerhütten, die sämtlich mit Feinden, von welchen nur die Gewehrspitzen herausstarrten, angefüllt waren, bildeten ein nicht geringes Hindernis, den Schlund zu durchdringen, und machten das Gemetzel um so blutiger. Wer indessen die Bahn durchbrochen, unbekümmert, was nachzufolgen imstande, sprengte unaufhaltsam die steile Höhe kämpfend hinan, auf deren Rand im Feuer liegende Infanterie mit vorgestrecktem Bajonett ruhig die Stürmenden empfing. Bei denen, welche die Redoute zum Zweck hatten, wiederholte sich nochmals dieser Kampf in der Tiefe des mit Leichen gefüllten Grabens: die Krone aber des höchsten Mutes war nur zu erringen im Überwinden der Brustwehr, sei's durch Erklimmen, Überspringen oder Wegebahnen durch die Kehle des Werkes. Jeder Augenblick war teuer, auch ging davon keiner ungenützt verloren; denn, hochbegeistert dem bekannten ruhmwürdigen Beispiele des Brigadeadjutanten von MINCKWITZ und der gleich tapfern Leitung der Generale THIELMANN und LATOUR folgend, war bald auch die letzte Schutzwehr erstiegen, und in dem be-

schränkten innern Raume der Redoute sahen wir im gräßlichsten Gewühl Reiter und Fußvolk, von Mordwut entflammt, bunt durcheinander gemischt, sich gegenseitig erwürgen und zerfleischen.

Die Dauer dieser Mordscene war nicht bloß nach Augenblicken zu messen, da der uns an Zahl weit überlegene Feind so lange als möglich alle Mittel und selbst die jetzt schweigenden Stücke benutzte, seinen unvermeidlichen Tod noch mit dem letzten Atemzuge zu rächen.«

Das mag so im allgemeinen der Hergang gewesen sein, wie er sich nach Jahren in der Seele eines alten Mitkämpfers widerspiegelte. Im einzelnen weichen die verschiedenen Berichte nicht unwesentlich voneinander ab, was neben der unglaublichen Verwirrung auch darin seinen Grund findet, daß Napoleon ein Interesse daran hatte, das Hauptverdienst an der Eroberung der Schanze den Nationalfranzosen zuzuschreiben, die allerdings sehr ruhmreich mitgewirkt hatten. Von namhaften Persönlichkeiten war unter andern General Caulaincourt, der Bruder des Diplomaten, dabei ums Leben gekommen. Indem nun der Kaiser Caulaincourts Verdienst hervorhob, erfuhren Latour-Maubourg und mit ihm die Sachsen eine Zurücksetzung, wogegen diese später lebhaft protestiert haben. Nach Roth v. Schreckensteins eingehenden Studien dürfte es aber feststehen, daß die Reiter der sächsischen Kürassierbrigade zuerst in der Schanze gewesen sind. Unklarer dagegen ist der der Eroberung unmittelbar folgende Gefechtsmoment. Bei dem wilden Getümmel begreiflich.

Der Zustand der Rayewskyschanze bewies, wie es dort hergegangen. Brandt, der mit der Weichsellegion Claparède kurz nach der Einnahme bei ihr eintraf, hat den frischen Eindruck wohl am besten wiedergegeben: »Was die Phantasie sich Entsetzliches denken kann — es ward durch das, was man hier sah, übertroffen. Menschen, Pferde, Lebende, Verstümmelte, Tote — aber sechs- bis achtfach übereinander, deckten weit und breit die Avenuen zu derselben, hatten die Gräben ausgefüllt und lagen ebenso im Innern übereinander«.

Die Russen machten Versuche, das Erdwerk wiederzunehmen, und es kam noch zu einer Anzahl von Attacken und Gegen-

attacken, bei denen die ermüdeten Reiter und Pferde der Verbündeten nicht mehr das zu leisten vermochten, was sie vorher geleistet hatten. Auch erfolgte noch ein heftiger Artilleriekampf, der noch bedeutende Opfer forderte. »Der Wall zerstob fast unter der Masse von Kugeln,« sagt BRANDT, »die Brustwehr ward an einzelnen Stellen wie in Bresche gelegt.« Er erzählt auch, daß ihm Blut und Gehirn eines Grenadiers an den Uniformrock gespritzt und die Flecken auf der Montierung während des ganzen Feldzugs bei jedem Einstauben wie ein *memento mori* hervorgetreten seien.

Währenddessen saß unweit der blutgetränkten Schanze ein vierzehnjähriger Knabe neben einem sterbenden Offizier. Beide trugen deutsche Namen. Der Vierzehnjährige war jener Krefelder KARL SCHEHL, der, wie an früherer Stelle erzählt wurde, aus Liebe zu den Pferden in das 2. französische Karabiniersregiment geraten war. Das Montbrunsche Korps, zu dem es gehörte, war bei dem letzten Sturm auf die Rayewskyschanze stark beteiligt gewesen. Der gefallene CAULAINCOURT hatte es nach dem Tode des bisherigen Führers kommandiert, um dann selbst nach wenigen Stunden den Tod auf dem Felde der Ehre zu sterben. Beim Anreiten auf die Schanze hatte der Karabinier SCHEHL sein Pferd verloren, dem eine Kugel den rechten Vorderschenkel zerschmetterte. Der junge Held weinte, als er, um die Leiden des stöhnenden Tieres zu enden, dem treuen Schimmel den Kopf durchschoß. Dann fand er seinen Schwadronschef v. BERCKHEIM, einen Verwandten des gleichnamigen bekannten Reiterführers, einen Elsässer, in seinem Blute liegen. Eine Kartätschenkugel war ihm in den Unterleib gedrungen. Die Karabiniers, die ihn zur Ambulanz gebracht, hatte er in den Kampf zurückgeschickt, den Regimentsarzt abgewiesen: »Lassen Sie mich, ich fühle, daß ich sterben muß.« So blieb niemand als der kleine Reiter bei dem Sterbenden, dem er ein Strohlager bereitet und seinen großen Sattel unter den Kopf geschoben hatte. Der Rittmeister gab dem Knaben seine goldene Uhr zum Andenken. Dann starb er, und abermals brach der auf der weiten Heide verlassene Junge in Tränen aus.

Wir müssen nach dieser packenden Einzelscene wieder auf den Kampfplatz zurückkehren, um noch einen Blick auf den äußersten

linken Flügel des französischen Heeres zu werfen. Hier stand auf dem, dem Hauptschlachtfelde abgewandten, linken Ufer des Kalotschabaches die bayrische Division Preysing. Hier lag auch das Kirchdorf Borodino, nach dem die Schlacht ihren zweiten Namen erhalten. Dieses Dorf hatte der Prinz Eugen schon am Morgen genommen, um später auf das andere Ufer der Kalotscha hinüber zu gehen und die Rayewskyschanze anzugreifen. Nach dem ersten verunglückten Angriff auf das Werk, als die Russen auch die Bagrationschanzen zurückgewonnen hatten und der Kampf eine Zeitlang verhältnismäßig günstig für sie stand, wurde Kutusow der Vorschlag gemacht, durch einen Kavallerieangriff auf den linken Flügel der Verbündeten eine Diversion zu schaffen. Diesen Angriff hatte General Uwarow mit 2500 Pferden gegen Mittag ausgeführt. Da die Russen das von Eugen besetzte Dorf Borodino nicht anzugreifen wagten, richtete sich der Stoß gegen die Reserven des italienischen Korps, zu denen auch Preysings Chevaulegers gehörten. Sie hatten verschiedene Attacken der Uwarowschen Kavallerie auszuhalten, zu denen sich 2000 irreguläre Kosaken gesellten. Da aber die von den Russen eingesetzten Kräfte zu gering waren, mußte das Unternehmen scheitern. Doch hatten die bayrischen Reiter eine Zeitlang harten Stand, und die Batterie Widnmann, die bei dem Ansturm der Russen zurückgehen mußte, verlor ein Geschütz, an dem das Schlepptau riß und die Deichsel von einer Kugel zerschmettert wurde. Es wurde später wiedergenommen, und den abziehenden Feinden konnte der tapfere Widnmann noch donnernde Grüße nachschicken. Gegen 1 Uhr nachmittags war das Zwischenstück ausgespielt, das von geringer taktischer Bedeutung war, aber immerhin den letzten Angriff Eugens auf die Rayewskyschanze verzögert hatte.

Viel später erst erstarb das Kampfgetümmel auf den anderen Teilen des Schlachtfeldes.

Die Verluste waren ungeheuer. Während sie bei den Russen gegen 52000 Mann betrugen, beliefen sie sich bei der großen Armee auf etwa 28000. Von einzelnen interessanten Ziffern bei den deutschen Kontingenten mögen folgende Erwähnung finden, die namentlich den starken Abgang bei der Kavallerie zeigen: Die

württembergische Infanterie hatte von 1456 Köpfen 15 Offiziere und 259 Mann oder 18 Prozent, hingegen die Kavallerie von 762 nicht weniger als 28 Offiziere und 290 Mann eingebüßt, davon das Leibchevauxlegersregiment nach Angabe eines Mitkämpfers, des Majors (späteren Generals) v. Bismark von 385 Pferden 323, also fast 84 Prozent. Der sächsische General v. Thielmann gab den Verlust seiner Brigade auf 41 Offiziere, 552 Mann und 563 Pferde an, wobei allerdings ein polnisches Kürassierregiment und eine Batterie reitender Artillerie einbegriffen sind. Der Gesamtverlust der Westfalen wird auf 4- bis 500 Tote und an 2500 Verwundete, von denen auch noch der größte Teil nachher starb, angegeben usw.

Der Anblick des Schlachtfeldes entsprach der Größe der Aktion, die sich darauf abgespielt hatte. Wer einmal gesehen, wie ein Tornado in einem Walde gehaust, kann sich eine Vorstellung vom Aussehen der Gegend um Borodino machen, als der Sturm des Völkerkampfes ausgerast hatte.

»Granaten, Kartätschen, Gewehrkugeln, Kartuschen, Patronen, Pistolen, Karabiner, Flinten, Säbel, Kürasse, Helme, Tschakos, Sättel, Steigbügel, Zaumzeug, Geschirre, zertrümmerte Räder und ganz zerfallene Munitionswagen, alles dies und Effekten mancherlei Art fielen hier, oft komisch, oft gar grotesk herumgeworfen, ins beschauende Auge: die ganze Ebene stellte gleichsam ein großes Tableau von kriegerischem Mosaik dar, worauf die angewandte Gefechtslehre abgebildet vorlag.« Nervenzerrüttend war die Arbeit der Totengräber, zu der wieder das 8. Korps verwendet wurde. Der Verwesungsgeruch, der von den aufgedunsenen Pferdeleibern aufstieg, war so angreifend, daß die zu den Aufräumungsarbeiten kommandierten Mannschaften in kurzen Fristen abgelöst werden mußten. Hier und da richtete sich aus den Haufen der Gefallenen ein Verwundeter auf, Totgeglaubte fanden sich wieder; Leute, die sich seit Jahren nicht gesehen, begegneten einander auf dem Felde von Borodino. Wedel traf dort einen alten Universitätsfreund aus Göttingen, der auf der Hüfte eines verendeten Pferdes saß. Noch nach Wochen sollen Verstümmelte auf dem Schlachtfelde umhergekrochen sein, die von dem stinkenden Fleisch der Äser ihr Dasein gefristet hatten. So unglaublich das

Faktum klingt, so wird es doch von ernst zu nehmenden Zeugen versichert.

Und es war schließlich einerlei, ob man draußen auf dem Felde verfaulte oder in den dumpfen Räumen der Hospitäler verkam, die in den verlassenen Mönchsklöstern der Umgegend errichtet wurden. Begreiflich, daß das Heer nach diesem Tage nicht in der frohen Stimmung, die nach gewonnenem Kampfe zu herrschen pflegt, die Walstatt verließ, von der die Russen, wie man wenigstens zu sehen glaubte, »mit imposanter Ruhe und Ordnung« abgezogen waren.

Die Unvollständigkeit des Sieges forderte zur Kritik heraus, die sich an die höchsten Führer wagte und von der selbst NAPOLEON nicht verschont blieb. Warum hatte er nicht, wie DAVOUT geraten, durch Umgehung des feindlichen linken Flügels die eigenen Verluste gemildert und die Russen aufgerollt? Bei Eylau hatte im gleichen Falle nur die Ankunft der Preußen eine Vernichtung der russischen Armee verhindert. Aber wie bei Eylau hatte er die Garde geschont. Schon damals war das aufgefallen. Daß er es jetzt wieder tat, mußte seine Gründe haben: er mochte tief hinten in der russischen Öde seine letzte intakte Truppe nicht haben daran wagen wollen.

War das richtig gedacht vom Standpunkt des Kaisers, des Herrschers, der Hunderte von Meilen von seiner Hauptstadt entfernt war? Oder ist doch ein krankhaftes Moment in seinem Handeln zu erkennen? NAPOLEON war seit mehreren Tagen erkältet, litt auch, wie SÉGUR betont, am Anfall eines alten Übels, das ihn seit Jahren quälte. Hiermit mag auch seine Entfernung vom Schlachtfelde zusammenhängen, sein langes Verweilen bei Schewardino, das er erst am Nachmittage verließ, um auf die Walstatt zu reiten. Dies hatte wieder zur Folge, daß er nicht sah, nicht sehen konnte, wieviel Zerrüttung sich hinter der scheinbaren »Ordnung« verbarg, in der die Feinde von dannen gezogen waren.

Es ist leider nicht möglich, das letzte Rätsel zu lösen, das eigentliche psychische Moment zu erfassen, das in der Seele des großen Mannes den Ausschlag gab. Vielleicht gehört es auch nicht in den Rahmen unserer Darstellung, und so begnügen wir uns damit zu sagen: allem Anschein nach wäre es besser gewesen, ein paar

tausend Mann seiner Elite zu opfern, die später doch nur in Trümmern zurückkehrte, freilich nicht ohne durch den Zauber ihres Namens und ihre bloße Existenz bis zuletzt dem Gegner einen unheimlichen Respekt eingeflößt zu haben. Schon jetzt bemerkt ein Tadler, daß durch das Daransetzen der Garden die Schlacht, was man ja so sehr gewünscht, eine »entscheidende« geworden wäre.

Entscheidend nämlich insofern, als es möglich gewesen wäre, noch das russische Zentrum zu durchbrechen und die feindliche Armee, die die Moskwa im Rücken hatte, zur Vernichtung zu schlagen, wodurch der Tag von Friedland sich erneuert hätte. »Die physische Kraft dazu war jedoch nur noch bei den Garden vorhanden«, sagt der hessische Hauptmann Röder, in strategischen und taktischen Dingen einer der urteilsfähigsten unter den deutschen Beobachtern.

Auch wegen der Art, wie er die Kavallerie geopfert habe, hörte Roth v. Schreckenstein am Tage nach der Schlacht den Kaiser tadeln, doch wurde hierin Murat die meiste Schuld beigemessen.

Jedenfalls zogen die Sieger, wie nach der Schlacht bei Smolensk, nicht in heiterer Laune weiter, zumal die Russen bei verschiedenen Nachhutgefechten der Avantgarde, bei der sich wieder die deutschen Reiterregimenter befanden, Verluste bereiteten und die Nachrichten über die von den durch Bauern an Verwundeten, Nachzüglern und den Mannschaften überfallener Requisitionskommandos verübten Grausamkeiten sich mehrten.

Inzwischen verriet die üppige Kultur, zeigten herrliche, mit raffiniertem Luxus ausgestattete Landsitze und in den Farben des Herbstes prangende Gärten die Nähe der von dem hohen Adel Rußlands und einer wohlhabenden Kaufmannschaft bewohnten Hauptstadt des alten Zarenreiches.

DIE DEUTSCHEN IN DER ZARENSTADT.

Es war der höchste Festtag des unglücklichen Heeres, jener Septembertag 1812, an dem die Vorhut von der Höhe der Sperlingsberge das in orientalischer Pracht daliegende Moskau zu Gesicht bekam. Zwar teilten die Deutschen nicht die Fülle der nationalen Begeisterung, die die Herzen der Franzosen, erst recht die der Polen erfüllte, die sich vergangener Kämpfe mit den Tod⸗feinden erinnerten und der Zeiten, wo, wie Graf Roman Soltyk schreibt, hier an dieser Stelle »die siegreichen Polen ihre Fahnen aufpflanzten, vor denen das moskowitische Volk sich neigte und den Sohn ihres Königs zum Herrscher empfing.« Nur wenigen von den Deutschen auch war es beschieden, den Kaiser Napoleon an diesem Tage seines letzten großen Triumphes zu sehen, wie er im grauen Überrock auf einem Schimmel dahinritt, seine Blicke auf das ihm zu Füßen liegende Häusermeer gerichtet, während ihm ein langer polnischer Jude in seiner Nationaltracht zur Linken ging, der dem Eroberer allerlei »Deutungen und Explikationen machte, die sich auf gewisse Punkte der Stadt zu beziehen schienen.«

Aber nichtsdestoweniger stimmten sie freudig ein in den Ruf: *Moscou! Moscou!*, der durch die Reihen der verschiedenen Heeres⸗abteilungen tönte, als, den einen früher, den andern etwas später, in ihrer ernsten Pracht die Metropole erschien. »Wir sind am Ziele! Der Krieg hat ein Ende. Die versprochenen Winterquartiere liegen vor uns. Unser warten jetzt Belohnungen, sie werden kaiserlich ausfallen. Aus Mühe und Not wird jetzt Freude und Überfluß erwachsen.«

»So war unser Gedankengang,« bemerkt Wedel, »so redeten wir uns zu, als wir die ungeheure Stadt mit ihren vergoldeten Türmen, mit ihren rot und schwarz gemalten Dächern, mit ihren Palästen und niedern Häusern, mit den großen grünen Parks innerhalb der Stadt, die keine Ähnlichkeit mit unseren Städten und einen ganz orientalischen Charakter hat, vor uns ausge⸗breitet sahen.«

Im einzelnen waren natürlich die Wünsche, die Moskau be⸗friedigen sollte, je nach der Gemütsanlage, dem Temperament und der Geistesbildung der Hoffenden sehr verschieden. Leissnig hat

uns eine Reihe solcher Wunschzettel mitgeteilt: »Von den Offizieren bekomplimentiert sich einer (in Gedanken!) mit seinem Wirte in Moskau, hört denselben fragen: Welchen Wein er trinke? Ob er eine Matratze dem Federbette vorzöge? Ein anderer findet in seinem Quartier Deutsche, auch artige Damen, welche musikalisch sind; der dritte geht in die Komödie, der vierte ist auf einen Ball gebeten, und so geht das bis ins Unendliche fort. Der Soldat hält sich mehr an das Materielle; dieser spricht nur vom guten Essen, von Wein, Bier und Branntwein.«

Wer über einen höheren Bildungsgrad verfügte, dem mochten wie jenem polnischen Grafen Vergleiche mit Gelesenem und Vergangenem sich darbieten. Dem Maler ALBRECHT ADAM fielen die Kreuzfahrer ein, als er im Gefolge des Prinzen EUGEN das stolze Moskau betrachtete, das sich ihm, dem Künstler, zuliebe im Lichte der Abendsonne präsentierte, deren Strahlen das hohe Kreuz auf der Iwan Weliki-Kirche zurückwarf. HEINRICH V. BRANDT, der sich gleichfalls an der Schönheit des Bildes weidete, dachte an die Märchenbeschreibungen aus »Tausend und eine Nacht«, die er in der Kinderstube gehört hatte: »Die Moskwa,« setzt er hinzu, »die wie ein silberner Streif durch die Landschaft zog, Gärten und hohe Baumgruppen, welche die feenartig daraus emporragenden Schlösser umgaben, vollendeten ein nie gesehenes Gemälde.«

Madame DE SÉVIGNÉ sagt in einem ihrer Briefe, daß man manchmal, in der Nähe eines einladenden Ortes angelangt, denke: »Hier ist gut wohnen«, während man sich, wenn man es einmal von innen besehen, mit aller Gewalt aus dem verfluchten Neste wieder fortwünsche. Eine Empfindung ähnlicher Art mag sich den Denkenden aufgedrängt haben, die unter den zahllosen Scharen — es waren noch immer rund 100000 Mann — in Moskau ein- oder durch die Stadt hindurchmarschierten, um den abziehenden Russen zu folgen, mit denen MURAT eine Art von Konvention abgeschlossen hatte, derzufolge man sich im Innern der Hauptstadt nicht schlagen wollte. MILORADOWITSCH, der Führer der russischen Nachhut, hatte den leichtherzigen Gaskogner dazu beredet, um den ungehinderten Abzug der Russen, die vor den Franzosen durch die Stadt gegangen waren, zu sichern.

So konnte das siegreiche Heer einen im ganzen ungestörten Einzug halten. Aber welch einen Einzug! Als es sich 1806 Berlin genähert hatte, waren die preußischen Behörden dienstbeflissen erschienen, um die Gnade der Sieger anzuflehen und die Stadtschlüssel zu überreichen. Die Moskauer Notabeln glänzten bei dergleichen Gelegenheit durch Abwesenheit. HEINRICH V. BRANDT, der mit seinem Regiment an dem Kaiser vorbeimarschierte, sah, wie dieser und sein Gefolge die Blicke auf den Eingang der Stadt gerichtet hielten. »Da kann er lange warten,« bemerkte ein kluger Kapitän zu BRANDT, »der Russe wird eher nach Sibirien ausreißen als Frieden machen.« Doch brachte man endlich, um dem Kaiser zu Willen zu sein und das Dekorum zu wahren, eine Art Deputation aus in Moskau ansässigen Kaufleuten zusammen, die NAPOLEON ihre Aufwartung machten und sehr gnädig von ihm empfangen wurden.

Dieser Scheinerfolg konnte niemanden täuschen. Schon vor dem Betreten der Stadt hatte man von den umliegenden Höhen aus wahrgenommen, daß lange Züge von Menschen und Fuhrwerk auf der entgegengesetzten Seite die Straßen entlang zogen. Die russische Nachhut war das nicht allein gewesen, sondern die Einwohner, die auf Befehl des Gouverneurs ROSTOPTSCHIN zum bei weitem größten Teile ihre Heimat verließen.

So ging der Einzug unter seltsamen Aspekten vor sich. Hören wir unsern alten Bekannten DR. V. ROOS, der mit den ersten Regimentern der Avantgarde die russische Kaiserstadt durchquerte:

»Während wir die Straßen bis zum Flusse Moskwa durchritten, war keine menschliche Seele von Einwohnern zu sehen. Die Brücke war abgerissen, wir ritten durchs Wasser, das die Kanonen bis zur Achse und unsere Pferde bis über die Kniee benetzte. Jenseits des Flusses trafen wir einige Menschen an, die unter ihren Türen und Fenstern standen, jedoch schienen sie nicht sonderlich neugierig zu sein. Weiterhin fanden sich schöne Gebäude, von Stein und von Holz aufgeführt, mitunter auch Herren und Damen auf Balkonen.

Unsere Offiziere salutierten freundlich; es wurde artig wieder gegrüßt; doch sahen wir immer noch sehr wenig Einwohner und bei den Palästen nur Leute, die wie Dienerschaft aussahen. Tief

in der Nacht trafen wir auf müde russische Soldaten, Nachzügler zu Fuß und zu Pferd, auch nachgebliebene Bagagewagen, graue Schlachtochsen u. dgl. Alles dieses ließ man passieren. Unser Marsch ging langsam mit vielen Krümmungen durch die Straßen, in denen die Menge der Kirchen, ihre uns fremde Architektur, besonders die Mehrzahl der Türme und deren äußerer Schmuck, sowie auch manche Paläste, mit Gärten umgeben, unsere Aufmerksamkeit auf sich zogen. Wir kamen über einen Marktplatz, fanden dessen hölzerne Buden offen, die Waren in Unordnung zerstreut und auf der Straße herumliegend, als ob Plünderer vor uns da gehaust hätten. Unser Zug ging sehr langsam vorwärts, öfter wurde Halt gemacht, und während solchem bemerkten und witterten die Unsrigen, daß die in den Straßen liegenden nachgebliebenen und schlafenden Russen Branntwein in ihren Feldflaschen hatten. Da sie nicht absteigen durften, so wußten sie mit den Spitzen ihrer Säbel die Riemen, mit denen dieselben an den Tornistern befestigt waren, abzuschneiden und die Blechflaschen mit den an den Säbelspitzen eingefeilten Häkchen zu sich aufs Pferd zu bringen. Auf diese kunstgewandte Weise erhielt man Branntwein, der seit geraumer Zeit eine große Seltenheit war.

Murat ritt an unsern Reihen bald rück-, bald vorwärts, war äußerst ernst und tätig, und wo er nicht selbst hinkam, da waren seine Blicke. Er war an der Spitze, als wir zwischen großen alten Gebäuden am Arsenal anlangten. Dieses stand offen, und Menschen verschiedener Art, meist von bäurischem Aussehen, trugen Waffen heraus, andere drängten sich hinein. In der Straße und auf dem Platz, wo wir jetzt Halt machten, lagen viele solche Waffen verschiedener Art umher. Es kam unter der Pforte des Arsenals zu zänkischem Wortwechsel der Adjutanten des Königs mit denen, welche die Waffen heraustrugen. Von ersteren ritten einige hinein, und der Wortwechsel wurde sehr laut. Mittlerweile wurde bemerkt, daß auf dem Platze hinter dem Arsenal viel Volk in lärmender Unruhe versammelt war. Dieses und das, was am Arsenal vorging, veranlaßte den König, am Eingang zu dem Platz unsere Kanonen aufführen und losbrennen zu lassen. Drei Schüsse waren nur nötig, und der Volkshaufe zerstreute sich in unglaublicher Eile nach allen Richtungen hin.«

Auch andere charakteristische Straßenscenen zeugten von der feindseligen Haltung der in Moskau Zurückgebliebenen. Eine derselben hat uns Brandt aufbewahrt, der wie Roos mit seiner Truppe am ersten Tage (14. September) die Stadt durchzog. »Bei einem der vielen Halte ertönte plötzlich ein lautes Rufen. Ein riesiger Russe, der zweite, den ich in Moskau zu sehen bekam, in seinem properen blauen Kaftan, ziemlich angetrunken, kam aus einem verschlossenen Hause und wollte über die Straße weg in ein anderes treten. Ohne ein Wort zu sagen, schob er die Soldaten auseinander. Da denselben vor dem Einrücken die geschärftesten Befehle erteilt waren, mit den Bewohnern gut umzugehen, so sagten diese nichts, — als er aber einen Offizier unsanft berührte, so herrschte ihm dieser ein Schimpfwort entgegen und drohte ihm mit dem Degen, worauf dann auch die Soldaten auf den Trunkenbold losfuhren. Der Russe blieb ganz ruhig, riß sich aber den Kaftan auf, entblößte seine Brust und rief laut: »Tauche dein kaltes Eisen in diese russische Brust!« Dieses Benehmen schloß allen den Mund. Der Russe aber ging trotzig weiter, öffnete ein kleines Haus und verriegelte es sorgsam. ‚Nun, wenn die Kerle alle so sind', sagte ein sächsischer Reiterunteroffizier der Truppe, die neben uns hielt, ‚dann wird es noch viel zu tun geben'.«

Überall sah man solche verdächtigen Gesellen, ruppige und struppige Kerle, »Bassermannsche Gestalten«, wie man mit einem damals noch nicht erfundenen Ausdruck hätte sagen können, deren Blicke schon nichts Gutes ahnen ließen, wenn sie sich auch nicht überall, wie am Arsenal, zu offenen Feindseligkeiten hinreißen ließen. Das war die Garde Rostoptschins, die dieser edle Russe, neben Herostrat und Nero der berühmteste Brandstifter der Welt, aus den Höhlen des Verbrechens und den Dunkelkammern der moskowitischen Gefängnisse hervorgezogen hatte, um den Feinden in der guten Stadt Moskau einzuheizen. Eine infernalische Rache, die in gleicher Weise von dem politischen und persönlichen Hasse ihres Urhebers zeugt, der sein eigenes Schloß der Zerstörung preisgab, nachdem er eine von vielen im Original gelesene Inschrift hatte anbringen lassen, die den »französischen Hunden« die Wut des Besitzers entgegenspie.

Die Angaben über die Zeit der Entstehung, die Ausdehnung und die Folgen des Brandes sind natürlich im einzelnen nicht völlig übereinstimmend. Jeder sagt, was er von seinem Standpunkt aus sah oder von andern hörte und nachher fest glaubte. So scheint sich beispielsweise LEISSNIG trotz der ehrenwörtlichen Versicherung der Richtigkeit seiner Angabe doch zu irren, wenn er in der berechtigten Absicht, seine Waffengefährten gegen russische Anschuldigungen zu verteidigen, behauptet, daß es in Moskau schon gebrannt habe, bevor ein Franzose die Stadt betreten.[1] Ganz gewiß aber BRANDT, der umgekehrt versichert, daß selbst in der Nacht vom 15. auf den 16. September noch kein Feuer zu bemerken gewesen sei. Die überwiegende Mehrzahl der Augenzeugen ist darin einig, daß am 15. in Moskau und zwar an den verschiedensten Stellen Feuer ausgebrochen sei. Vereinzelte Rauchwolken wollen manche — u. a. auch der Adjutant des Grafen PREYSING, v. FLOTOW — schon gegen Abend des 14., also einige Stunden nach dem Einrücken der ersten Truppen, gesehen haben.[2] Jedenfalls aber war am 16. das Feuer allgemein, und NAPOLEON mußte an diesem Tage den tags zuvor bezogenen Kreml verlassen, in den er erst am 18. wieder zurückkehren konnte. Doch lassen wir diese dürren Daten, um ein paar Teilnehmer an den Ereignissen in Gefahr und Abenteuer zu begleiten, deren in der brennenden Riesenstadt genug zu bestehen waren.

Eine unheimliche Nacht muß der preußische Fragmenteschreiber in den Mauern Moskaus zugebracht haben. Nach langem Suchen findet er ein bewohntes Haus, in dem »ein alter Russe mit ein paar Weibern ihr Schicksal abzuwarten schienen.« Anfangs sind die Insassen scheu und zurückhaltend. Doch begleiten sie die fremden Krieger auf die Suche nach Lebensmitteln in die Nachbarhäuser, die reiche Beute an Eßwaren und an Rum und Likören liefern. Es folgt hierauf ein Bacchanal, und die Begleiter unseres Schreibers sind bald schwer betrunken, nur dieser selbst hält sich nüchtern. Ihm entgeht die finstere Miene des Alten nicht, der

---

[1] Vorausgesetzt, daß der Schreiber, wie er es zu tun scheint, von Bränden in größerem Umfange redet. Ein oder zwei Häuser brannten in den größeren russischen Städten fast täglich ab. Bei den allgemein verbreiteten Holzbauten kein Wunder. [2] Die Schauspielerin Madame FUSIL beobachtete die ersten Brände in der Nacht vom 14./15.

immer schweigsamer wird, während die Frauenzimmer lachen und kreischen. Offenbar hatte der alte Russe einen Anschlag gegen seine Gäste geplant, der aber in doppelter Weise vereitelt wurde. Denn es gelingt dem Nüchterngebliebenen, seine Kameraden zu überreden, die Tür ihres Schlafgemachs zu verrammeln und die Waffen neben sich zu legen. Heller Flammenschein unterbricht ihren Schlummer. Jetzt vereinigt gemeinsame Gefahr die feindlichen Parteien; doch legen sich die Soldaten, nachdem sie sich überzeugt, daß zwischenliegende Gärten ihnen Schutz vor dem Feuer gewähren, mit der Sorglosigkeit des Kriegers wieder zur Ruhe und schlafen bis zum Morgen. »Das war«, schließt der Schreiber seinen Bericht, »meine Nacht in dem brennenden Moskau.«

Eine etwas andere Aufnahme fand der Maler Adam in einem von Wohlstand zeugenden, stattlichen Hause. Auch hier waren die Bewohner — gegen die Regel — noch anwesend, erwiesen aber ihrem Besucher eine anscheinend ehrlich gemeinte Gastfreundschaft. Er erhält ein schönes Zimmer angewiesen, und nach Landessitte wird ihm eine reiche Garnitur Flaschen zur Verfügung gestellt. Zwar bleibt die Familie fast unsichtbar — ein paar junge hübsche Mädchen huschen »wie scheue Rehe« von einem Gemach ins andere, sobald sie des Gastes ansichtig werden — aber sonst hat sich dieser über nichts zu beklagen. Ein besonderer Diener sorgt für seine Aufwartung und wird ihm, wie wir gleich hören werden, sogar das Leben retten. Hier lebt der Maler ein paar Tage und hat Muße, die Vorgänge um sich her zu beobachten: »Keine Feder, kein Pinsel sind imstande, das tobende Element zu schildern. Der Ton, den es erregte, kann nur dem Brausen eines ungeheuren Wasserfalles verglichen werden, in dessen Nähe man gänzlich betäubt wird.« Die verschiedenen Farben des Feuers, je nach den Stoffen, die von ihm verzehrt werden, und die wunderlich gestalteten Rauchsäulen, die oft die Luft verdüstern, bieten dem Künstler ein schauerlich-schönes Schauspiel, das er wie das in Smolensk zwar nicht mit dem Pinsel, aber in der Prosa ergreifender Worte gemalt hat. In trübe Betrachtungen versunken, geht er eines Nachts in seinem Zimmer auf und ab, setzt sich auf die Fensterbrüstung und starrt, wie Napoleon auf dem Kreml, in die

seinem Quartier näher und näher kommenden Flammen. Eine prächtige Kirche zieht seine Blicke auf sich, mit einer großen und vier kleineren Kuppeln und vergoldeten Dächern. In wenig Stunden wird auch dieses Kunstwerk von den gierigen Flammen erfaßt sein! Da reift in der Seele des Malers der Gedanke, nicht länger ein Zeuge dieser Greuel zu sein, und da er nicht wie der Kaiser für das Wohl eines Heeres zu sorgen hat, sondern als Volontär den Feldzug mitmacht, so beschließt er den russischen Boden zu verlassen und nach der freundlichen Isarstadt München zurückzukehren. Aber bevor er diesen Entschluß, der uns um einen wertvollen Zeugen für den Rückzug gebracht hat, ausführt, erlebt der Künstler in Moskau noch die wunderlichsten Schicksale. In der folgenden Nacht stürzt sein russischer Diener wie ein Verzweifelter ins Zimmer. »Das Haus stand bereits in hellen Flammen; ich erstickte fast, als ich die Treppe hinabeilte. Mit wildem Brausen wölbte sich eine Feuersäule über dem Hofe und überschüttete mich mit glühenden Funken.« So sagt Adam, den sein eigener mitgebrachter Bedienter verlassen hatte und der von dem Fremden, dessen Zuneigung er durch freundliche Behandlung gewonnen, gerettet wird. Hierauf irrt der Künstler mutterseelenallein fünf volle Stunden in dem brennenden Labyrinth umher. Er gerät in verschüttete Straßen, in denen zusammengestürzte Mauern und verkohltes Gebälk den Weg versperren, muß oftmals umwenden und ist der Verzweiflung nahe, als er endlich auf italienische Gardisten stößt, von denen er nach dem zwei Stunden von Moskau entfernten Lustschlosse Petrowskoie gewiesen wird, wohin sich sein Gönner, der Vizekönig Eugen, mit dem Kaiser zurückgezogen hat.

Denn auch die Vornehmsten des Heeres mußten die Flucht ergreifen, da die festesten Gebäude dem rasenden Elemente nicht standhielten, zumal sie von unsichtbaren Händen im Innern angezündet wurden. Nichts ist in dieser Beziehung lehrreicher, als das Journal des Prinzen Emil von Hessen, der aus einem Haus in das andere flüchtet. Wir lassen auch aus dieser Originalquelle die bezeichnendsten Stellen hier folgen:

»Das Feuer nähert sich dem Hause, wo ich wohne; schon fallen glühende Kohlen aufs Dach, der Hof und die Gänge sind voll

Rauch. Aber das Haus ist steinern, das Dach mit Kupfer gedeckt, und andere steinerne Häuser, noch unangegriffen vom Feuer, stehen umher. Am nächsten Hause links schlägt indessen die Flamme zu den Fenstern hinaus; das Feuer muß drinnen angegangen sein, denn noch ist der größte Brand jenseits der Promenade, ich wohne diesseits. Es ist nach Mitternacht. Ich schicke meine Equipage tiefer in die Stadt, die Pferde sind gesattelt.

Den 16. September, morgens 5 Uhr, brannten die Remisen und Stallungen im Hofe an, und ich mußte daher fort. Tiefer in der Stadt, an der Marschallsbrücke, fand ich ein Haus zu einer neuen Wohnung. Hier konnte ich einige Stunden ruhen. Aber auch nur einige Stunden. Das Feuer ist wieder ganz in der Nähe. Die Artillerieoffiziere der Garde treiben Soldaten und Bürger zum Löschen heran, man bricht nebenstehende Gebäude ab, schafft alles Holzwerk aus den benachbarten Höfen; alles ist tätig, das Feuer zu isolieren, Spritzen sind keine da. Aber die Flammen pflanzen sich hinterwärts fort; hier und dort kommen sie unaufhaltsam die Gasse her, man müßte Armeen verwenden, um diesen Brand zu löschen. Müde der unnützen Anstrengungen, ließ bald der rühmliche Eifer zur Rettung der Stadt bei den Arbeitern nach, und auch die anwesenden Offiziere treten in die Reihe müßiger Zuschauer zurück. Das Feuer hatte denn auch bis Mitternacht bereits die Hofgebäude meines Hauses ergriffen, bei längerem Aufenthalt daselbst lief man Gefahr, im Rauch zu ersticken. Ich flüchtete daher morgens 1 Uhr, den 17. September, in ein entfernteres Gebäude, das General Monthyon bewohnte, und als die Nähe brennender Häuser auch die Sicherheit dieses Aufenthalts gefährdete, was schon gegen 7 Uhr morgens eintraf, ging ich mit genanntem General nach dem Hauptquartier vor der Stadt ab, und weil sich dort kein Raum zu meiner Unterkunft mehr vorfand, so kehrte ich wieder zurück und logierte mich in ein kleines hölzernes Gebäude der äußersten Häuser der Stadt.«

Erst am 19. wurde das bisher von einem heftigen Nordwestwind begünstigte Feuer infolge eingetretenen Regens schwächer, und der Prinz konnte sich wieder nach einer bequemeren Wohnung umsehen. Die aus seinem Tagebuch angeführten Stellen zeigen, mit wie teuflischer Systematik die Brände angelegt wurden

und daß die Franzosen sich ernstlich bemühten, sie zu unterdrücken, bis die Erkenntnis der Zwecklosigkeit jedes Widerstandes die Hände lähmte.

Unbeschreiblich war der Eindruck der Katastrophe. Wie dieses weithin leuchtende Fanal allen Feinden Napoleons, allen, die nach Befreiung von seiner Herrschaft verlangten, als Zeichen des Anbruchs einer neuen Zeit erschien, so dämmerte auch bei seinen Anhängern die Erkenntnis auf, daß eine Wendung der Geschicke bevorstehe. Wenigstens die Erkenntnis, daß die Tage der großen Armee, deren Hoffnung eine gründliche Erholung in den Mauern der Zarenstadt gewesen, gezählt seien. »Was wird er jetzt beginnen?« war die bange Frage, die sich allen auf die Lippen drängte. »Das Ungeheure, daß die Russen ihr heiliges Moskau den Flammen geopfert, um uns seine Hilfsmittel zu entziehen, lag lähmend auf uns allen«, sagt Linsingen. »Auch nicht ein Soldat«, schreibt Lossberg an seine Gattin, »wird in der Armee sein, welcher nicht fühlt, daß Alexander keinen Frieden mit Napoleon machen kann.« Der Major war überrascht gewesen, als er selbst einen Unteroffizier von den Gardegrenadieren sagen hörte: »Diese brennende Stadt beleuchtet das Ende des Kaisers und der großen Armee, wenige von uns werden so glücklich sein, den Rhein wieder zu erreichen.«

Zum Teil waren das vorübergehende Stimmungen, und wir werden sehen, daß der Glaube an den Stern des Kaisers noch lange nicht erloschen war. Dazu war das bisherige Unglück noch nicht groß genug gewesen. Aber es ist doch interessant, zu beobachten, wie zu einer Zeit, als Napoleon selbst mit nachtwandlerischer Sicherheit am Abgrunde zu wandern scheint, Hellseher in seinem Lager waren, neben geistreichen, scharfsichtigen Franzosen deutsche Träumer, mit dem »zweiten Gesicht« begabte Kinder der roten Erde, die den großen Mann im Kreml schon jetzt als einen den Mächten der Finsternis Verfallenen ansahen.

Die Mehrzahl, die solcher Denkweise nicht fähig war oder das Bedürfnis fühlte, aufkeimende Sorgen im Spiritus zu ertränken, stürzte sich in die unermeßlichen Reichtümer, die Russen und Mongolen in dieser Stadt des Orients zusammengeschleppt hatten. Eine allgemeine Plünderung begann, der zu steuern die Macht

Napoleons überstieg. Vergebens hatte er die strengsten Befehle dagegen erlassen, vergebens die Barrieren mit Gardisten besetzt, die ohne besonderen Befehl keinen herein- und herauslassen durften. Es war alles umsonst, und die kaiserlichen Befehle konnten nur dazu führen, den Neid der übrigen Truppen gegen die bevorzugte Garde noch zu steigern, die »Marketender der Armee«, wie sie General Scheler in einer Meldung an seinen König nennt. Lossberg, Martens, Meerheim, Westfalen, Württemberger, Sachsen schimpfen laut auf die französischen Gardisten, die »das Plündern nur im allgemeinen verhindern, um alles für sich zu behalten«, die »sich als Herren alles dessen, was von Wert in Moskau verblieben war, erklärten und gutwillig nichts verabfolgten, sondern nur der Gewalt und dem Gelde nachgaben.« Viel milder über die herrschenden Zustände ist das Urteil Leissnigs, der wie immer die Kameraden von der großen Armee verteidigt und der Ansicht ist, daß von einer »Plünderung« im Sinne einer widerrechtlichen Handlung unter den obwaltenden Umständen kaum die Rede sein könne: »Wenn Soldaten in einer Stadt, die von den Einwohnern völlig verlassen worden[1] und wo Häuser, Gewölbe, Speise- und Vorratsbehältnisse, Keller, Warenlager und Speicher offen stehen, wenn Soldaten in denselben sich mit Speise, Trank und Tuch zu Kleidungsstücken etwas zueignen: heißt dies plündern? besonders da es ja nirgends Wirte gab, die ihnen die gewöhnlichen Bedürfnisse der Subsistenz darzureichen, wie im Kriege üblich, die menschenfreundliche Absicht gehabt hätten. Man kann also mit Recht fragen: was sollten denn unter solchen Umständen die französischen Soldaten tun? etwa bis zur Ankunft ihrer ausgewanderten Wirte die Anfragen des Magens stoisch beschwichtigen? Dann mußten sie samt und sonders des Hungertodes sterben. Man sei gerecht oder wenigstens billig und verlange von Soldaten, die als Eroberer in Moskau einrückten und keine

[1] Etwa 20000 Menschen waren doch zurückgeblieben. Sie gehörten, wie schon bemerkt, ganz vorwiegend den untersten Volksschichten an, mit Ausnahme der fremdländischen Kaufleute und zahlreicher Verwalter und Diener, die in herrschaftlichen Häusern zurückgeblieben waren. Viele dieser Leute machten trotz des nationalen Hasses mit den fremden Soldaten, denen sie als Kundschafter und Wegweiser dienten, freiwillig oder gezwungen beim Plündern gemeinsame Sache.

Bigotterie trieben, nicht die Ausübung der ewig bloß entsagenden Lehren der halbversteinerten Stoiker des Altertums oder die darbende Frömmelei höchst überirdischer Sekten der neueren Zeit.« Alles in allem betrachtet, ist dieses Urteil gerechter als das der Zeloten auf der Gegenseite. Der Aufenthalt in Moskau war der Karneval des großen Heeres, auf den eine lange und bittere Fastenzeit folgte. Geht in den diszipliniertesten Heeren schon während eines Manövers längst nicht alles so fein säuberlich zu wie in der Garnison und Kaserne, so war es vorauszusehen, daß eine Armee wie diese, deren Mannszucht schon so stark gelockert war, völlig außer Rand und Band geraten mußte. Wenn nun französische Schriftsteller, vor allem THIERS, die Hauptschuld an den Plünderungen den Verbündeten zuschieben, so wollen wir dem lebhaften Südfranzosen darin nicht nachahmen, indem wir umgekehrt sagen, die Franzosen allein hätten angefangen. Spanier, Portugiesen, Italiener und Deutsche, sie haben alle brav mitgeholfen, *last not least* die Polen, bei denen der Moskowiter so viel auf dem Kerbholze hatte. Wird man es einem armen Polacken, dem die Russen bei der Erstürmung von Praga Vater und Mutter geschlachtet, nicht verzeihen, wenn er dem Hauptmann BRANDT, der ihm seine Härte gegen einen Moskauer Bürger verwies, die naive Antwort gab: »Herr, das ist für Praga!« Unsere Deutschen, die keinen Grund zu Haß und Rache hatten, waren, soweit sich ersehen läßt, an Grausamkeiten gegen Menschen wenig beteiligt. Manche sind, wie wir schon sahen und noch sehen werden, zu Bewohnern Moskaus in ganz freundschaftliche Verhältnisse getreten. Aber sie haben auch ihren Teil an der Beute genommen, wie sich das von selbst versteht. Nur ganz feinfühlige Naturen hielten ihre Hände völlig vom Raube rein. Es ist fast rührend zu lesen, daß das einzige, das ALBRECHT ADAM mitnahm, eine Madonna war, die er vor den Flammen rettete. Der westfälische Musikmeister KLINKHARDT glaubte nur ein Notenblatt nehmen zu dürfen, das er auf einem zerhauenen Piano liegen sah. Andere machten's anders; ein paar westfälische Offiziere hielten es nicht für unrecht, Silberbarren im Werte von 2000 Talern für 8 Pistolen zu verhandeln. Bijouterieen, köstliche Rauchwaren, Bücher, Porzellan und Kunstgegenstände wurden in unübersehbarer Menge gefunden und fortgetragen,

zum Teil als Geschenke für Bräute und Frauen, die Witwen wurden, bevor die Reste des großen Heeres Rußlands Grenzen wieder erreichten. MARTENS fand in Moskau Gelegenheit, GMELINS' *Flora sibirica* und FOLARDS *Polybe* zu studieren, die er in prächtigen Einbänden in einem verlassenen Hause vorgefunden hatte.

Wer an den Kellern vorüberkam, in denen die Soldaten in knietiefen, die Sinne benebelnden Weinsümpfen standen, wurde zum Mittrinken aufgefordert. Ein Narr, der's nicht getan hätte! »Die Franzosen«, erzählt MARTENS, der einer solchen Scene beiwohnte, »gaben sich nicht die Mühe, die Pfröpfe der Champagnerflaschen zu lösen, sondern sie schlugen mit dem Säbel ihnen die Hälse ab und schnitten sich beim Trinken so in die Lippen, daß Schaum, mit Blut vermengt, die Montur herunterlief.« Er selbst begnügte sich bei dieser Gelegenheit mit zwei Flaschen, die ihm ein gutmütiger Franzmann gratis verabfolgte. Dafür sprach er desto fleißiger dem Genuß des anheimelnden Gerstensaftes zu, in einem Bierkeller, den württembergische Offiziere mit Beschlag belegt hatten und zu dessen Behauptung eine tägliche Wachtmannschaft kommandiert wurde.

Daneben zeigen die Tagebücher andere Eigentümlichkeiten unserer Volksgenossen. Unter den zahlreichen Quellen über den Aufenthalt in Moskau findet sich gewiß kaum eine, die nicht vom Kreml redete. Auch die Franzosen haben diesen fleißig besucht. Aber sie fesselt mehr das bunte Treiben der Straßen. Sie amüsieren sich über die auf Posten stehenden Gardegrenadiere, die sich moskowitische Pelzpelissen über die Waffenröcke gezogen und Kaschmirshawls als Gürtel um den Leib geschlungen haben. Sie belachen groteske Plünderungsscenen und sprechen über die Mitglieder der französischen Theatertruppe, die der Kaiser für seine Offiziere spielen läßt. Die Deutschen vertiefen sich dagegen mit fast pedantischem Ernst in die Moskauer Geschichte, von der BRANDT einen gewissenhaften Auszug liefert. Sie kennen alles: die Namen der Stadtviertel, von denen der Franzose mit Ausnahme des gründlichen CHAMBRAY kaum eine Ahnung hat, welche Architekten am Kreml gebaut, wieviel Pfund die Glocken in den Türmen wiegen, besonders die berühmte Kaiserglocke, wann sie gegossen wurde, wie sie vom Iwan Weliki

herabstürzte, wie viele Bände die verbrannte Bibliothek des Grafen Buturlin umfaßte, daß die Universität ein Opfer der Flammen geworden ist und, Gott weiß, was sonst noch. Diese Wißbegier unserer Landsleute ist um so merkwürdiger, als die Mehrzahl von ihnen trotz des langen Aufenthaltes Napoleons in der Stadt von dieser verhältnismäßig wenig zu sehen bekam. Denn die meisten Korps, in denen deutsche Truppen waren, haben Moskau nur flüchtig berührt; manche sind kaum hineingekommen. So die Reiterkorps, die hinter Kutusow her geschickt wurden, und die Westfalen, die bei Moschaïsk stehen blieben. Von diesen kamen später nur einzelne in die Stadt, um Lebensmittel einzuholen. Nach dem Erlöschen des Brandes hatte nämlich der Kaiser in seinem Bestreben, die zerrüttete Ordnung einigermaßen herzustellen, neue scharfe Befehle gegen das Plündern erlassen; dagegen wurde den einzelnen Truppen die Erlaubnis gegeben, sich durch abgeschickte Kommandos aus den noch massenhaften Vorräten zu verproviantieren. Auch auf diesen Beutezügen wurde begreiflicherweise mitgenommen, wessen man habhaft werden konnte. Musikmeister Klinkhardt hat einer solchen Expedition beigewohnt:

»Es herrschte ein Durcheinander,« sagt er, »wie ich es nie gesehen. Hier hielt ein Soldat im Kreise aufmerksamer Zuhörer eine gewaltige Rede, dort wurde ein Ehrenhandel ausgefochten; bald ließ ein Musikkorps seine Weisen erschallen, und bald sah man hohe Offiziere Arm in Arm in den Straßen lustwandeln. Aus den Fenstern der Paläste blickten vergnügte Gesichter, und sogar schöne Frauen nickten uns zu. Alles voller Bewegung und voll Lebens. Von der Not des Krieges merkten wir nicht viel, bis wir am Fuße des Kremls anlangten und sich hier unseren Blicken ein anderes Bild bot. Große und breite Straßen waren zu Brandruinen verwandelt; wohin wir schritten, überall rauchende Trümmer, in denen jeder Windstoß eine helle Flamme erzeugte. Erstickender Qualm drang von allen Seiten hervor, und die Greuel des Krieges standen wieder vor unserem entsetzten Antlitz.«

Das Ende des Ausflugs läßt sich erraten: Die Teilnehmer empfingen Oxhofte voll Wein und anderer Spirituosen, daneben Erbsen, Bohnen, Reis, Graupen und Brot. Aber die tapferen

Westfalen hatten sich in Gesellschaft der Franzosen dermaßen berauscht, daß es der ganzen Energie ihres Führers bedurfte, um die gesammelten Schätze in Sicherheit zu bringen.

Daneben hatten diejenigen, die für ein verständiges Wort empfänglich waren, auch mancherlei von den Befürchtungen gehört, die im Heere umgingen: daß NAPOLEON mißmutig im Kreml sitze, daß noch immer hier und da den Soldaten die Häuser über dem Kopfe angezündet, die Lebensmittel vergeudet würden und man, wenn die große Armee nicht bald in ein milderes Klima geschafft werde, bitterem Elend entgegengehe. General SCHELER gibt in einer Meldung vom 12. Oktober diesen Gedanken amtlichen Ausdruck.

Ähnliche Stimmungen und Vorgänge beobachtete auch MARTENS, der mit der württembergischen Infanteriedivision das freilich etwas zweifelhafte Glück hatte, mehrere Wochen in einer Moskauer Vorstadt zuzubringen. Alles in allem doch die beste Zeit während des Feldzuges. Es wurde gesotten und gebraten, auf Wache gezogen, Lektüre getrieben und der Tag vertrödelt. An Lebensmitteln war hinsichtlich der Quantität kein Mangel, an Fischen, Konserven, besonders eingemachten Früchten üppigste Fülle. Auch Gartenprodukte, Kohl, Kraut und Kartoffeln bot die Umgegend im Überfluß. Dagegen war Fleisch in geringerer Menge vorhanden; Brot und Mehl — ein schwerwiegender Umstand — begannen zu fehlen, desgleichen Fourage.

Die Physiognomie der Stadt war etwas freundlicher geworden, wie aus dem Bericht des Musikmeisters KLINKHARDT deutlich hervorgeht. Am Sonntag, den 11. Oktober, fiel einem süddeutschen Offizier, der in den Straßen promenierte, eine Menge festtäglich gekleideter Personen auf. Er sah auch Gruppen von Russen und Franzosen friedlich nebeneinander vor Buden stehen, in denen Getränke, Brot und Würste verkauft wurden. Leichen und tote Pferde waren verschwunden, und Schildwachen standen an den Eingängen noch erhaltener Paläste. Auch weiß LINSINGEN zu melden, daß sich in der späteren Zeit eine Art Verkehr zwischen dem zurückgebliebenen Teile der Einwohner und den Fremden entsponnen habe. Viel ist nicht darauf zu geben, und jedenfalls beschränkten sich die Beziehungen der Einquartierten zu der Be-

völkerung wesentlich auf Bekanntschaften, die sie mit den in Moskau wohnenden Ausländern anknüpften, deren Häuser, im deutschen und französischen Viertel, auch am besten erhalten geblieben waren und mit denen man sich in sprachlicher Hinsicht verständigen konnte. Der bayrische Oberleutnant MURALT wurde von einem deutschen Universitätsprofessor reichlich bewirtet. Die württembergischen Offiziere verkehrten bei einem lutherischen Pfarrer, der sich für den Schutz seines Hauses gegen zuchtloses Gesindel dankbar bezeigte und die Schwaben als von Gott gesandte Retter in der Not auf der Kanzel pries. SUCKOWS Lästerzunge wollte freilich wissen, daß der geistliche Herr seinen Gästen den Kaffee zu teuer verkauft habe. Dagegen berichtet MARTENS einen hübschen Zug von der liebenswürdigen Tochter des Hauses: »Dieses Mädchen heiratete später einen russischen General, und beim Durchmarsch der Russen durch Stuttgart hatten mehrere von uns zwei Jahre später das Vergnügen, sie daselbst zu sehen; die edle Dame gab sich alle Mühe, ihre Bekannten und Wohltäter von Moskau wiederzusehen.«

Wiederholt tauchten Gerüchte über Friedensverhandlungen auf, die der Kaiser mit den Russen führen sollte und zu denen er sich in Erkenntnis der Schwierigkeit seiner Lage auch wirklich entschlossen hatte. Aber in derselben Erkenntnis wußten ihn die Russen hinzuhalten. Der große Mann war in eine Zwickmühle geraten, aus der er sich — zum erstenmal in seinem Leben — nicht herauszuhelfen wußte. Sollte er noch einmal KUTUSOW angreifen, der alsbald nach seinem Zug durch Moskau von der ostwärts führenden Riäsaner Straße nach Süden abgeschwenkt war und bei Tarutino eine bedrohliche Flankenstellung eingenommen hatte?

Die Zustände in seinem ermüdeten Heere ließen ein solches Wagnis als höchst bedenklich erscheinen. Anfangs Oktober überlegte er einen Vorstoß gegen Petersburg, bei der riesigen Entfernung und der Voraussicht, durch die noch dünner bevölkerten Landschaften nördlich von Smolensk ziehen zu müssen, ein gleichfalls ziemlich aussichtsloses Projekt, mit dem ein so erfahrener Feldherr wohl nur spielen konnte. Doch mag mit den in dieser Richtung angestellten Erwägungen ein in denselben Tagen er-

lassener Verproviantierungsbefehl vielleicht zusammenhängen. Prinz Emil von Hessen schreibt darüber in seinem Journal: »Das 2. Bataillon Leibregiments erhielt heute den Befehl, sich auf zwanzig Tage mit Lebensmitteln zu versehen, sich die ihm allenfalls(!) fehlenden Pferde, sodann Ohrenlappen und Pelze auf alle mögliche Weise anzuschaffen und überhaupt alles so instand zu setzen, daß es in kürzester Frist marschieren kann. Diese Order betrifft dem Vernehmen nach die ganze Armee.«

Sie betraf wirklich die ganze Armee. Sonderbarerweise aber wurde diese Maßregel, die doch auf einen baldigen Wiederanfang der Feindseligkeiten deutete, nach der Angabe von Martens dahin ausgelegt, daß man noch recht lange in Moskau bleiben werde. Auch scheinen die Soldaten wenig Lust bezeigt zu haben, den Befehlen, sich mit warmer Kleidung zu versehen, nachzukommen. »Man teilte Leder aus«, sagt der Verfasser des »Buchs vom Jahre 1812«, »um das Schuhwerk auszubessern, und der Soldat lief ohne Sohlen umher; man teilte Tuch aus, und niemand flickte seine Kleidung; man gab den Leuten Bauernpelze, aber sie waren meist voll Ungeziefer, und der Franzose, dem es lächerlich vorkam, sich im Frühherbste mit einem Pelze zu schleppen, warf ihn weg, anstatt ihn zu reinigen und für den Winter aufzuheben.«

Auch die vorsichtigeren Deutschen scheinen von dem Leichtsinn der Franzmänner vielfach angesteckt worden zu sein. Besonders Muralt klagt hierüber sehr bitter. Allerdings gab es besorgte Vorgesetzte, die in dieser Hinsicht für ihre Leute mitdachten. »Worauf ich Wert lege,« schrieb Major v. Lossberg schon am 17. September seiner Frau, »ist, daß die in die Stadt geschickten Detachements mehrere Souterrains mit Tüchern zu Hosen und Mänteln, sowie Leder, worunter viel Juchtenleder, vorzüglich aber Sohlleder zur Fußbekleidung gefunden haben und daß ich habe Handwerkerstuben einrichten können.«

Alles in allem aber blieb die Winterausrüstung trotz der Menge der gefundenen Vorräte weit hinter dem zurück, was die Russen in dieser Hinsicht taten und was der bevorstehende Winter verlangte. Man vermißt hierin Napoleons durchgreifende Energie, und es erscheint nicht ausgeschlossen, daß der dünne Faden der Hoffnung auf Frieden, an den auch er sich immer noch klammerte, ihn das

in diesem Augenblicke Notwendigste nicht mit der erforderlichen Tatkraft ausführen ließ.

Um so sonderbarer, als sich in der ersten Hälfte des Oktober die Anzeichen mehrten, daß die Russen, die durch die ganze Art ihrer bisherigen Kriegführung und die Einäscherung ihrer Hauptstadt eigentlich längst bewiesene Absicht, den Krieg bis aufs alleräußerte zu führen, keineswegs aufgegeben hatten. Wir müssen, um das voll zu begreifen, schon vor dem Abzug der großen Armee die Stadt Moskau verlassen und in der umliegenden Landschaft Umschau halten. Sie wird uns zugleich Gelegenheit geben, über die Lebensverhältnisse der dort in großer Menge stehenden deutschen Truppen allerlei zu erfahren.

Wie gemeldet, war die Mehrzahl der deutschen Hilfstruppen nicht in Moskau selbst geblieben. Vielmehr wurde sie zu den verschiedensten Zwecken verwendet: zur Sicherung der Etappenstraße, zur Bewachung der Hospitäler, zur Beobachtung der in bedrohlicher Flankenstellung im Süden lagernden Russen. So waren die Stiefkinder der großen Armee, die Westfalen, bei Moschaïsk gelassen worden, auf einem besonders exponierten Posten, da die Russen in systematischer Weise darauf ausgingen, durch Angriffe auf die rückwärtigen Verbindungen den Gegner fortwährend in Unruhe und Aufregung zu halten.

Schon jetzt war eine Anzahl von fliegenden Korps tätig, um mit Hilfe der von den Edelleuten angeführten Landbevölkerung einzeln stehende Besatzungen zu überrumpeln, Transporte wegzufangen, auch vor allem die Fouragierungen zu behindern.

Mit welchen Gefahren diese letzteren verbunden waren, ist bei Wedel zu lesen, der am 12. Oktober südlich von Moskau eine solche auszuführen hatte: »Ich ging mit 30 Pferden hinaus«, berichtet er, »unter sorgfältiger Beobachtung aller militärischen Vorsichtsmaßregeln. Nachdem ich etwa zwei Stunden marschiert war, sah ich ein paar große Hunde bei mir vorbeilaufen und in eine Wiese einbiegen. Sie liefen einem Bache zu, blieben dort stehen und zerrten und nagten an etwas, was ich nicht erkennen konnte; ich glaubte, es sei ein totes Tier. Als ich hinkam, sah ich die Leiche eines französischen Trainsoldaten, kenntlich an der hellblauen Uniform. Die Hunde hatten den Bauch der Leiche auf-

gerissen und zerrten die Eingeweide heraus, die sie zerrissen und verschlangen. Wir wendeten uns mit Schauder von dieser Scene. Werden wir auch so enden? dachte wohl mancher, aber niemand sprach es aus. Wir kamen jetzt in ein hochstämmiges Holz und nach etwa zehn Minuten in freies Feld, wo ganz nahe ein Dorf lag. Fast gleichzeitig mit uns fuhren drei zweispännige Bauernwagen aus einem Seitenwege auf das Dorf zu. Die Führer, welche nicht umwenden konnten, entsprangen in den Wald, und wir hatten in demselben Augenblick die Wagen. Wir fanden sie ganz beladen mit den verschiedensten Lebensmitteln: Korn in Säcken, Speck, Brot, Branntwein, dazu einige Stücke Leinwand. Wahrscheinlich hatte man diese Sachen landeinwärts oder zu den eigenen Truppen bringen wollen. Froh, die Wagen zu haben, näherte ich mich dem Dorfe, wo ich Männer zu Pferde, mit Stangen oder Lanzen, hin und her reiten sah, während die Einwohner zu Fuß und zu Wagen so eilig wie möglich aus der entgegengesetzten Seite des Dorfes über die Felder dem nahen Walde zueilten. Die Reiter mit den Lanzen waren die letzten, welche eine Art Arrieregarde bildeten. Die vorangeeilte Patrouille meldete, das Dorf sei verlassen. Wir ritten hinein. Ich ließ 20 Mann absitzen, welche in die Häuser gingen und, da gerade Mittagszeit war, allerlei zubereitete Lebensmittel fanden. Jeder füllte rasch seinen Fouragebeutel; was sonst noch da war, wurde auf die Wagen geworfen, bis sie ganz beladen waren; vieles mußten wir, wegen der Unmöglichkeit des Transports, liegen lassen. Ich trieb zur größten Eile an: es war sicher zu erwarten, daß die Bauern mit herbeigerufenen Truppen zurückkehren würden. Am Saume des Waldes, in welchen die Einwohner geflüchtet waren, bemerkten wir einzelne Reiter, die uns beobachteten.

Nach etwa zwanzig Minuten ließ ich Appell blasen; rasch stürzten die Lanciers aus den Häusern und waren im Augenblick auf den Pferden. Nur der Wachtmeister fehlte. Auf meine Nachfrage bezeichnete mir ein Lancier ein Haus, in welches er gegangen sei. Ich ritt selbst hin mit ein paar Mann und rief seinen Namen; ich hörte ihn rufen, aber er kam nicht. Ich schickte zwei Mann hinein, die auch gleich mit ihm zurückkamen. Er erzählte mir, er sei in dem Hause in eine dunkle Kammer gegangen, in der er Vor=

räte vermutet habe; plötzlich sei hinter ihm die Tür zugegangen und nicht wieder zu öffnen gewesen. Die Lanciers hatten einen großen hölzernen Riegel, von außen zugeschoben, davor gefunden. Der Wachtmeister hatte das Signal gehört und alle seine Kräfte angestrengt, die Tür zu sprengen, aber vergebens. Er war leichenblaß, zitterte an allen Gliedern und war kaum imstande, sein Pferd zu besteigen.

Ich ordnete jetzt den Rückzug mit möglichster Eile an. Voran die drei Wagen, welche von Lanciers gefahren wurden. Das Detachement folgte, alles im Trabe, so rasch die Pferde es leisten konnten. Als die Bauern vom Walde aus unseren Rückzug bemerkten, folgten die Berittenen mit großem Geheul und Flüchen, wagten aber keinen Angriff, eilten vielmehr zurück, wenn ich mit der Arrieregarde Front gegen sie machte, während der Wachtmeister und das Detachement mit den Wagen schnell ihren Rückzug fortsetzten. Wäre ich länger im Dorfe geblieben, so wäre mir wahrscheinlich der Rückweg verlegt und die Bauern hinter mir über mich hergefallen. Sie schienen dies zu erwarten und folgten uns etwa eine halbe Stunde, blieben dann aber plötzlich zurück. Ich schloß daraus, daß wir jetzt über die gefährliche Stelle hinaus seien, auf der wir den Hinterhalt zu fürchten hatten, und nahm, um die Pferde nicht zu ermüden, langsameres Tempo auf.

Ohne von unseren Vorposten bemerkt und angerufen zu werden, kam ich mit meinem Detachement bis an einen Park von 12 Geschützen, und das *qui vive!* des Postens, der dabei stand, war das erste, welches ich vernahm. Welch sorglose Bewachung! Hätte der Feind das gewußt und benutzt, so konnten 30 Kosaken die sämtlichen Kanonen vernageln. Ich verlangte den Offizier zu sprechen und meldete ihm (einem Kapitän), was ich von der schlechten Bewachung bemerkt hatte, und daß berittene Bauern und Kosaken nicht sehr fern seien. Der Mann war aber nicht dankbar, wie ich es erwartet hatte, und antwortete mir kurz: ‚*Monsieur, ne vous occupez pas de mes affaires, ça ne vous regarde pas.*‘ Ich erwiderte ebenso kurz: ‚*Le salut et la sûreté de l'armee est l'affaire de chaque soldat, et parce que vous ne voulez pas m'entendre, je ferai mon rapport du désordre que j'ai trouvé au quartier général.*‘ Jetzt sprach er aus einer andern Tonart und wollte mich begütigen,

ich erwiderte ihm aber: ‚*Monsieur, occupez-vous de vos affaires; le rapport que je trouverai bon de faire me regarde et est mon affaire.*' Damit schieden wir ohne Gruß.«

Nicht jeder war so glücklich wie Wedel. Als am folgenden Tage ein belgischer Offizier, van der Haart, mit einer kleinen Abteilung nach demselben Dorfe geschickt wurde, kehrten nur wenige Versprengte zurück. Sie erzählten, daß der Leutnant auf dem Rückzug an einen Verhau geraten und von allen Seiten mit Gewehrschüssen angegriffen worden sei. »Von van der Haart und einigen zwanzig Husaren hat man nie wieder etwas gehört oder gesehen«, lautet Wedels Schlußwort über die dunkle Geschichte.

Wie die Unglücklichen geendet, vermag man zu erraten. Denn der Kleinkrieg nahm eine Gestalt an, die an die spanischen Feldzüge erinnerte. »Die Soldaten,« sagt wieder Wedel, »erzählten schauerliche Geschichten von verstümmelten, an den Bäumen aufgehängten und gekreuzigten Leichen, welche dieser oder jener gesehen hatte.«

Suckow fand einen ermordeten westfälischen Kurier, dessen Gesichtszüge deutlich verrieten, daß er »nicht als Selbstmörder geendet hatte.« Als anfangs Oktober die unweit Moschaïsk gelegene Stadt Wereia von den Russen überrumpelt wurde, wußten die von dem Überfall Entkommenen nicht genug die Wut zu schildern, mit der die zurückkehrenden Bewohner die gefangenen Westfalen behandelt, die sie, »mit allen möglichen Werkzeugen, die ihnen in die Hände gefallen, massakriert hätten.«

Der Überfall von Wereia, dem von unseren Bekannten der Oberstleutnant v. Conrady zum Opfer fiel, um langer Gefangenschaft entgegenzugehen, beweist, mit welcher Keckheit der Feind vorging. Er beweist aber auch aufs neue, wie groß die von Wedel so bitter getadelte Lässigkeit der Franzosen im Sicherheitsdienst war. Denn vergebens war Junot um Verstärkung der Besatzung des Ortes angegangen worden. Er schickte sie erst, als es zu spät war und die Westfalen in langem verzweifeltem Kampfe, in dem sie gegen die von den Einwohnern geführten Russen das Rathaus von Zimmer zu Zimmer verteidigt hatten, der Übermacht erlegen waren.

Wenn das an einem von noch gesunden und kampffähigen Truppen besetzten Orte geschehen konnte, so vermag man sich die Lage der — namentlich in der Gegend des Schlachtfeldes vom 7. September — zahlreichen einzeln liegenden Hospitäler vorzustellen, wo die Kranken fast schutzlos in offenen Dörfern lagen. Letztere wurden von den Bauern mit Vorliebe angesteckt und samt ihren Bewohnern erbarmungslos niedergebrannt. Aber auch in den festeren Klöstern und Schlössern mußten oft genug die Halbgenesenen ihre schwerkranken Brüder gegen die wütenden Angriffe der Barbaren verteidigen. Der von seiner Verwundung bei Borodino hergestellte sächsische Premierleutnant Scheffel lieferte vor dem Lazarett von Mokray den Bauern eine regelrechte Schlacht, und nur seiner Geistesgegenwart, die ihm auch später über die Beresina geholfen hat, gelang es, die an Zahl überlegenen Gegner zurückzutreiben. Anlaß zu dem Überfall hatten hier westfälische Soldaten gegeben, die trotz der Einwendungen Scheffels, der es verstanden, sich durch weise Maßhaltung mit den Umwohnern in ein leidliches Verhältnis zu setzen, einen von Bauern eskortierten Lebensmittelzug angegriffen hatten. Die beschränkten Muschiks hatten den Kranken von Mokray zugeschrieben, was die robusten Westfalen verübt, und suchten an jenen dafür Rache zu nehmen.

In eine ähnliche Gefahr wie Scheffel in Mokray geriet auch der preußische Hauptmann v. Schmidt in dem mit mehreren tausend Kranken belegten Kloster Kolotzkoi. Die Abteilung des Hauptmanns Schmidt war eine von den beiden Kompagnien der preußischen Artilleriebrigade, die der Garde zugeteilt waren. Von den Franzosen wurden diese Artilleristen meist als Trainsoldaten benutzt, und so war der Kompagnie Schmidt die Aufgabe geworden, die auf dem Schlachtfeld von Borodino gesammelten Waffen nach Kolotzkoi zu schaffen, dort zu ordnen und, als sie später nutzlos wurden, größtenteils zu vernichten. Zugleich sollte die kleine Schar natürlich dem Kloster als Schutzwache dienen. Auch Kolotzkoi wurde angegriffen, und auch hier hatten nach einem Bericht des preußischen Leutnants und späteren Artilleriemajors Witte Ausschreitungen von westfälischen Truppen die unmittelbare Veranlassung zu dem russischen Angriff gegeben.

Aber solcher von gegnerischer Seite gebotenen Anlässe bedurfte es in der Regel gar nicht mehr, um das aufgebrachte Volk zu Tätlichkeiten herauszufordern. Zwar ist es richtig, daß es einzelnen humanen Männern, die die von Napoleon immer wiederholten Befehle, die Landbevölkerung zu schonen, wörtlich nahmen, gelang, mit dieser einigermaßen auszukommen. Wenn man den Worten des hessischen Leutnants Peppler Glauben schenken darf, so hat es dieser sogar fertig gebracht, deren »Vertrauen und selbst ihre Anhänglichkeit in dem Grade zu gewinnen, daß wir uns in der Mitte dieser wirklich gutartigen Menschen so sicher befanden, als wir es nur in befreundetem Lande hätten erwarten können.«

Jedenfalls war das eine Ausnahme, und Kapitän Peppler sollte leider später Gelegenheit finden, seine anfänglich so günstigen Ansichten über die Russen recht gründlich zu korrigieren. Auch Leissnig, der anfangs Oktober eine kleine Abteilung nach dem in westlicher Richtung von Moskau gelegenen Städtchen Rusa zu führen hatte, begegnete überall haßerfüllten Blicken der Bauern, die ihn auch trotz seines rücksichtsvollen Auftretens bald genug verrieten. Bei Swenigorod, unweit Rusa, von einem fliegenden Reitertrupp angefallen, wurde er nach standhafter Gegenwehr überwältigt und hatte es nur der Großmut eines durch die ritterliche Tapferkeit des Gegners gerührten Kirgisenoffiziers zu danken, daß er mit dem Leben davonkam. Der Vorfall kostete den Sachsen etwa 20 Mann und uns wiederum einen Berichterstatter, da Leissnigs Erzählung mit dem Abgang des Verfassers von der Bühne der kriegerischen Begebenheiten abschließt.

Zu den widerwärtigsten Frohnarbeiten gehörte bei der herrschenden Unsicherheit die Begleitung von russischen Kriegsgefangenen, die mehrmals in größeren Mengen rückwärts geschickt wurden. Bei dem Widerwillen der Gefangenen, den ihnen an Kopfzahl meist unterlegenen Eskorten zu folgen, mußte das Hinlegen auf dem Marsch und das Herausspringen aus den Kolonnen mit dem Tode bedroht werden. Es wurde eine Anzahl Zuwiderhandelnder erschossen. Human empfindenden Transporteuren fiel die Vollziehung dieses harten Befehls um so schwerer, als die armen Kerle oft, von Hunger und Mattigkeit überwältigt, nicht weiter konnten. Sie bekamen wenig zu essen; aber daran

waren nicht ihre Begleiter schuld, denen es in der Regel nicht viel besser erging. So wurden die Gefangenentransporte eine Qual für alle daran Beteiligten, und die zu ihnen kommandierten Offiziere waren heilfroh, wenn sie einen Vorwand fanden, die drakonischen Maßregeln, die ihnen der Dienst vorschrieb, zu mildern, und noch mehr, wenn sie mit den durch Todesfälle und Ausreißen gelichteten Scharen ihrer Schützlinge das gesteckte Ziel glücklich erreicht hatten.

»Am 5. Oktober,« lesen wir in LINSINGENS Tagebuch, »überlieferte mir ein französischer Offizier 468 Gefangene; mein 2. leichtes Infanteriebataillon zählte an diesem Tage noch 4 Leutnants und 180 Mann.

Die Märsche am 7. und 8. Oktober waren höchst anstrengend. Die Gefangenen mußten geradezu fortgetrieben werden. Sie stürzten zu Dutzenden aus Entkräftung zusammen. Ich war gezwungen, sehr oft halten und die Ordnung mit äußerster Strenge wiederherstellen zu lassen. Dadurch erreichte ich erst immer in sinkender Nacht meinen Bestimmungsort. Die Gefangenen hatten seit Moschaïsk nur spärliche Rationen Fleisch von gefallenen Pferden erhalten. Sie waren so ausgehungert, daß sie selbst über Leichen mit Gier herfielen. Bei einer Ruhepause stürzten sich vier Russen in einen Brunnen, um ihre Leiden zu enden. Wie aufreibend dieser Dienst bei Tag und Nacht für mein Bataillon war, ist kaum zu sagen. In Wiäsma traf ich mit 339 Gefangenen ein. Ob die fehlenden 129 Mann alle aus Ermattung liegen geblieben, ob nicht eine Anzahl entsprungen — ich kann es nicht sagen. Ich meldete sofort dem Kommandeur, General BARAGUAY D'HILLIERS, daß mein Bataillon außerstande sei, die Gefangenen weiter zu transportieren. Zu meiner Freude erklärte der General sofort, daß polnische Truppen die Gefangenen übernehmen und meine Leute als Vergünstigung Brot und Schnaps empfangen sollten. Ich dankte Gott, als ich die Gefangenen los war. Zu einem solchen Kommando muß man Nerven von Stahl haben.« LOSSBERG, der diese Gefangenen (es handelt sich offenbar um denselben Transport) von Moskau bis Moschaïsk gebracht hatte, schreibt am 3. Oktober von dorther an seine Frau: »In den fünf Tagen, welche ich auf dem Marsche von Moskau bis hierher zugebracht, habe ich das

menschliche Elend in seiner scheußlichsten Gestalt kennen gelernt, und dem Allmächtigen sei es gedankt, daß ich diese fünf Tage hinter mir habe.«

In welcher entsetzlichen Weise die Russen für das, was ihren gefangenen Landsleuten geschehen, Rache nahmen, wird an andern Stellen dieses Buches erzählt werden. Für jetzt müssen wir zu den Erlebnissen derjenigen unserer Landsleute übergehen, die sich bei der Avantgarde befanden, die unter ihrem Führer MURAT KUTUSOW gefolgt war und nun in der Gegend von Tarutino dem schlauen Alten gegenüberstand. Dieser konnte, während er durch trügerische Vorspiegelungen die Gegner hinhielt, seine gleichfalls stark zusammengeschmolzenen Truppen durch Zuzüge aus nah und fern verstärken, namentlich durch den Zugang von Kosaken, die gerade jetzt in die ihnen von Natur angewiesene Rolle passend eintraten. Sie bestand darin, die halb ruinierte Kavallerie ihrer Feinde durch fortwährende Beunruhigung völlig aufzureiben, was ihnen dann ermöglichte, auf dem Rückzug auch das ungeschützte Fußvolk nach und nach zu Tode zu hetzen. Es wiederholt sich hier im großen, was wir in kleinerem Maßstabe schon bei anderen Gelegenheiten beobachten konnten.

UNTER MURATS REITERN BEI TARUTINO.

Das Leben bei der Armee Murats in der Zeit zwischen dem Durchzug durch Moskau und dem ersten ernstlichen offensiven Versuche der Russen, der am 18. Oktober erfolgenden Schlacht bei Tarutino, ist im ganzen einförmig. Die Signatur dieser etwas mehr als vierwöchigen Periode ist die fast völlige Auflösung der deutschen (so wie auch der andern) Reiterregimenter. Sie haben es noch schlechter gehabt, diese braven Reiter, als die übrigen Truppen der Hauptarmee, da ihnen weder vergönnt war, an den Schlemmertagen des Moskauer Karnevals teilzunehmen, noch auch wie die in der näheren Umgegend der Zarenstadt liegenden wenigstens ein paar Wochen lang einer verhältnismäßigen Ruhe zu pflegen. Da die Pferde sich in gleicher Lage befanden, so geschah, was nicht ausbleiben konnte.

Anfangs hatte man die Spur der Russen verloren, und es gab ein Hin- und Herziehen, »ein nutzloses Herumlagern und Marschieren«, dessen Ursache der gemeine Mann nicht recht begriff und das ihn mißmutig und verdrossen machte. Schlechte Laune blickt uns daher aus den Berichten fast sämtlicher Teilnehmer des Zuges entgegen, der sich immer aussichtsloser gestalten sollte. Nur bisweilen erheitern sich die Gesichter, wenn ein verspäteter Transport eintrifft oder ein nach Moskau entsandter Kamerad allerlei gute Sachen von dorther mitgebracht hat. Die alle Dinge grau in grau malende Gemütsstimmung hat Meerheim zum Ausdruck gebracht, wenn er sagt: »Was den noch aktiven Teil der Brigade Thielmann betraf, so waren zwar die hinter Moskau folgenden Marschanstrengungen nicht so außerordentlicher Art, daß dieselben an und für sich auflösend hätten wirken können. Da aber die Folgen der vorhergegangenen Übelstände und Mißgeschicke durch nichts wieder ausgeglichen werden konnten, indem die Lebenskräfte zu stark angegriffen worden waren und überdies täglich zunehmender Mangel an Unterhalt für Mann und Pferd hinzutrat, auch eine winterähnliche, rauhnasse Witterung noch die letzte Kraft mit zerstören half, zeigte jedes neu werdende Tageslicht nur immer erhöhtes Elend, und mit jedem Ausrücken hatte die Zahl der Kampffähigen Abgang erlitten. Bei den Mann-

schaften kündigte sich bereits ein gewisser Stumpfsinn an, in welchem sie nur als gedanken- und geistlose Maschinen, bloß aus militärischer Gewohnheit, instinktmäßig dasjenige noch mühsam vollbrachten, was von ihnen zu fordern der Drang der Umstände erheischte.«

Die Gegend blieb zunächst fruchtbar. »Wir passierten Waldungen mit herrlichen Holzungen,« bemerkt Roos, »besonders Eichen, trafen viele und reiche Landgüter und schöne Saatfelder, wo Korn und Buchweizen noch auf den Halmen standen.« In größerer Entfernung von Moskau wurde das Land öder; doch gelangte man später nach Kaluga zu wieder in reichere Landschaften. Weitere Beutezüge erschwerte aber neben den uns bekannten Gründen jetzt auch schon die numerische Schwäche der Reiterkorps, in denen die Regimenter auf 100 und bald auf 50 Pferde herabsanken, so daß man in den Gefechten alles in einer Linie aufmarschieren lassen mußte, um den Feinden nicht schon aus der Ferne die jämmerliche Kleinheit der Bestände zu verraten. Dennoch haben diese Reiterhäuflein dem Feinde zu imponieren gewußt, und es ist eben kein rühmliches Zeugnis für die im Vergleich zu ihnen glänzend berittene russische Kavallerie, daß sie sich von jenen auch jetzt noch imponieren ließ.

Wenn es in den offenen Kampf ging, schienen Unlust und Verdrossenheit verschwunden, und selbst die Gäule kamen wieder in Feuer, als ob auch sie sich der Verpflichtung bewußt gewesen, alles daran zu setzen, um die Ehre der Waffen einem überlegenen Feinde gegenüber hochzuhalten. Waren sie des Morgens kaum zum Aufstehen zu bewegen gewesen, so »zeigten sie«, sagt Wedel, »während des Gefechtes übernatürliche Kräfte. Desto größer war die Ermüdung nachher.«

In mehreren Gefechten, bei Tschirikowo (29. September), Woronowo (4. Oktober) usw., war die Reiterei der Verbündeten noch angriffsweise aufgetreten, an den beiden genannten Tagen im ganzen siegreich, obwohl »viele Leute bei den Chargen stürzten und (aus Mattigkeit) nicht folgen konnten, wenn wir geworfen wurden.«

In diesen Gefechten waren auch die preußischen Regimenter günstig aufgefallen. Namentlich aber an einem weniger glück-

lichen Tage, dem 3. Oktober, wo die 2. Division des 2. Reiterkorps beim Debouchieren aus einem vor dem Dorfe Marisinna gelegenen Walde von feindlicher Kavallerie überraschend angefallen wurde. Die Geistesgegenwart des Majors v. WERDER trug hier dazu bei, daß der Rückzug der Division in das schützende Gehölz, wenn auch in großer Unordnung, noch bewerkstelligt werden konnte, worauf der französische General EXELMANS aus einigen in dem Walde selbst postierten Geschützen pêle mêle auf Freund und Feind schießen ließ, was die nachsetzenden Russen zum Einhalten zwang.

Auch die Haltung der sächsischen »Brigade« — wenn man sie so noch nennen will — bei Woronowo verdient Anerkennung. »Laut kameradschaftlichen Angaben«, schreibt MEERHEIM, der einer Verwundung halber selbst nicht zugegen war, »umschwärmten mehr denn tausend Kosaken die schwache Linie. Sie prallten in dichten Haufen wild und regellos bis fünfzehn Schritte an die Front nahe heran. Anstatt also ihren Chok taktisch regelrecht zu vollführen, wobei ihnen das ganze Häuflein zur gewissen Beute werden mußte, begnügten sie sich, durch flüchtiges Umschwärmen nur unbequem zu werden und durch unaufhörliches Pistolen- und Karabinerfeuer zu wirken, was selbstverständlich nicht bedeutende Erfolge haben konnte. Den Unsrigen ward diesem Verhalten gegenüber die strengste Ruhe anbefohlen, so gern auch jeder sich persönlich mit diesen quecksilbrig flüchtigen Streitern gemessen hätte. Dieses tatenlose Stillhalten, so erbärmlich neckenden Angriffen gegenüber, machte jene Gefechtsmomente für die Brigade zu den peinlichsten und unerquicklichsten des ganzen Feldzuges. Ebenso gewiß dürfte aber auch feststehen, daß nur eine solche Zurückhaltung imstande war, den schwachen Truppenkörper vor gänzlicher Vernichtung zu retten. Die sichtbare Unentschlossenheit des Feindes wandelte die anfängliche kühle Gleichgültigkeit des Generals THIELMANN endlich aber zur kühnsten Verwegenheit, so daß er am Ende selbst den Befehl zum Angriff ergehen ließ, keck und entschlossen mit seiner dünnen Linie in Front vorrückte und augenblicklich die beabsichtigte Wirkung erzielte. Denn der Feind, durch diese unvermutete Kühnheit überrascht, stob in schnellster Flucht zurück, sammelte

sich zwar in gesicherter Ferne wieder, um seinen Angriff wütender und geschlossener zu erneuern, aber die darauf antwortende eherne Ruhe der Brigade ließ jeden Versuch scheitern. Die geschlossene Unbeweglichkeit gut geschulter Soldaten triumphierte über die furioseste Behendigkeit regelloser Horden«.

Einen belebenden Einfluß auf die oft niedergedrückten Gemüter übte Murat, dessen Persönlichkeit in dieser Zeit in ihrem vollen Zauber erscheint, der auch auf den Feind Eindruck machte. Ségur mag in dem glänzenden Roman, den er über 1812 geschrieben, diese Dinge etwas übertrieben haben, wenn er sie so darstellt, als ob die Kosaken von ihrem ritterlichen Gegner fast Befehle angenommen hätten. Etwas realistischer haben deutsche Augenzeugen die Vorgänge geschildert. Da sehen wir, wie die Söhne der Ukraine sich mit dem an Reiterkünsten ihnen noch Überlegenen auf dem Blachfelde tüchtig herumjagen: »Heute kommst du nicht davon, Zar!« sollen sie ihm bei Tschirikowo zugerufen haben, wo er sich einmal wieder besonders verwegen exponiert hatte. Diesmal wurde er von einem polnischen Kapitän gerettet, den er auf dem Schlachtfelde zum Baron ernannte. Brandt berichtet über die Scene und daß der arme Pole, als er 1816 nach Warschau zurückkehrte, durch den Sturz des Königs Baronie und Dotation verloren hatte.

Auch den andern Truppen gegenüber zeigte Murat freundliche Huld, bedauerte sie wegen ihres schlechten Essens, das er im Vorübergehen kostete, ließ sich von den Württembergern des reitenden Jägerregiments Herzog Louis,[1] als für sie eine Herde elender, vom Njemen her getriebener und abgetriebener Kühe und Schafe angekommen ist, gelegentlich ein besseres Stück für seine Tafel ausbitten, an der man schon wie Hasen gespickte Katzen verzehrte, und bewies auch kleinen militärischen Vergehen tapferer Leute gegenüber eine hochherzige Nachsicht. So hatte

[1] Dieses »Regiment« bestand nach Roos am 16. Oktober, also zwei Tage vor der Schlacht bei Tarutino, außer dem Kommandeur noch aus zwei Stabsoffizieren, einem Stabsrittmeister, fünf Leutnants, vier Wachtmeistern, fünf Unteroffizieren und sechzehn Jägern. Außerdem zählte es an Nichtkombattanten noch einen Oberarzt (v. Roos), einen Unterarzt, einen Krankenführer, zwei Fahnenschmiede und einen Offiziersbedienten.

sich Wedel einmal auf Vorposten mit einem russischen Husaren=offizier in ein Gespräch eingelassen. Das war gegen das Verbot des Königs, der in diesem Augenblick gerade herangesprengt kam und den Leutnant anfangs hart anließ. Nun hatte aber dieser, wie hier nachträglich bemerkt werden mag, am 27. August während des Marsches von Smolensk auf Moskau bei Ribiky unter Murats Augen eine glänzende Attacke gegen russische Tirailleurs aus=geführt und war auf des Königs Veranlassung für den Orden der Ehrenlegion vorgeschlagen worden. Als nun Wedel seinen Namen nannte, entwölkte sich sogleich die gerunzelte Stirn des Helden, und mit einem freundlichen: »Lassen Sie sich nicht wieder erwischen!« sprengte er von dannen. Der Leutnant benutzt diese Gelegenheit, um den von ihm hochverehrten Reiterführer auch nach seinem Äußern zu schildern. Da die Skizze manchen besonderen Zug aufweist, so mag sie hier eingefügt werden: »Murat war auf seine ihm eigentümliche phantastische Art ge=kleidet. Er ritt einen sehr edeln Schimmel und trug eine soge=nannte polnische Kurtka von hellblauem Sammet, die bis aufs Knie reichte, mit goldenen Schnüren besetzt, dunkelrote Mamelucken=hosen mit goldenen Tressen, weiße Stulphandschuhe und einen dreieckigen Generalshut mit weißen Federn. Unter dem Hute steckte auf der Stirn etwas Papier, anscheinend eine Zeitung, wahrscheinlich weil er an der Stirn schwitzte und das Papier den Schweiß einsaugen sollte. Auf dem Pferde lag ein sogenann=ter Froschsattel von rotem Sammet und eine Schabracke von demselben Stoffe, mit Gold gestickt. Der Hals des Königs war bloß und zeigte einen stark hervortretenden Kehlkopf; ein aus=gezackter Kragen von weißem Zeuge fiel über den niedrigen Um=schlag der Kurtka zurück. Ein starker schwarzer Backen= und Schnurrbart gab seinem Gesicht mit den lebhaften Augen und regelmäßigen Zügen einen besonders kriegerischen Ausdruck. Sonderbar kontrastierten damit goldene Ohrringe und hinter jedem Ohre eine lange herabhängende *tire=bouchon*=Locke. Dieses Kostüm trug er, als er mich rief. Zuweilen trug er auch ein Barett mit Diamantagraffe und hohem Reiherbusch; nur einige Male habe ich ihn in Marschallsuniform gesehen.«

Wenn dieser stolze Reiter, wie es bei Woronowo geschah, eine

feurige Anrede hielt, mit der Erinnerung, »daß sie Franzosen wären« — für ihn waren sie ja alle »Franzosen« — die schon so vielen Siegen ehrenvoll beigewohnt, so wirkte das ausnahmslos »elektrisierend«. Aber wenn man dann wieder trübselig im Lager saß, so gewannen andere Empfindungen die Oberhand. Hier ist Regimentsarzt Roos ein klassischer Zeuge, der nicht in der kecken Sprache des Kavallerieoffiziers, nicht im Theaterdonner Muratscher Standreden spricht, sondern in schlichten Worten die herrschenden Stimmungen mitteilt. »Eine Pfeife Tabak«, heißt es bei ihm, »und unsere Unterhaltungen machten uns, um ein Feuer gelagert, die kalten Nächte minder beschwerlich. Die Unterhaltungsgegenstände waren sehr mannigfaltig; jedoch belebte sie kein Frohsinn, keine Heiterkeit. Reinhardt[1] und einige andere Offiziere gaben, auf die Verheißungen des großen Mannes in Moskau bauend, immer Trost und weckten den Mut derer, die aus unserer schlimmen Lage einen noch schlimmeren Ausgang voraussehen wollten. ‚Solange dieser lebt und am Ruder steht', sagte v. Reinhardt, ‚darf man immer auf Glück bauen und hoffen'. Die meisten Unteroffiziere und Soldaten hingegen sprachen dazu: ‚Ihr Herren tut eure Pflicht, indem ihr der schlimmen Sache eine bessere Gestalt zu geben sucht; allein eure Worte sind nicht eure Gedanken!' Dreister als diese noch waren die Frauen, die uns den Kaffee bereiteten und miteinander in erbitterten Reden wetteiferten. ‚Der da, der sich in Moskau mit seinen Garden gütlich tut und uns hier vor Hunger verschmachten und vor Kälte erfrieren läßt — wann wird der Wort halten!' ‚Ja', unterbrach die eine die andere, ‚ja, dieser Napoleon hat uns immer nur goldene Berge und schöne Länder zu Winterquartieren versprochen, aber nicht Wort gehalten; er wird es vielleicht tun, wenn es zu spät ist und wir längst vor Elend umgekommen sind'. Wir vergönnten den Frauen ihre Freiheit, sich vom Drucke ihrer Meinungen zu entledigen; von unserer Seite aber wagte es keiner, etwas ähnliches zu äußern.«

Hin und wieder klang trübe Kunde aus der Ferne herüber. Die vom Njemen gekommenen Viehtreiber hatten sie mitgebracht. Sie erzählten von der Unordnung, die im Rücken des Heeres herr-

[1] Rittmeister im Regiment Herzog Louis.

schen sollte, frischten auch die traurigen Bilder vom Schlachtfeld von Borodino auf, an dem sie vorbeigekommen. Die Hoffnung auf Frieden war noch immer nicht ganz geschwunden. Man sah oder hörte, daß Unterhändler durchgekommen; General LAURI-STON, den der Kaiser zu KUTUSOW geschickt hatte. Auch MURAT hatte allerlei mit den Russen zu verhandeln; aber die Nachrichten, die ein von ihm ins feindliche Lager geschickter polnischer Oberst von dort mitteilte, lauteten freilich wenig tröstlich. Denn der Kosakenhetman PLATOW und andere hohe Offiziere, die er gesprochen, hatten dem Obersten offen gesagt, daß für sie der Krieg »jetzt erst recht ernstlich anfange.« Auch hörte man drüben fortwährend exerzieren und kanonieren. Es waren die eingetroffenen Rekruten und Milizen, die, zum Teil noch mit Piken bewaffnet, eben eingeübt wurden.

Sonst hatte in den letzten 14 Tagen bei Tarutino eine Art von Waffenruhe geherrscht, die am Morgen des 18. in einer für die Franzosen recht unliebsamen Weise gestört wurde. Schon zwei Tage vorher hatten Kosaken einen Angriff auf ein zu MURATS Armee gehörendes polnisches Regiment gemacht. Aber trotz dieses Warnungszeichens und obwohl er vom Kaiser die Erlaubnis hatte, sich nordwärts auf Woronowo an die schon im Abmarsch aus Moskau begriffene große Armee heranzuziehen, war der sorglose Gaskogner in seiner unbegreiflichen Stellung Tarutino gegenüber noch stehen geblieben.

Ein Blick auf jede etwas bessere Spezialkarte genügt, um den Leichtsinn des Königs von Neapel einzusehen. Sein Heer stand an dem die Straße von Spas Kuplia nach Tarutino (die alte Moskau-Kalugaer Straße) durchschneidenden, der Nara zufließenden Bache Tschernischnia, aber nur teilweise durch diesen gedeckt, da der linke Flügel bei dem Dorfe Teterinka vorwärts des kleinen Flusses postiert war. Auf diesen richteten daher die Russen unter BENNIGSEN den ersten Angriff, während KUTUSOW mit der Hauptarmee dessen Resultate einstweilen abwartete, um erst später einzugreifen.

Die Überraschung des Gegners gelang nicht so vollständig, wie sie hätte gelingen können, aber sie gelang doch. Der preußische Fragmenteschreiber hat eine Darstellung der Vorgänge ge-

geben, die an Lebendigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Sie veranschaulicht zugleich, wie MURATS Geistesgegenwart sich den Verhältnissen gewachsen zeigte und wie der General den Fehler des Strategen zum Teil wieder ausglich: »Während wir im Lager an nichts weniger als an einen allgemeinen Angriff dachten, setzte der russische Oberfeldherr in der Nacht vom 17. zum 18. Oktober die ganze Armee über die Nara. Dort sollte sie, hinter Gebüschen verdeckt aufgestellt, mit Anbruch des Tages über uns herfallen. In der Nacht entstand jedoch Verwirrung unter ihnen; viele Kolonnen verfehlten ihre angewiesenen Sammelplätze oder trafen nicht zur bestimmten Zeit dort ein, weshalb aus dem beabsichtigten Frühangriff ein Gefecht bei hellem Tage werden mußte. Unsere Division hatte tags vorher Befehl erhalten, am andern Morgen marschfertig zu sein. Die Pferde standen bereit, eben empfingen die Husaren den letzten Rest des Moskauer Mehls, als ein gellendes Kosakengeschrei die Luft erfüllte. Eilig stieg ein jeder zu Pferde; die Reste der Division rückten aus den Hütten dem Feinde entgegen. Überall wimmelte die Ebene von Kosaken, denen Linienreiterei und Geschütz im Trabe folgten. Links waren sie bereits durch die Polen gesprengt und näherten sich von dieser Seite unserer Flanke. Sämtliche Kavalleristen der Feldwacht wurden mit ihren schlechten Pferden im ersten Augenblick des Angriffs getötet oder gefangen. Nur die Infanterie derselben zog sich fest geschlossen über die Fläche zurück, von den Kosaken dicht umschwärmt, die ein fürchterliches Geschrei erhoben und auf alle mögliche Weise ihren Rückzug zu verhindern suchten. Oft verschwand der Trupp im dichten Gewühl; sobald indes die Infanterie hielt und Feuer gab, stäubten die Kosaken auseinander, worauf jene eilig ihren Rückzug fortsetzte und in völliger Haltung das Defilee bei Winkowo erreichte. Hierauf zog sich Reiterei und Infanterie schnell über den Bach zurück.

Aus dem Lager gerückt, wurde ich zum General BRUYÈRES[1] auf Ordonnanz kommandiert. Mit noch einem Husaren begab ich mich zur Hütte desselben, der eben mit einem verlegenen Gesichte heraustrat und sein Pferd bestieg. Schon sprengten die Kosaken durch das Lager, von denen einer in der Nähe von des

[1] Kommandeur der 1. leichten Reiterdivision (vgl. Einleitung.)

Generals Wohnung von einem Franzosen erstochen wurde. Jetzt galt es Eile, denn der feindliche Andrang verstärkte sich zusehends. Uns beiden gab man einen großen Fourgon, um ihn über das Defilee zu bringen. In dem kleinen Tale wimmelte es, da die Division eben im Begriff war, sich durch dasselbe zurückzuziehen, von Reitern und Wagen. Mit dem gutbespannten Fourgon erreichten wir ohne Anstoß das andere Ufer des Baches. Hier aber kamen wir aus einer mäßigen Verwirrung in eine vollkommene Konfusion. Wie nämlich das Gefecht begann, fing die unübersehbare Bagage, welche hinter der Armee lagerte, an, in großer Eile auf der Straße nach Moskau zurückzugehen. Die Verluste des Krieges hatten diesen Troß stärker wie die Armee gemacht. Aber der Hetman PLATOW hatte mit Kosaken und Reiterei unsern linken Flügel dermaßen umgangen, daß er die flüchtige Bagage umzukehren zwang, die nun mit ängstlicher Hast sich auf die Truppen stürzte. Diese waren eben in der Formation begriffen; es entstand daher im ungünstigsten Augenblick die schrecklichste Verwirrung. Kanonen, Fourgons, Infanterie und Reiterei, Tausende von kleinen russischen Bauernwagen (Tuleikas), Nachzügler zu Fuß und zu Pferde, alles wogte bunt vermischt durcheinander ohne Richtung hin und her. Die größeren Fuhrwerke und Geschütze fuhren im Gedränge die kleineren rücksichtslos nieder. Reiterei und Wagen durchbrachen die Infanteriekolonnen, welche, anstatt mit dem Feinde zu fechten, dem Wirrwarr sich vergeblich zu entziehen suchten. Ein furchtbares Geschrei von Angst und Wut stieg aus der Masse empor. Mit unserm Fourgon trieben wir in dem Tumult, wie ein Stück Treibeis kreisend, bald in dieser, bald in jener Richtung fort. Zum Glück setzten die Russen den wohlbegonnenen Angriff nicht fort, sondern formierten sich am Rande des Baches, von wo aus sie uns mit großem Erfolg beschossen. Dies vermehrte die Unordnung. Im Rücken das Angriffsgeschrei der Kosaken, vor uns die donnernden Geschütze des Feindes. Hätte der Feind ohne Aufenthalt das Defilee überschritten, er würde keinen Widerstand gefunden haben, der Untergang der Armee mußte die Folge sein. Während der großen Verwirrung kam der König von Neapel aus seiner Wohnung gesprengt bei uns an; er fluchte und warf einige Blicke auf den

Feind, dann auf seine mit Bagage und Nachzüglern kämpfenden Truppen. Da es für mich in diesem Augenblicke viel wichtiger war zu sehen, was ein solcher Mann in der vorliegenden Lage zu seiner und unserer Rettung beginnen würde, als den mir übergebenen Fourgon zu verteidigen, so überließ ich selbigen meinem Kameraden und jagte hinter dem Könige her. Bald gewahrte er eine im Gewühle sich windende Infanteriekolonne, setzte sich an die Tete derselben, die er gerade gegen den Feind vorführte, bis sie ganz aus dem Gedränge heraus war. Hierauf führte er sie quer über die Straße hinaus, ließ Front machen und das Gewehr abnehmen. Nachdem er so die Straße gesichert hatte, sprengte er nach dem linken Flügel, wohin ihm mein erschöpfter Rappe nicht weiter folgen konnte. Noch hoffte ich den mir anvertrauten Wagen bei schleuniger Rückkehr wieder zu finden, doch suchte ich vergeblich im Gedränge umher. Es war unmöglich, im dichten Gewühl eine beliebige Richtung zu verfolgen, man mußte mit der Masse forttreiben oder wurde von ihr niedergerannt. Durch die herrschende Unordnung ermuntert, fingen die Nachzügler und Zerstreuten an, zuerst die kleinen, im Zusammentreffen mit den großen Fuhrwerken gescheiterten Tuleikas zu plündern, bald wagten sie sich an größere, wobei ihnen ebensowenig ein Hindernis aufstieß. Jetzt begann, durch den Erfolg ermuntert, eine allgemeine Plünderung, die sich, wie eine unbedeutende Flamme vom Orkan erfaßt, mit heilloser Schnelligkeit verbreitete. Das Gefecht, die einschlagenden Kugeln, die Kosaken, alles wurde von diesen betriebsamen Leuten vergessen, und hätten sie so gefochten, wie sie plünderten, es wäre den Russen der unternommene Angriff übel bekommen.«

Auch in anderer Hinsicht ist dieser Bericht nicht ohne Interesse. Er zeigt den schlimmen Einfluß des Nachzüglerwesens, dessen Folgen auf dem nun beginnenden Rückzuge bald verderblich hervortreten werden. Er zeigt aber auch die Ungeschicklichkeit der Russen, die sich selber das Konzept verderben. Da infolgedessen Bennigsens Erfolg nur ein zweifelhafter war, hielt sich Kutusow im Hintergrunde, und Murats Truppen kamen mit verhältnismäßig geringem Verluste davon. Aber in welcher Verfassung? Der aus dem Lazarett zurückkehrende Meerheim

begegnete den deutschen Regimentern von der Division Lorge in einem Walddefilee, das sie auf dem Rückzug nach der Schlacht zu passieren hatte und dank der Langsamkeit des Gegners auch glücklich passierte: »Nicht viel über 50 Pferde stark, stand die Brigade Thielmann in einem Gliede aufmarschiert, die Westfalen nicht viel stärker. Die Mannschaft mit hängendem Haupt, bleich und abgezehrt, schmutzig und abgerissen, auf kaum noch Pferden ähnlichen Gestalten.«

In dieser Verfassung zogen die Reiter dem russischen Winter entgegen.

Denn der Kaiser war aus Moskau endlich aufgebrochen. Vom 15. ab verließen Heeresteile der großen Armee die Stadt; in der Nacht vom 18. zum 19. Oktober — genau ein Jahr vor dem Abende der Niederlage bei Leipzig — hat der Kaiser zum letzten Male im Kreml genächtigt.

Der Aufenthalt in Moskau war unhaltbar geworden. Die Überzeugung von der Vergeblichkeit aller Friedensunterhandlungen mit dem Feinde, gegen die er sich bis zuletzt gewehrt, und die immer ernster lautenden Nachrichten von seinen Flügelheeren hatten dem kühnen Eroberer in der Zarenburg unerbittlich die Tür gewiesen.

BEDROHLICHE NACHRICHTEN VON DER RÜCKZUGSLINIE. WEITERES LEBEN UND LEIDEN AN DER DÜNA. DAS KORPS VICTORS. DIE SACHSEN UNTER SCHWARZENBERG.

Jetzt, wo die große Armee ihren Auszug aus Moskau hält, um einen Weg voll unerhörter Leiden anzutreten, wird es an der Zeit sein, auch wieder einiges über die Flügelheere zu sagen, für die um diese Zeit ebenfalls die eigentliche Notstandszeit beginnt. Zugleich wird diese kurze Betrachtung dem Leser eine Vorstellung von der Gefahr geben, die das zurückgehende Heer bedroht und schon jetzt ihre Schatten vorauswirft. An der Düna hatten während des Septembers die Waffen geruht. Der große Fehler, der französischerseits begangen wurde, als man sich von dem Gegner die Initiative entwinden ließ, war nicht wieder gutzumachen gewesen. Während sich Wittgenstein durch Nachsendungen fortwährend verstärkte und auch das früher erwähnte Korps Steinheils von Riga heranziehen konnte, so daß er Mitte Oktober über 50000 Mann verfügte, waren St. Cyrs Kräfte auf etwa 20000 zusammengeschmolzen. Im besondern hatte die Zahl der Bayern, obwohl noch eine kleine Ergänzungsmannschaft zu ihnen gestoßen war, im September abermals um fast 3600 Mann abgenommen. Sie waren zu schwach geworden, um die bisher von ihnen verlangte Zahl an Mannschaften für die Vorposten zu stellen, so daß diese in der letzten Zeit herabgesetzt werden mußte.

Inzwischen hatte St. Cyr, eines baldigen unausbleiblichen Angriffes gewärtig, seine Stellung um Polozk nach allen Seiten hin befestigt. Eine Reihe von Schanzen war aufgeworfen. Nr. 1 und 2 dieser Redouten, am Eingang der nördlichen Vorstadt gelegen, waren mit bayrischen Geschützen armiert und von der 1. und 2. Brigade der 20. (früher Wredeschen) Division besetzt, die jetzt von dem Generalmajor Grafen Beckers befehligt wurde, während Wrede nunmehr das Kommando über die gesamten Bayern führte. Die 3. Brigade der 20. Division unter Ströhl — nur noch 700 Mann — stand noch immer auf dem linken Dünaufer bei Disna,

in einer sehr exponierten Stellung, da Wittgenstein das von Riga gekommene Korps Steinheils in dieser Gegend über den Strom gehen ließ, um St. Cyr in den Rücken zu fallen. Sie hat sich heldenhaft dort geschlagen, im Verein mit französischen Truppen, die der Marschall ihr zur Unterstützung sandte. Die nach Deroys Tode von dem General Lamotte befehligte 19. bayrische Division stand oberhalb von Polozk bei Rudnia, wo zum Schutze gegen einen Übergang der Russen in dieser Gegend ein freilich unvollendet gebliebener Brückenkopf errichtet worden war.

Nach einem Vorgefecht am 17., in dem das 1. Bataillon des 1. Schweizerregiments einen vorgeschobenen Posten bei der Kapelle von Ropna standhaft verteidigt hatte, griff Wittgenstein die Franzosen am 18. auf der ganzen Linie an, und es kam zu der zweiten Schlacht bei Polozk, die wir ebenso wenig wie die erste im Detail beschreiben wollen. Aus den wütenden Kämpfen, die sich da abspielten, mag nur so viel mitgeteilt werden, daß die Russen schon in die Gräben der einen Redoute gedrungen waren, als Wrede sie aus unmittelbarster Nähe — 7= bis 800 Schritt, sagt der dabei anwesende Gravenreuth — mit einem mörderischen Feuer empfing. *Vive l'artillerie bavaroise!* riefen die Franzosen, die dadurch Luft bekamen. Der vereinigten Tapferkeit der Verbündeten, nicht zuletzt auch der Schweizerregimenter des 2. Korps, gelang es, den Feind mit schwerem Verlust bis an den uns von früher her bekannten Edelhof Prismenitza zurückzuwerfen, so daß Wittgenstein am 19. Ruhe hielt, zumal er die Erfolge Steinheils auf dem linken Dünaufer abwarten wollte. Hier hielten die Franzosen mit der Brigade Ströhl am 19. einer acht= bis zehnfachen Übermacht gegenüber stand. Die bayrische Brigade verlor an diesem Tage von ihren 700 Mann über die Hälfte. Wie reduziert die einzelnen Truppenteile waren, ersieht man aus einer Mitteilung Schrafels. Das 5. Infanterieregiment, bei dem dieser stand, zählte vor dem Kampfe noch 100 Mann; seine (6.) Kompagnie nur vier Offiziere, acht Unteroffiziere und sieben Gemeine. Kurz nach der Schlacht mußten sämtliche Unteroffiziere als Gemeine eintreten, da von letzteren keiner mehr übrig war.

Schritt für Schritt zurückweichend, waren die Reste der Franzosen und Bayern bis in die Nähe der Polozk gegenüberliegen=

den Vorstadt Klein-Polozk gedrängt worden. Da die Russen somit fast im Rücken des an der andern Seite verbliebenen Hauptkorps standen, so ließ St. Cyr, um nicht abgeschnitten zu werden, den General Wrede über den Fluß gehen. Diesem gelang es, die überlegenen Russen eine Strecke weit zurückzuwerfen.

Inzwischen war der Marschall zu der Überzeugung gelangt, daß er sich auf dem rechten Dünaufer nicht länger werde halten können. Als kluger Feldherr suchte er, wie in der ersten Schlacht bei Polozk, den Feind über seine Absichten zu täuschen, was einem Draufgänger von Wittgensteins Art gegenüber Erfolg versprach. Den starken Nebel des Abends benutzend, wollte er mit seiner ganzen Macht auf den seit langer Zeit geschlagenen Schiffbrücken die Düna im stillen überschreiten. Den genialen Gedanken des Führers durchquerte die Ungeschicklichkeit eines Subalternen, der das Hüttenlager einer französischen Division anzünden ließ. Beim hellen Schein des Feuers erkannten die Russen die Rückzugsbewegung des Gegners und begannen sofort die Stadt Polozk zu stürmen. Der schweizerische Oberleutnant Legler berichtet, daß die Aussagen von Desserteuren das Signal zum Angriff gegeben hätten. Die Schweizer hatten einen Teil der Stadtbefestigung zu verteidigen, was mit großem Geschick von ihnen ausgeführt wurde. In den Gräben häuften sich die Leichen des feindlichen Fußvolkes, das, von Branntwein berauscht und von den Piken der Kosaken im Rücken gekitzelt, herausgerast kam. Noch um Mitternacht machte eines der Schweizerregimenter einen mutigen Ausfall.

Endlich gelang es aber den Feinden, in Polozk einzudringen. Wieder brannte eine der russischen Städte nieder, während Schlachtgebrüll in ihrem Innern tobte, da die Russen um jeden Preis Herren des Ortes werden wollten, die Angegriffenen sich bis zum Abzug ihrer über die Brücken rasselnden Geschütze und Wagen darin zu behaupten suchten. »Jeder Teil des Pfahlwerkes, jede Ruine«, schreibt der bayrische Auditeur Hofreiter, »Dächer und Fenster schon von den Flammen ergriffener Häuser dienten, um die andringenden Russen durch wirksames Feuer zu vernichten; sie stürzten zu Hunderten von dem aus diesen Erhöhungen herabstürzenden Kugelregen zu Boden. Die dunkle, von den

lodernden Flammen zum hellen Tag erleuchtete Nacht ertönte laut von dem Hurra der Stürmenden und dem Angstgeschrei der Juden unter der unaufhörlichen Füsillade. Aus manchen der von unsern Verwundeten und Kranken angefüllten brennenden Häuser und Scheunen vernahm man noch das Ächzen, die Verwünschungen oder Gebete der Sterbenden in furchtbarer Harmonie.« »Nie werde ich die Nacht vergessen,« sagt auch Hauptmann Maillinger, »in der ich alle Greuel des Krieges, die nur vorkommen können, kennen lernte.« Noch in den Straßen der Stadt selbst hatten, wie der vorhin erwähnte Leutnant Legler berichtet, »zwei Schweizer Regimenter mit dem Bajonett drei oder vier Anfälle abgewehrt, während bis 4 Uhr das linke Ufer der Düna durch die übrigen Truppen in der besten Ordnung und Stille erreicht wurde.« Die letzten der Verteidiger sollen auf Kähnen über den Fluß geholt worden sein.

So war es St. Cyr doch noch gelungen, seinen Zweck zu erreichen, dank der Standhaftigkeit seiner sämtlichen Truppen, Franzosen, Schweizer und Bayern, die an Hingabe miteinander gewetteifert hatten. Die letzteren hatten auch am folgenden Tage noch einen harten Kampf zu bestehen. Abermals gegen Steinheil, da Wittgenstein noch nicht über den Strom konnte. Denn es war seinem Gegner geglückt, auch die Brücken rechtzeitig zu zerstören. Den Angriff gegen Steinheil unternahm auf des Marschalls Befehl Wrede, dem er Gelegenheit zu einer neuen hervorragenden Waffentat gab. In drei Kolonnen — er selbst in der Mitte, Ströhl zur rechten, links der französische General Amey — ging Wrede mit einer aus Regimentern des 2. und 6. Korps gemischten Streitmacht vor, warf die Russen in erbitterten Kämpfen, bei denen namentlich das Bajonett gebraucht wurde, weit zurück und nahm ihnen die unter den Umständen gewiß überraschende Zahl von 2000 Gefangenen ab.

Sergeant Schrafel erzählt, wie er und das kleine Häuflein seiner Regimentskameraden in Erstaunen gerieten, als sie eine lange Schar in grauen Mänteln aus einem Walde herauskommen sahen. Vorn ritt auf einem Schimmel der Regimentsadjutant v. Pflumern, der mit 18 Mann 200 Russen eskortierte, die sich dieser Handvoll Menschen ergeben hatten. Natürlich konnte man sie nicht genügend

bewachen, und aus Mangel an Bedeckung fielen sie samt ihren wenigen Begleitern den Kosaken bald in die Hände. Wie sehr der Feind aber doch noch den täglich mehr und mehr dahinschwindenden Gegner respektierte, beweist ein anderer, fast komischer Vorfall, den gleichfalls Schrafel erzählt. In diesen Tagen wurden er und eine Anzahl Kameraden von einer überlegenen Abteilung russischer Husaren und Kosaken verfolgt. Sie flüchteten in einen Wald. Aber vier bayrische Infanteristen, die das schützende Gehölz nicht mehr erreichen konnten, hatten ein Karree formiert und das Bajonett gefällt. Und die Söhne der Ukraine machten vor dem »vierblättrigen Bajonettenkleeblatt« kehrt und sprengten davon.

Dagegen traf die Bayern — wohl kaum durch eigenes Verschulden — in den nächsten Tagen ein schwerer Verlust, der sie tief in ihrer Waffenehre kränken sollte. Vier Tage nach dem rühmlichen Gefechte Wredes fielen die Fahnen des Korps — 22 an der Zahl — den Russen in die Hände. Das war so zugegangen: Nach der Schlacht bei Polozk hatte das französische Heer das linke Dünaufer überraschend schnell geräumt, ohne den Versuch einer Verteidigung zu machen. Wrede, dessen Erfolg gegen Steinheil noch größer gewesen wäre, wenn nicht der bei dem Unternehmen beteiligte General Amey gänzlich versagt hätte, wurde zu seinem Ärger von dem Marschall zurückgerufen. Auch der Brückenkopf bei Rudnia, den die Bayern am 19. tapfer verteidigt hatten, wurde am folgenden Tage von dem General Lamotte vorschnell geräumt. Das schlechte Verhältnis zwischen den französischen Befehlshabern und den Generalen der verbündeten Truppen trieb auch auf diesem Teil des Kriegsschauplatzes böse Früchte. Von St. Cyrs Charakter ist an anderer Stelle die Rede gewesen. Schon ihm gehorchte Wrede höchst widerwillig, der seinerseits ein sehr tapferer Soldat, aber ein schwieriger Untergebener und ein eigenwilliger und zu Rücksichtslosigkeiten neigender Charakter war. Nun war St. Cyr in der zweiten Schlacht bei Polozk abermals schwer verwundet worden, so daß er vom Kommando abtrat und sich für seine Person bald auf den Rückweg begab, auf dem er, nebenher bemerkt, von einer bayrischen Abteilung begleitet wurde, die er an der Grenze ohne ein Wort des Dankes entließ.

An St. Cyrs Stelle trat der Divisionsgeneral Legrand. Unter diesem wollte Wrede schlechterdings nicht stehen. So zog jeder für sich, die Bayern etwas westlich von den Franzosen, in der Richtung nach Wilna zu, für dessen Deckung allerdings gesorgt werden mußte. Mehrmals näherte sich Wrede dem 2. Korps wieder, um dann immer wieder abzuziehen.

Die Zusammenhangslosigkeit und das immer mehr hereinbrechende Elend brachten es dann mit sich, daß der Feind glückliche Überfälle ausführen konnte. Hierher gehört nun auch die Wegnahme der Fahnen, die man zusammengepackt auf einem Wagen fortführte, da es bei der numerischen Schwäche der Regimenter nicht rätlich erschien, sie länger in deren Mitte zu lassen. Bei dem Orte Sedlize, in der Nähe von Babinitzki, wurde der Wagen von feindlichen Dragonern und Ulanen angefallen. Vergeblich hatte der anwesende Auditeur Stubenrauch mehrmals geraten, die kostbaren Feldzeichen zu verbrennen, die nun sämtlich von dem triumphierenden Feinde abgeführt wurden.

Bald darauf trennte sich Wrede völlig von den Franzosen, die ihrerseits die Vereinigung mit dem 9. Korps erstrebten, das unter Victor, Herzog von Belluno, von Smolensk heranzog. Es war das die stattlichste Ersatztruppe, die der großen Armee während des Feldzugs nachgeschoben wurde. Wir wissen, daß auch sie zum größten Teil aus deutschen Kontingenten, der badischen und bergischen und einer sächsischen Infanteriebrigade (den Regimentern v. Low und Rechten), sowie vier deutschen Reiterregimentern, zusammengesetzt war. Das Korps hatte in den letzten Augusttagen die russische Grenze überschritten. Seine ursprüngliche Bestimmung war nach Moskau gewesen. Offiziere und Soldaten auch dieser Truppe hatten von einem Zuge in die weiteste Ferne geträumt und von Ruhm und Ehre, die er ihnen bringen sollte. Schon auf dem Hinmarsch waren diese Illusionen großenteils verflogen. Man ging über Wilna, Minsk, Borisow nach Smolensk. Überall die alten Bilder der Verwüstung und der Blöße. Ein Teil der Truppen — neben verschiedenen polnischen Regimentern auch der Stamm des in Westfalen neu gebildeten bergischen Lanciersregiments — war vorher in Spanien gewesen. Der bergische Kapitän Kiener behauptet, daß diese Leute, die die Glut des

iberischen Klimas und die höllischen Greuel der Guerillahorden kannten, sich trotzdem nach den Tälern von Kastilien und Valencia zurückgesehnt hätten. Wo Magazine waren, wie z. B. in Minsk, ließ man die Truppen nicht heran, und nur die unerschöpflichen Gänseherden in den Niederungen des Dnieper, gegen die schon die durchziehende Hauptarmee Beutezüge veranstaltet, hatten schmackhaftes Fleisch geliefert.

Am 28. September war das 9. Korps in Smolensk eingerückt, wo es bis Mitte Oktober verweilte und eine Ruhe genoß, die ihm wohl zu statten kam. Doch waren die Verhältnisse in der Stadt wenig ermutigend. Von der Schlacht her lag der größte Teil von Smolensk natürlich in Trümmern. Vergebens hatte der französische Kommandant, General Barbanègre, mit Hilfe der Besatzung und russischer Kriegsgefangenen Schutt und Unrat zu beseitigen gesucht. »Die Toten waren bei unserer Ankunft noch nicht alle vergraben,« heißt es im Journal des badischen Leibregiments, »sondern zu 50 und 100 in Löchern nackend übereinander geworfen, welches einen gräßlichen Anblick gewährte.« Dieser wirkte so stark auf die Nerven, daß der bei demselben Regiment stehende Leutnant Friedrich v. Suckow, ein Bruder des in diesem Buche vielgenannten württembergischen Offiziers, der es vor dem Ausmarsch »nicht erwarten konnte, an den Feind zu kommen«, seinem Kommandeur, Oberst v. Franken, erklärte, »wegen Mangels an Mut« nicht fechten zu können. Da alles Zureden nichts half, mußte der Leutnant v. Suckow vom Kriegsgericht zur Kassation und einer mehrjährigen Festungsstrafe verurteilt werden.[1]

Auch die Brunnen waren fast sämtlich durch hineingeworfene Kadaver vergiftet. Der Kommandeur der badischen Brigade, Graf Hochberg, hat es am eigenen Leibe erfahren: »Man hatte mir,« heißt es in den »Denkwürdigkeiten« dieses interessanten Prinzen, »einen Brunnen bezeichnet, der frei von Leichen sein sollte. Allein wie sehr wurde ich eines Tages überrascht, als ich in meiner Wasserflasche viele unreine Fasern entdeckte! Die Untersuchung ergab, daß drei halbverweste Leichname in dem Brunnen lagen. Die Folgen davon ließen auch nicht lange auf sich warten; denn ich

[1] Er trat später in preußische Dienste und hat sich, zwar nicht als Militär, aber als Schriftsteller einen gewissen Namen gemacht.

und viele andere Offiziere bekamen sehr schmerzhafte Abszesse unter den Armen, die aufgeschnitten werden mußten.«

Trotz dieser und anderer Unannehmlichkeiten war der Aufenthalt in Smolensk für das Korps von einigem Nutzen gewesen. Es gehörte zu den besterhaltenen der Armee, als der Marschall kurz vor Mitte Oktober den Befehl erhielt, die Stadt zu verlassen und, statt auf Moskau, zur Unterstützung des 2. Korps westwärts zu marschieren. Victor brach am 11. Oktober unter Zurücklassung der noch nach ihm in Smolensk eingetroffenen Division Baraguay d'Hilliers auf, versäumte aber, rechtzeitig bis Polozk vorzurücken, wo er Wittgenstein hätte in arge Verlegenheit bringen können. Statt dessen ging er nur bis Witebsk vor. Nachdem dort eine schwache Besatzung, darunter ein bergisches Bataillon, geblieben war, zog der Marschall in südwestlicher Richtung dem 2. Korps entgegen, das inzwischen die Dünalinie hatte räumen müssen. Er übernahm nun das Kommando über beide Korps und verfügte damit über eine Macht, mit der er seinem Gegner noch mit einiger Aussicht auf Erfolg hätte entgegentreten können. Leider ließ auch er sich von dem kühneren Wittgenstein in die Defensive drängen. Am 31. Oktober erlitt er bei Czasniki, wo er nicht alle seine Truppen zusammen hatte, eine Schlappe, die, an sich nicht bedeutend, seinen Unternehmungsgeist lähmte. Bald darauf kam Oudinot zurück, der nach Heilung seiner Wunden das 2. Korps wieder übernahm, wodurch die gerade in dieser Gegend des Kriegsschauplatzes so notwendige Einheit im Oberbefehl abermals aufgehoben wurde. Unter den Truppen begannen jetzt auch hier die Verpflegungsschwierigkeiten recht fühlbar zu werden. Das bald eintretende schlechte Wetter kam hinzu, um auch dieses verhältnismäßig noch frische Korps herunterzubringen. Anfangs hatte man sich nur darüber geärgert, daß es nicht vor den Feind ginge. Als die Affäre bei Czasniki begann und die Badener zum erstenmal die Gewehre luden, konnte sich der Generalstabschef des Grafen Hochberg, Oberstleutnant v. Grolmann, nicht enthalten, einem befreundeten Kapitän voller Freude um den Hals zu fallen. Von den hessischen Chevauxlegers hat — aus einem etwas späteren Gefecht — ein Veteran erzählt: »Die zweite Schwadron des Rittmeisters Freiherrn v. Breidenbach hatte nach sechsstündigem Ti-

railleurgefecht sämtliche Patronen verfeuert. Der Rittmeister läßt solches dem Obersten melden, mit der Bitte um Munition, worauf dieser die Ablösung der im Feuer stehenden Schwadron befiehlt. Freiherr v. Breidenbach, die zum Ablösen heranrückende Schwadron bemerkend, errät sogleich ihre Bestimmung und läßt dem Oberst v. Dalwigk[1] melden, seine erste Meldung müsse falsch ausgerichtet worden sein; er habe nicht um Ablösung, sondern um Patronen gebeten und wünsche das Gefecht mit dem Säbel in der Faust fortsetzen zu dürfen, wenn ihm keine weitere Munition gegeben werden könne. Natürlich wurde ihm solcher Wunsch erfüllt und die zum Ablösen bestimmte Schwadron zurückgerufen.«

Noch manche Züge ähnlicher Art werden aus den Reihen des 9. Korps berichtet, namentlich von den Badenern und Hessen, meist altgedienten Soldaten, die schon Feldzüge mitgemacht hatten, während die Bergischen mit Ausnahme der aus Spanien gekommenen Stammannschaften aus Rekruten bestanden, die der Lage weniger gewachsen schienen. Denn das Leben war auch hier sehr hart. Am 2. November — wir müssen in der Zeit etwas vorgreifen — hatte man laut dem Journal des badischen Leibregiments »den schlechtesten Biwak, den das Korps je bezogen hat.« Am 5. mußte der Regimentskommandeur in Czereia krankheitshalber liegen bleiben. Graf Hochberg ließ bei ihm den einzigen Arzt zurück, über den er noch verfügen konnte: »Es blieb mir nun keine ärztliche Hilfe mehr im Fall einer Verwundung oder Erkrankung.« »Wer das Regiment in seinem vorigen Glanz gekannt hat, muß erstaunen«, heißt es am 17. in dem eben genannten Journal. Von 47 Offizieren der Sollstärke waren am 21. November noch 23 vorhanden.

Schon am 10. November waren die bergischen Lanciers, die zu 800 Mann aus Smolensk ausgerückt waren, nur noch 400 stark. Die beiden Korps, das 2. und 9. zusammen, hatten in der vier Wochen dauernden Kampagne gegen 10000 Mann verloren.

So war schon um die Zeit, als Napoleon von Moskau aufbrach, jedenfalls aber bald nachher, die Lage auf seinem linken Flügel recht bedenklich geworden. Wenn es Wittgenstein gelang, die Franzosen hier noch weiter zurückzuschieben, so mußte der Rück-

[1] Kommandeur der hessischen (Garde-)Chevaulegers.

zug der großen Armee ernstlich gefährdet werden. Er konnte ihr gänzlich verlegt werden, wenn auch im Süden der langsame Schwarzenberg die Russen vorbeiließ, die dann Wittgenstein die Hand reichen, die Linie der Beresina besetzen und hier dem zurückgehenden Feinde eine schwer zu übersteigende Schranke aufrichten konnten.

Wir haben Schwarzenberg zuletzt in der Stellung am Styrflusse gesehen, wo er, ähnlich wie die französischen Marschälle an der Düna, es unterlassen, die Feinde anzugreifen, während es noch Zeit war. Jetzt war diese vorüber. Schon anfangs September war Tschitschagow in Podolien erschienen mit 40000 Mann, mit denen von nun an die Russen auch auf diesem Teile des Kriegsschauplatzes ein bedenkliches Übergewicht in die Wagschale werfen konnten.

Schwarzenberg zog sich an den Bug zurück, auf Brest-Litewski. Mehrere Gefechte, die in dortiger Gegend, an dem Flüßchen Lesna und bei Biala, vorfielen, waren an sich für die Verbündeten nicht unrühmlich. »In dem Treffen an der Lesna,« erzählt v. Odeleben, »blieb der Major v. Metzsch, von zwei Kugeln getroffen, als er den ersten gesammelten Schützentrupp den andringenden Russen entschlossen entgegenführte, aber zu Pferde in seinem Mute etwas zu weit vorauseilte. Um seinen Körper entstand nun ein mörderischer Kampf. Um ihn zu plündern, kehrte nämlich eine ziemliche Anzahl Russen wieder um. Die Schützen trieben sie im blutigen Handgemenge zwar zurück, mußten aber ihre Absicht, den Leichnam mit zurückzunehmen, wegen des feindlichen heftigen Kartätschenfeuers vom jenseitigen Ufer aufgeben. Erst bei anbrechender Abenddämmerung holte ihn der Korporal v. Gerstenberg und der Schütze Kreuter mit vieler Gefahr ab. Während nun eine Anzahl Schützen mit ihren Seitengewehren dem braven Anführer angesichts des Feindes seine Ruhestätte bereiteten, kämpften die übrigen zur Sicherstellung dieses heiligen Geschäfts, und das beiderseitige Geschütz- und Kleingewehrfeuer donnerte im ernsten blutigen Gefechte die Ehrensalven zu seiner Beisetzung, die in dieser Art wohl wenig Beispiele findet und von Dichtern und Malern verewigt zu werden verdient.«

Daß der Kleinkrieg, in dessen Rahmen diese homerische

Scene sich abspielte, wie der vor Riga, für das große Ganze belanglos war, versteht sich von selbst. Auch eine Vermehrung der Streitkräfte, die NAPOLEON von Moskau aus verfügt hatte, durch Nachsendung der neugebildeten Division Durutte, konnte wenig dazu beitragen, die innere Stärke der rechten Flügelarmee zu erhöhen.

Die Division Durutte war der Auswurf der großen Armee. Zum Teil aus jungen Konskribierten, zum andern aber aus den Strafbataillonen der Isle de Ré, sogenannten *réfractaires*, d. h. Leuten, die sich der Aushebung entzogen hatten, Deserteuren, Verbrechern und aus gegen ihren Willen zum Kriegsdienst gezwungenen Spaniern zusammengesetzt, — ohne Fahnen, ohne Adler, die sie sich erst verdienen sollten — waren diese Banden die schlimmsten Bundesgenossen, die man finden konnte. Schrecklich sind die Schilderungen ihrer Zuchtlosigkeit, der Offiziere und Unteroffiziere nicht zu steuern vermochten. Sie verließen während der Märsche die Kolonnen, brachen truppweise in die Höfe, schändeten die vornehmsten Frauen des Landes. ODELEBEN erzählt, daß das Regiment Würzburg, das als einziges deutsches Kontingent dieser »Musterkarte europäischer Nationen« einverleibt war, den General REYNIER vergebens um Aufnahme bei dem sächsischen Korps ersuchte.

Auch die Sachsen selbst litten unter der Berührung mit dem Gesindel der Division Durutte — die man auch *déroute* nannte — nicht unerheblich. Fortwährende Zänkereien mit jenen, die oft genug in Tätlichkeiten ausarteten, zerstörten die Einheit des Ganzen; das schlechte Beispiel wirkte ansteckend und verführend. Man mußte mit strengen Strafen einschreiten: ein Unteroffizier wurde degradiert und zusammen mit zwei Musketieren vor versammelter Mannschaft mit Stockschlägen gezüchtigt, weil alle drei gemeinschaftlich den Besitzer eines requirierten Fuhrwerks, einen Polen, seines Eigentums beraubt und Wagen und Pferde verschachert hatten.

Einige Zeit vorher war ein noch ernsterer Fall vorgekommen. Ein österreichischer Offizier hatte einen sächsischen Husaren, der ihm den Gehorsam verweigert, erstochen. General v. FUNCK, den wir als übellaunigen Kritiker der Verhältnisse des Reynierschen

Korps kennen, stellt die Sache folgendermaßen dar: »Eine auf Requisition ausgeschickte Abteilung plünderte am hellen Tage das Quartier eines österreichischen Generals, mißhandelte die Schildwache und legte selbst die Hand an den herzueilenden Adjutanten. Dem Offizier blieb nichts übrig, als den Degen zu ziehen und einen Sachsen auf der Stelle totzustechen. Auf die erste Nachricht der Tat geriet alles in Bewegung, aber die nähere Kenntnis der Umstände verbot die Klage: Reynier durfte die Sache nicht erfahren, und die Nachsicht des Fürsten Schwarzenberg ließ es bei der von dem Offizier selbst genommenen Genugtuung bewenden.«

Dagegen nimmt Unteroffizier Goethe seinen Kameraden in Schutz, mit der Bemerkung, daß, wenn nicht der Regimentskommandeur eine Untersuchung des Falles in Aussicht gestellt, die Husaren in Masse hingeeilt sein würden, »um sich Genugtuung zu verschaffen«. Bezeichnend ist auch der weitere Zusatz: »Daß dieser bedauerliche Vorfall nicht geeignet sein konnte, das Band des guten Einvernehmens zwischen Sachsen und Österreichern fester zu knüpfen, läßt sich denken.«

Aber das war es nicht, was auf dieser Seite den Fehlschlag bringen sollte. Österreicher und Sachsen trennten sich abermals, indem Schwarzenberg in der Richtung nach Minsk zog, wohin Tschitschagow mit seinem Heere strebte, während die Deckung des Großherzogtums Warschau jetzt ausschließlich Reynier zufiel. Ihm gegenüber stand Sacken, der anstelle des zur russischen Hauptarmee abgerufenen Tormassow nunmehr die Reservearmee kommandierte. Für die Sachsen wird jetzt der schwierigste Teil des Feldzugs beginnen, wo das unaufhörliche Hin- und Herziehen in den litauischen Sümpfen durch das eintretende Winterwetter noch erschwert wird. Mochte sich ihr tapferes kleines Korps aufreiben! Für die große Hauptarmee war eine andere Frage bei weitem wichtiger: Wird Schwarzenberg nach seinem Wollen und Können die Aufgabe lösen, Tschitschagow festzuhalten, oder wird den Russen der in Petersburg festgelegte Plan gelingen, durch Heranziehung ihrer Flügelheere dem von Moskau wieder herankommenden Gegner den Rückzug zu sperren?

Das war das »Wenn?«, das über den Häuptern der Scharen schwebte, die die Kaiserstadt Moskau soeben verlassen hatten. Wir kehren nun zu ihnen und ihrem großen Führer zurück, während die weiteren Schicksale der Flügelheere für später verschoben werden müssen, wo ihr Eingreifen noch zu einigen Episoden Anlaß geben wird, die an schicklichen Stellen in unsere Darstellung eingeflochten werden sollen.

DER PASSIONSWEG DES GROSSEN HEERES

ERSTE PHASE DES RÜCKZUGS

AUS DER BANNMEILE VON MOSKAU BIS ZUR STADT DER HEILIGEN JUNGFRAU (SMOLENSK).

Zum Rückmarsch standen dem französischen Heere drei Wege zur Verfügung, vorausgesetzt, daß die inzwischen gefährlich erstarkten Feinde sie ihm offen lassen würden. Bestimmt konnte Napoleon über Bieloi auf Witebsk ziehen. Es war das der Weg, der noch etwas weiter nordwärts auch auf Petersburg ging, mit dem er sich als solchem schon einmal beschäftigt, auf den er dann nochmals zurückgekommen war, in dem Gedanken, ihn nur bis Witebsk zu verfolgen, um sich mit den an der Düna operierenden Korps zu vereinigen. Er durfte hoffen, vom Feinde unbelästigt auf diesem Wege durchzukommen. Denn Kutusow stand weit südlich, konnte zur Not noch etwas dort festgehalten werden, und schnelles Vorgehen ließ sich von dem bedächtigen Alten kaum erwarten. Aber die Unwirtlichkeit der zu durchquerenden Gegenden schreckte. Was würde dort aus dem Heere werden? Wenig wahrscheinlich ist, daß, wie einige geglaubt haben, sich Napoleon aus dem Grunde gesträubt hätte, den Weg über Bieloi einzuschlagen, weil er seinen Rückzug als Rückzug unzweifelhaft dokumentiert haben würde.

Denn dieser Einwand ließ sich auch gegen die (neue) Smolensk-Moskauer Straße erheben, auf der er gekommen und die er — freilich unter inzwischen veränderten Umständen — später wirklich zum Rückmarsch benutzt hat. Gegen diese Route sprach noch fernerhin der Umstand, daß die Umgebung der Straße, wenigstens die nächste, von Russen und Franzosen in gleicher Weise verwüstet war. Auch hier grinste dem Heere das bleiche Gespenst des Hungertodes entgegen, da zu befürchten stand, daß der Feind sich jeder Truppe, die sich nur auf ein paar Stunden von der Heerstraße entfernte, an die Fersen heften und ihr erbarmungslos den Garaus machen würde.

Aber das hätte sich auch auf dem dritten Wege schwerlich vermeiden lassen, der sogenannten alten Smolensk-Moskauer Straße, die über Kaluga-Juchnow-Jelnia führte. Denn wenn diese auch durch

unberührte und, im Gegensatz zu der über Bieloi nach Witebsk gehenden, durch recht fruchtbare Gegenden führte, so hätte wohl schwerlich das Heer in den an der Straße selbst liegenden Ortschaften genügend Proviant gefunden, und die Schwierigkeiten, solchen von weiterher zu verschaffen, waren im ganzen die gleichen oder doch nicht wesentlich geringer als auf der neuen Straße. Gesammelte Vorräte aber durfte man auf dem Weg über Juchnow erst in dem noch recht entfernten Jelnia erwarten, wo eine — später von den Russen aufgehobene — französische Abteilung stand. Überhaupt war die Linie Kaluga-Juchnow-Jelnia im militärischen Sinne durchaus nicht »vorbereitet« für die Franzosen, während die neue Smolensker die Etappenstraße war, auf der man wenigstens an einigen Orten, besonders in Dogorobusch, auf gesammelte Vorräte rechnen konnte, wenn auch Napoleons diesbezügliche Befehle schlecht ausgeführt und die Bestände weit überschätzt wurden. Endlich standen die Russen vor Kaluga, und es war vorauszusehen, daß man diese erst zurückschieben müsse, um sich den Weg freizumachen. Es konnte bei dieser Gelegenheit zu einer bedeutenden Schlacht kommen — es ist bei Malo-Jaroslawetz dazu gekommen — es konnte der Fall eintreten, daß diese Schlacht nicht entscheidend genug ausfiel, um ohne eine zweite wegen der Schwäche des Heeres nicht mehr ausführbare Offensivschlacht durchzukommen. Auch dieser Fall ist eingetreten, mit der einzigen Einschränkung, daß Napoleon, da Kutusow alter Gewohnheit gemäß nach dem Kampf bei Malo-Jaroslawetz zurückgegangen war, einen Flankenmarsch über Medyn an ihm hätte vorüber machen können. So hätte er, ohne Kaluga selbst zu berühren, entweder den geplanten Weg über Juchnow und weiter über Mossalk nach Jelnia doch nehmen oder aber über Medyn direkt nach dem an der neuen Straße gelegenen Wiäsma ziehen können, wodurch seinen Truppen wenigstens ein Teil des öden Marsches auf dieser Straße, die Strecke zwischen Moschaïsk und Wiäsma, erspart geblieben wäre.

Wenn wir zugeben, daß in diesem einen Falle sein Genie versagt hat, daß er Kutusow *einmal* überschätzte, Kutusow, der sich übrigens bei dieser Gelegenheit noch unfähiger zeigte, als sich vernünftigerweise von ihm erwarten ließ, so dürfte hiermit der

in so reichem Maße von den Kritikern an Napoleons Haltung nach dem Aufbruch von Moskau geübte Tadel auf das richtige Maß zurückgeführt sein. Wenn der Kaiser schwere Fehler begangen hat, so liegen sie in früherer Zeit, vielleicht schon in dem Zug nach Moskau als solchem, gewiß in dem langen Zögern vor dem Aufbruch. Sie entspringen vorwiegend einem politischen Motive: dem an sich recht verständlichen Streben durch schnelle Beendigung des Feldzugs, die er nach Moskaus Einnahme erwartete, sein Prestige zu wahren. Der Feldherr Napoleon scheint mir dagegen auch 1812 immerhin weniger versagt zu haben, als die auf dem Rathause weise gewordenen Beurteiler zu behaupten pflegen — und das dürfte besonders von der Wahl seiner Rückzugsstraße gelten.

Denn von allen, die er einschlagen konnte, war die alte Smolensk-Moskauer Straße doch wohl noch die beste. Er hat sie eingeschlagen, und er ist erst umgekehrt, als er nicht, wie er gehofft, an Kutusow vorüberkam, wenigstens nicht glaubte, an ihm vorüberkommen zu können. Nach dieser Voraussetzung blieb ihm nichts mehr übrig als der Rückmarsch auf Moschaïsk und das Einbiegen in die bekannte Unglücksstraße. Unter diesen Umständen war natürlich die auf den Marsch in der Richtung nach Kaluga verwendete Zeit verloren — man hätte, als kehrt gemacht wurde, schon in Wiäsma sein können — aber eben auch nur unter diesen Umständen. Übrigens ist es nach Lage der Sache höchst unwahrscheinlich, daß auf irgend einem der drei überhaupt zur Verfügung stehenden Wege die Armee als Ganzes noch zu retten gewesen wäre, und es darf wohl die Ansicht ausgesprochen werden, daß bei anderer Beschlußfassung das über sie vom Schicksal verhängte Elend höchstens etwas vermindert und die Erscheinungen unter von den wirklichen Geschehnissen im einzelnen abweichenden, aber kaum viel weniger schrecklichen Gestalten ins Leben getreten wären.

Wer daran zweifeln sollte, wird sich vielleicht bekehren lassen, wenn er einen Blick auf die aus Moskau ausmarschierte Armee mit uns werfen will. In ihr selber lag die Ursache ihres Untergangs. Das war nicht mehr das Heer, mit dem Napoleon sechs, sieben Jahre zuvor die Österreicher und die Preußen geworfen,

mit dem er in drei Wochen von Ulm bis Wien marschiert war, dessen Beweglichkeit er es neben seinem Genie zu danken gehabt, daß er die langsamen und mit Bagagen überladenen Regimenter der Braunschweig und Hohenlohe an dem nebligen Morgen von Jena und Auerstädt überrumpelt, kurz, daß er der Mann geworden war, als der er uns noch heute vor Augen steht, der schnell über den Feind herfallende Feldherr, der überall Anwesende, der blitzhelle Siegesgott.

Mag sein, daß bei ihm selber die mit den Jahren auch bei dem Beweglichsten eintretende Verlangsamung, die sich äußerlich in zunehmender Korpulenz zeigte, in diesem Feldzug nicht ohne Wirkung blieb, wie man das bei mehreren Gelegenheiten wahrnehmen wollte. Doch zeigt er sich für seine Person immer noch den größten Strapazen gewachsen, und es ist ihm ja, und nicht mit Unrecht, vorgeworfen worden, daß er auf dem Hinzug zu schnell durch Rußland gejagt sei und gerade dadurch die Kraft seines Heeres zerstört habe.

Aber nicht zu leugnen ist, daß dieses Heer in Moskau sein Kapua gefunden hatte, ein verbranntes Kapua, das aber noch Schätze genug barg und zu viel der dem Krieger verbotenen Schätze, um es nicht zu verderben. Natürlich ist das *cum grano salis* zu verstehen. Das Heer hatte auch eine gewisse Erholung und Ergänzung gefunden. Namentlich an Schießmaterial, das die Russen unzerstört zurückgelassen hatten. Wir wollen hier gleich anmerken, daß die Armee bei dem Auszuge ihren ganzen kompletten Geschützbestand mitführte, 569 Kanonen, viel zu viel bei dem schlechten Zustand der Pferde, die die schweren Lasten ziehen sollten. Man hätte einen Teil der Artillerie gleich vernichten sollen, und es wurde dem Kaiser verschiedentlich angeraten. Sein Widerwille hiergegen ist begreiflich, und doch wird man am ersten in solchen Zügen, zu denen auch die ganz ungebührliche Verlängerung des Aufenthaltes in der eroberten Stadt zu rechnen ist, ein gewisses Nachlassen seiner alten Entschlußkraft sehen, die sich früher in ähnlichen Fällen alles Überflüssigen schnell entledigt hatte. Sind wir doch mit 43 Jahren nicht mehr dieselben Menschen wie mit 27 oder 36!

Man mag indes der obersten Führung so viel »Schuld« oder

»Mitschuld« an dem baldigen Zusammenbruch aufbürden, wie man will, kein Mensch wird sagen können, daß sie die Macht gehabt hätte, den zerstörenden Faktoren erfolgreich entgegenzu=treten, die während des Moskauer Aufenthalts an der Armee arbeiteten oder deren Herstellung hinderten: den mit den Plün=derungen verbundenen Orgien und Ausschweifungen. Schon 1806 will ein sehr unterrichteter badischer Offizier, der im russischen Feldzug auf schauerliche Weise umgekommene Oberst=leutnant v. GROLMANN, beobachtet haben, daß der längere Aufenthalt in Berlin die Marschfähigkeit der großen Armee erheblich vermindert hatte. Viel schlimmer war das natür=lich in Moskau gewesen. Dieser Entfesselung elementarer Ge=walten gegenüber würde die eisernste Energie nichts gefruchtet haben.

So war auch das Heer, als es um Mitte Oktober die Stadt ver=ließ, derart unmäßig mit Beute überladen, daß es eher einer un=geheuren Karawane des Orients als einer mobilen Truppe glich, die dem Feinde entgegenzog. »In drei breiten Reihen«, sagt MARTENS, »ergoß sich diese beispiellose Masse auf und neben der Straße, links die Reiterei, rechts die Infanterie, in der Mitte Ge=schütz und sonstiges Fuhrwerk. Unerschöpflich an Zahl tauchten sie aus den Trümmern von Moskau hervor, und in weiter Ferne verloren sich ihre Spitzen am Horizont«. Voller Erstaunen sahen ihnen und ihren Schätzen MURATS Reiter nach, die bei Woronowo und Tarutino nichts als karge Kost und hartes Lager gesehen hatten. »Alle Generale und höheren Offiziere hatten sich neue Wagen und die Subalternen Droschken angeschafft, die alle mit kostbaren Dingen und Lebensmitteln beladen waren. Verheiratete Soldaten hatten Fuhrwerke jeder Art, bepackt mit allem, was früh und spät benutzt werden konnte, ihren Weibern anvertraut. Marketenderwagen waren angefüllt mit Wein, Branntwein, Zucker, Kaffee und Tee. Ebenso waren alle Packpferde beladen; kurz, der unabsehbare Zug führte Reichtümer aller erdenklichen Art mit sich, und das schöne Wetter ließ es damals zu, dieses bunte und höchst merkwürdige Schauspiel genau zu betrachten und zu be=wundern.« So beschreibt Roos das Aussehen des Heereszuges, und er fügt noch im einzelnen hinzu, daß der ihm befreundete

württembergische Stabsarzt Koellreutter einen mit sechs Pfer⸗den bespannten prächtigen Wagen besaß, angefüllt mit Pelzwerk von der schönsten Art, einen goldenen Degen und den besten Mundvorrat.«

Nicht so glücklich war Leutnant Suckow daran, der in einer von der Witterung unscheinbar gewordenen Uniform mit nur noch einem Epaulett auf der Schulter aus Moskaus Toren zog. Doch war er im Besitze eines samtenen, mit Kaninchenfell ge⸗fütterten Schlafrocks, der ihm später gute Dienste leisten sollte.

Überhaupt hatten sich die Offiziere, soweit möglich, in den Besitz von guten Pelzen gesetzt, die um einen Spottpreis zu haben waren; Martens, dem ein solcher für den Fußmarsch zu schwer dünkte, hatte sich einen wärmenden Biberkragen angeschafft.

Auch für die Bekleidung der Mannschaften war ja von sorglichen Führern manches getan, doch hatten vielfach die Leute selber aus Unverstand sich der ihnen lästigen Sachen entledigt und statt derer all den unnützen Kram aufgeladen, den sie in den Mos⸗kauer Gewölben gefunden hatten. Noch am besten sollten die entführten Frauenkleider und ⸗hemden, Shawls und Decken Ver⸗wendung finden, da sie, ihrer ursprünglichen Bestimmung zu⸗wider, bald von den Trägern selbst um Kopf und Leib ge⸗schlungen, manchem das Leben oder kranke Gliedmaßen retteten. Bald werden sie dem Heere jenes unmilitärische buntscheckige Aussehen geben, das in der Volksvorstellung mit dem Bilde der aus Rußland heimgekehrten Krieger verknüpft geblieben ist. Zu⸗erst riß dieses Wesen natürlich unter dem Troß ein, der, wie der württembergische Leutnant v. Yelin sich ausdrückt, »schon jetzt eine Maskerade bildete.« Dagegen hielten manche Kommandeure, wie z. B. der preußische Husarenmajor v. Zieten, vielleicht mit übertriebener Strenge noch auf vorschriftsmäßigen Anzug ihrer Leute, als deren Kleidung schon aus allen Nähten ging.

So wälzte sich der endlose Zug nach Süden. Anfangs war er viele Meilen lang: »dreißig Stunden,« sagt ein Offizier vom 4. bayrischen Chevaulegersregiment. Tausende von Nicht⸗kombattanten hatten sich ihm angeschlossen, aus den Kreisen der in Moskau ansässigen fremdländischen Kaufleute, die sich mit den Fremden eingelassen hatten und nun die Rache der Russen

und die Blutgier des Moskauer Pöbels fürchteten, dessen lichtscheue Gestalten sich in den letzten Zeiten wieder offen hervorgewagt und die alsbald nach dem Abzug der letzten Franzosen mit den Kosaken im Bunde alles niedermetzelten, was in der Stadt und besonders in den Hospitälern zurückgeblieben war. Auch diese Flüchtlinge, unter denen man die elegantesten Gestalten, viele Frauen mit Kindern, sah, hatten ihre Kostbarkeiten auf Wagen geladen, mit denen sie den unermeßlichen Schweif des Heeres noch verlängerten.

Schon auf den ersten Märschen ging diesen Leuten wie den beutebeladenen Plünderern über das Törichte ihres Beginnens ein schreckliches Licht auf. Die Wege verstopften sich; ein etwa vom 21. bis 23. Oktober anhaltendes Regenwetter verdarb sie noch mehr. Die Fahrzeuge wurden beschädigt; schon jetzt waren Unglücksfälle an der Tagesordnung. Roos sah einen Wagen, der mit vier wohlgekleideten Damen an ihm vorübergefahren war, bald nachher in einem Abgrunde liegen. Das war der Anfang unzähliger ähnlicher Scenen.

Die Armeepolizei war geschäftig, die Zahl der mitgenommenen Fuhrwerke zu vermindern, was zu seltsamen Auftritten führte, die bisweilen eines komischen Anstrichs nicht entbehren. »Gendarmentrupps waren an der Straße verteilt,« erzählt der preußische Fragmenteschreiber, »die ohne Gnade sämtliche (?) kleinen isolierten oder schlecht bespannten Fuhrwerke zerstörten. Die überraschten Eigner sahen sich genötigt, ihre Kuniaks[1] zu besteigen und also erleichtert weiter zu reisen. Auf den zertrümmerten Wagen fanden sich viele Vorräte von Mehl und Grütze nebst andern geplünderten Gegenständen. An Brücken und Hohlwegen, die jeder gezwungen passieren mußte, nahmen die Gendarmen gewöhnlich in größerer Zahl eine Hauptstellung, und hier hatte denn auch unter der kondemnierten Bagage die entschiedenste Niederlage statt. Besonders wurden alle russischen Bauernwagen ohne Schonung zerstört. Die Führer, welche ihr Schicksal voraussahen, warteten gewöhnlich den gewaltsamen Untergang ihrer Wagen nicht ab, sondern vollführten ihn selbst, indem sie mit

[1] Kuniaks oder Konis: kleine russische Pferde. Auch die Kavallerie war jetzt großenteils mit solchen beritten.

den besten Habseligkeiten und den nötigen Lebensmitteln ihre Pferde bepackten und den Rest an die Vorüberziehenden sehr wohlfeil zum Verkauf ausboten oder auf der Straße liegen ließen. Auf manchen Stellen lagen Lebensmittel, Juchten, Kleider, Decken, Pelzwerk zum Verkauf oder herrenlos bunt durcheinander. Hier wählten einige, dort wurde aufgepackt; eine allgemeine Munterkeit herrschte, sie verbarg die mürrischen Gesichtszüge derer, welche unfreiwillig den Nachteil erdulden mußten«. Bald sahen auch die bepackten Plünderer selbst die Notwendigkeit ein, sich zu erleichtern. Man begann zu handeln und zu tauschen. »Ich sah da die schönsten Decken und Teppiche,« sagt Roos, der am 24. bei Borowsk, während der Kanonendonner von Malo-Jaroslawetz herüberschallte, einer solchen Scene beiwohnte, »Tapeten und Vorhänge von der elegantesten Form und Größe, von den kostbarsten Stoffen, reich mit Gold und Silber gestickt, bordiert und befranst. Man sah in Menge ganze Stücke Seidenzeug von allen Farben und in seltener Schönheit, und man hörte: dieser ist reich an Edelsteinen, jener hat ein Kästchen mit Brillanten; dieser hat Rollen Dukaten usw.« In grauenvollem Kontrast zu dieser bunten Scene erscheint ein anderes Bild: genau um einen Monat später, als das Elend in der Armee schon einen furchtbaren Grad der Höhe erreicht hatte, sah derselbe Roos zwischen Orscha und Bobr einen westfälischen Soldaten an einem Kreuzwege sitzen, der ein großes, zu einem Viereck zusammengeschlagenes Stück Silber für ein Stückchen Brot anbot. Niemand gab es ihm.

Noch aber hatte man Hoffnungen, und was auch ernste Grübler befürchten mochten, was auch die helläugigen Schwaben da draußen bei Tarutino für Trübsal gesponnen: man kann nicht sagen, daß die Stimmung der ganzen Armee in der ersten Zeit eine durchweg schlechte gewesen wäre. In einfachen Gemütern lebte der Gedanke an die Heimkehr, an der nach ihrer Ansicht nun nicht mehr zu zweifeln war. »Der bevorstehende Winter,« sagt der westfälische Gardejäger Fleck, »die langen öden Märsche schreckten uns nicht; wir hatten nur den einen Gedanken, daß wir wieder nach Hause kämen«. Noch am 30. Oktober, als der Rückmarsch nach der (neuen) Smolensker Straße schon entschieden war, gab ein preußischer Husar das lustige Gedicht:

Als jüngstens Herr Merkurius im Himmel rapportierte,
Daß König Friedrich Maximus noch immer hier regierte,

einer ihn umgebenden zahlreichen Gesellschaft auf der Land=straße zum besten.

In dieser Hinsicht hatte der Marsch auf Kaluga, wie man nun sonst über ihn denken mag, eine belebende Wirkung. Man träumte von den Kornkammern Südrußlands, und Beutelustige, die noch nicht genug hatten, dachten auch diese erst auszu=räumen, bevor man dem ungeliebten Lande den Rücken kehrte.

Solche Träume wurden durch die Schlacht bei Malo=Jaroslawetz zu Wasser. Napoleon hatte zuerst mit dem Hauptteil seines Heeres die ziemlich genau nach Süden verlaufende alte Kalugaer Straße eingeschlagen, an der noch immer der von den Russen gedrängte Murat stand. Dann hatte er westwärts einen Flankenmarsch an=getreten nach der neuen Straße von Kaluga, die er bei Fominskoie erreichte. Hier stand schon seit einigen Tagen ein Teil des Eugen=schen Korps, darunter die Kavalleriedivision Preysing, die in dieser Zeit einige rühmliche Gefechte zu bestehen hatte, die der Division den Ehrensold von acht Legionskreuzen einbrachten. Unter anderm hatte das 4. und 5. Chevaulegersregiment der feindlichen Kavallerie einen von dieser überfallenen französischen Artilleriepark wieder abgenommen.

Die Straße nach Juchnow (über Medyn), von der oben die Rede war, zweigt von der neuen Kalugaer Straße in Malo=Jaros=lawetz (Klein=Georgstadt) ab, einer auf einem Plateau gelegenen, das nördlich vor ihr liegende Tal des Flüßchens Luscha beherr=schenden Stadt. Hierhin hatte sich Kutusow gezogen, um den Franzosen den Weg zu verlegen. Hier kam es daher am 24. Oktober zu einer äußerst blutigen Schlacht. Der Ruhm des Tages gehört den Italienern vom Korps Eugens, die in achtzehnstündigem Kampfe mit den Russen um den Ort rangen, der mehrmals ge=nommen und wiedergenommen, aber schließlich von französischer Seite behauptet wurde. Deutsche haben wenig daran teilgehabt. Nur als Zuschauer genossen die auf den Höhen des andern Ufers der Luscha haltenden bayrischen und sächsischen Reiter wieder einmal das ihnen so oft in diesem Kriege vorgesetzte Schauspiel eines wogenden Flammenmeeres und vernahmen Einzelheiten,

die darauf schließen ließen, daß sich die Schrecken von Smolensk und Moskau in der Stadt des heiligen Georg erneuert hatten.[1]

Auch waren manche von ihnen Zeugen einer Episode, die sich am folgenden Tage zutrug. Kaiser NAPOLEON wäre damals von Kosaken beinahe gefangen genommen worden. Der sächsische Major v. BURKERSRODA weiß folgendes darüber zu erzählen: »Wir hatten schon seit Stunden aufgezäumt, und jeder lag erschöpft bei seinem Pferde, als wir durch ein nahes Geschrei ermuntert wurden. Da inzwischen keine Schüsse folgten, so hielt man es für das sonst übliche Vivatrufen in den Biwaks bei der Ankunft des Kaisers, und eben sollte aufgesessen werden, da stürzten auf einmal Offiziere heran und riefen uns zu Hilfe. Nachdem wir rückwärts eine Höhe hinaufgeführt waren, kam uns der Kaiser mit seinem Hauptquartier in sichtbarer Verwirrung entgegen. Einige Offiziere waren ohne Hut, andere schienen blessiert, und mehrere Pferde liefen ledig herum; jenseits der Straße aber sah man noch einzelne Kosaken jagen und diesseitige Kavallerie in ihrer Verfolgung begriffen. Wir passierten die Straße in möglichster Eile, aber die Kosaken waren im Nebel verschwunden. Zwei Eskadrons von Albrecht-Chevaulegers, welche sie verfolgt hatten, kehrten aber eben zurück, und von diesen hörten wir folgenden Hergang: Der Kaiser ritt mit seiner Eskorte auf der großen Straße gegen Malo-Jaroslawetz vor, seine Eskorte folgte ihm in einiger Entfernung. Da sieht er zur Rechten in gleicher Höhe einen Trupp Kavallerie mit Lanzen marschieren, welche er für Polen hält, und eben sendet er hin, um sich nach ihrer Bestimmung erkundigen zu lassen, als die Kosaken anrannten und das ganze Hauptquartier mit einem gewaltigen Hurra zerstreuten. Bei der Ankunft der herbeieilenden Eskorte fanden sie indes nicht ratsam, in der Mitte der französischen Armee einen ernstlichen Kampf aufzunehmen. Späteren Kombinationen zufolge mochten diese Kosaken den Zweck gehabt haben, am frühen Morgen das Hauptquartier zu überfallen, hatten sich aber im

[1] Die Bayern der Division Preysing zogen auch durch die eroberte Stadt. Wir ersparen uns die nähere Schilderung des »Stein- und Trümmerhaufens« (WIDNMANN), um nicht die Leser, die Ähnliches öfter mit uns gesehen, durch Wiederholungen zu ermüden.

Nebel verirrt oder auf andere Weise verspätet und waren im Begriff, sich unverrichteter Sache wieder durchzuschleichen, als sie sich gezwungen sahen, dem Kaiser noch diesen Schreck einzujagen.«

Das war der berühmte Kosakenüberfall, der mehr als nötig besprochen wurde und den komischerweise Napoleon abgünstige Beurteiler unter den Gründen aufgezählt haben, weshalb er nach der Schlacht bei Malo-Jaroslawetz den Rückzug antrat. Was ihn wirklich dazu bewogen, wird wohl immer in den Schleier des Geheimnisses gehüllt bleiben. Denn niemand hatte in die Seele des gewaltigen Mannes geschaut, als er — Wereschtschagins Pinsel hat die große Stunde gemalt — in der elenden Hütte des Webers von Gorodnia den Kopf, der seine Gedanken barg, auf die Hände gestützt, über seinen Karten brütete, während Berthier, Murat und Bessières erwartungsvoll herumstanden. Er ist damals nicht mit sich ins Reine gekommen, hat seine Umgebung, ohne sie über seine Absichten aufzuklären, ver bschiedet, hat sie zurückgeholt, hat selbst verschiedene Rekognoszierungen unternommen und dann den Rückzug nach Moschaïsk angetreten, obwohl er wissen mußte, wem er mit seinem ganzen Heere entgegenging. »Herkules am Scheidewege,« wie ein deutscher Offizier damals treffend gesagt hat.

Wir müssen annehmen, daß die Gründe, die ihn zu dem verhängnisvollen Schritt bewogen, doch — von seinem Standpunkt — überwiegend waren. Er wußte, hat es wenigstens in letzter Stunde noch erfahren, daß Kutusow nach der Schlacht zurückgegangen war. Dadurch war aber der Weg über Medyn nach Juchnow noch keineswegs ganz frei, wie manche den Rückmarsch auf Moschaïsk en bloc verurteilende Kritiker annehmen. Am 25. sah der bayrische Batteriechef Widnmann, der von verschiedenen Standorten aus die Gegend überschauen konnte, feindliche Truppen dorthin marschieren. Und auch wenn die Straße selbst völlig gesäubert gewesen, hätte Napoleon einen sehr gefährlichen Flankenmarsch am Feinde vorüber zu machen gehabt, der sich in den folgenden Tagen mit seiner Hauptmacht südlich von Medyn aufstellte, um abermals die Franzosen zu erwarten. Einem von der Seite geführten Stoße aber würde der Kaiser bei der Länge und

dem wirren Zustand seiner Marschkolonnen schwerlich in der Weise haben begegnen können, wie er das mit einem weit beweg=licheren Heere im folgenden Jahre durch eine rechtzeitig ausge=führte Schwenkung bei Lützen bewerkstelligte.

Ob ihn auch sein topographisches Material im Stiche ließ? Auch das ist angenommen worden, aber durchaus unwahrschein=lich, da die von Malo=Jaroslawetz nach Medyn laufende größere Straße selbst auf unvollkommneren Karten schwerlich gefehlt haben wird, zudem den Franzosen offen vor Augen lag.

Der Hauptgrund seines Zurückweichens wird eben der ge=wesen sein, daß er es nicht für rätlich hielt, nochmals eine größere Schlacht zu wagen, schon mit Rücksicht auf seine jetzt den Russen unterlegene Artillerie und in der Erwägung, daß ihm ein ernst=liches Engagement einen neuen gewaltigen Zuwachs an frischen Verwundeten gebracht haben würde, die sich schon seit Malo=Jaroslawetz in die Tausende beliefen, der zahllosen Halbgeheilten nicht zu rechnen, die noch in den Ortschaften bei Borodino über=all lagen.

Nun bleibt es ja immerhin möglich, daß Fabius Cunctator Kutusow seinen großen Gegner, den er trotz der hochtönenden Proklamationen des russischen Hauptquartiers mit ehrfürchtigem Respekt betrachtete, hätte ziehen lassen, und in der Nichtaus=nutzung dieser Chance liegt — wenn es einer war — Napoleons Fehler. Doch mochte es dem Genialen kaum glaublich erschei=nen, daß der Tiefstand der militärischen Fähigkeiten des russi=schen Führers, dessen einzige Kunst im Abwarten bestand, einen solchen Grad erreichte, wie das der Fall gewesen ist. Und da konnte er wohl auf den Gedanken kommen, sich durch einen nach Möglichkeit schnellen Rückmarsch diesem zu entziehen, wo=bei die Hoffnung, daß die neue Smolensk=Moskauer Straße, wie wir zeigten, ja doch auch einige wenige Lichtpunkte zu bieten schien, mitgewirkt haben mag.

Hiermit wollen wir das Luftgebiet der Hypothesen verlassen, um uns der großen Armee wieder anzuschließen, deren Zug über Borowsk und Wereia, wo sich die Westfalen einreihen, zurück=geht, um dann bei dem oft genannten Moschaïsk wieder in die große Straße einzuströmen, auf der sie gekommen war. Sie hat

hiermit ihren eigentlichen Passionsweg betreten. Der Leser wird nicht mehr zu fürchten haben, in der nächsten Zeit mit strategischen Auseinandersetzungen allzusehr belästigt zu werden. Denn die kommenden Kämpfe sind mehr oder minder kunstlose Rückzugsgefechte, militärisch nur dadurch interessant, daß sich der überlegende Mut eines dem Verderben geweihten, aber bis zur letzten Stunde von hervorragenden Führern geleiteten Heeres mit der blinden Wut von Barbaren schlägt. Aber er wird eine menschliche Tragödie allerersten Ranges lesen, gereinigt von den phantastischen Übertreibungen mancher französischen Schriftsteller — eines Ségur, Labaume, Puibusque usw. — nach den Darstellungen von Angehörigen eines weniger zu Überschwenglichkeiten geneigten Volkes. Wir werden es dabei versuchen, auch das Grausigste mit möglichst zarter Pinselführung zu behandeln.

Die erste Periode des Rückzugs kann man bis Smolensk rechnen; den ersten Abschnitt bis Wiäsma, wo das weichende Heer zum ersten Male wieder ernstlich mit dem Feinde zusammentraf, der die Verfolgung anfangs nur durch Kosaken und andere leichte Truppen ausführen ließ. Zu diesen gehörte das fliegende Korps des Generals Wintzingerode, das schon am 26. den bei Borowsk stehenden Ney angriff. Hier brachte die Zwölfpfünderbatterie der Württemberger die russischen Geschütze zum Schweigen. Hier mußte aber auch die württembergische Artillerie schon ihren gesamten Reservepark auflösen.

Denn von nun an ging es mit der Artillerie ebenso reißend abwärts wie vorher mit der Reiterei. Der Grund lag, wie man sich denken kann, in der Bespannung. Trotz aller Flüche und Peitschenhiebe konnten die ermatteten Gäule die schweren Geschütze nicht von der Stelle bringen. Man suchte sich anfangs mit der Abgabe von Kavalleriepferden zu helfen. Das hatte den Schwund der letzten Reste verschiedener Reiterregimenter zur Folge, ohne der Artillerie wesentliche Dienste zu leisten. Traurig sahen die Reiter ihren Rossen nach, »mit nassen Augen, aber ohne ein Wort zu verlieren«, sagt Burkersroda, der zugegen war, als 22 Pferde der sächsischen Brigade an die zu dieser gehörigen Batterie abgetreten wurden.

Das war die Batterie Hiller, das Schmerzenskind der Sachsen, das während des Feldzugs von ganz eigenartigen Schicksalen ver≈folgt wurde. Am 30. September hatte sie das Unglück gehabt, den Generalstabschef Latour≈Maubourgs, den bei den Sachsen höchst unbeliebten Obersten Serron, versehentlich zu erschießen. Dies zog den Tätern den Unwillen des französischen Generals zu, obwohl die sofort eingeleitete Untersuchung die Schuldlosigkeit des Batterie≈chefs erwies. Wenige Tage darauf gelang es den Sachsen und ihrer Batterie, durch ihre tadellose Haltung bei Woronowo das Vertrauen des Korpskommandeurs wiederzugewinnen. Nun kamen die Leiden des Rückzuges. Das von der Kavallerie abge≈gebene Pferdematerial konnte natürlich nicht lange vorhalten. »Die Artilleristen,« berichtet aus späterer Erinnerung Roth v. Schreckenstein, »schleppten mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer und übermenschlicher Anstrengung ihre Kanonen bis in die Umgegend von Krasnoi nach. Sämtliche Mannschaften waren jetzt zu Fuß und halfen den sehr ermatteten Pferden, von denen nur noch je zwei vor jede Kanone gespannt waren. Die Batterie blieb natürlich stets zurück. Ich wurde eines Tages zu≈rückgeschickt, um mich nach der Artillerie zu erkundigen, er≈innere mich aber nur, daß ich die Batterie in dem besagten Zu≈stande auf dem Marsche antraf, und glaube es mit angehört zu haben, als der Kapitän v. Hiller am folgenden Tage dem General v. Thielmann die Meldung machte, daß er sich genötigt gesehen habe, die Rettungsversuche aufzugeben, wobei er noch besonders hervorhob, daß die Russen die Kanonen nicht so leicht auffinden würden, indem er dieselben nach Möglichkeit zerstört und sodann in eine tiefe, mit Schnee gefüllte Grube gestürzt habe.«

Über dem Ende der tapfern Truppe schwebt geheimnisvolles Dunkel. Eine andere Meldung lautet nämlich dahin, daß sie samt ihren Geschützen am 18. November in einem Sumpfe versunken sei. Nach einer dritten Lesart wären die letzten Kanoniere in einer Scheune verbrannt. Fest steht nur das eine: die sächsische Batterie Hiller ist wie ein im Sturme verschollenes Schiff mit Mann und Maus untergegangen. Nur um wenig glücklicher war die bayrische Batterie Widnmann, der wir noch öfter begegnen wer≈den. Von dieser tapferen Truppe, die außer den Offizieren mit

96 Artilleristen, 70 Fahrern und 141 Pferden ausmarschiert war, sind, wie hier schon gleich bemerkt werden mag, 4 Offiziere, 3 Kanoniere, 4 Fuhrwesensoldaten und 3 Reitpferde zurückgekehrt. Auch sie hatte natürlich sämtliche Geschütze verloren.

Die Vorboten all dieser trübseligen Ereignisse machten sich schon jetzt allenthalben bemerkbar. Überall sah man Geschütze vernageln, auf allen Straßen blitzte und donnerte es von den in die Luft gesprengten Munitionswagen. »Unter grauenerregendem Getöse, Knallen, Krachen, Feuer und Rauchwolken« war Roos, der sich nach der Auflösung seines Regimentes bei dem württembergischen Hauptquartier befand, nach Borowsk gekommen. »Der Befehl war gegeben, alles, was man verlasse, anzuzünden und den Flammen preiszugeben.« Ein solcher Befehl muß allerdings anfangs gegeben worden sein, als Antwort auf die Mordbrennereien der Russen und in der Erwägung, daß man den Verfolgern um keinen Preis etwas zurücklassen dürfe. Ob dabei persönliche Erregung des in seinen Hoffnungen getäuschten Kaisers mitgewirkt hat, wie das bei dem Versuch, den Kreml zu sprengen, der Fall gewesen zu sein scheint, mag dahingestellt bleiben. Sicher ist, daß diese Maßregel namentlich durch die Art ihrer Ausführung der französischen Armee unendlich geschadet hat. Denn unklugerweise wurde sie schon von den Avantgarden vollzogen. So blieb den Nachziehenden weder Dach noch Fach und denen, die noch Pferde hatten, nicht einmal das kümmerliche Stroh für ihre Gäule.

Der Befehl als Befehl ist denn auch bald zurückgenommen oder »in Vergessenheit geraten«, wie ein deutscher Offizier sagt. Aber die Sache selbst blieb dank der Gleichgültigkeit der Soldaten dieselbe, wurde bei zunehmender Not nur noch schlimmer. Schon jetzt kam es auch vor, daß, wenn sich ein Trupp in einer Scheune zum Schlafen niedergelegt hatte, in der Nacht das Dach, die Balken, ja, das ganze Haus abgetragen wurde von später Eintreffenden, die das Material zum Lagern oder für ihre Feuer benutzen wollten.

Schon am Tage der Schlacht bei Malo-Jaroslawetz hatte Roos in dieser Hinsicht ein eigentümliches Erlebnis:

»Nachdem dieser Tag verstrichen war, legte ich mich in Gesellschaft einiger Kavallerieoffiziere unter den niedern Dachvor-

schuß eines Hauses schlafen. Die obere Hälfte des Körpers lag unter einem Strohdach, die Beine aber ragten auf bloßer Erde ins Freie vor. Wir schliefen längst, als auf einmal unser Halbdach von drei bis vier Menschen ergriffen wurde, die das Stroh weg=zogen, wodurch uns eine Menge Staub und Schutt auf die Ge=sichter fiel. Als würden wir von Räubern angegriffen, sprangen wir beim Erwachen auf. Ein jeder von uns griff nach einem die=ser Ruhestörer, in der Absicht, sie mit Ernst und Nachdruck ab=zuweisen. In der Dunkelheit berührte meine Hand eine nackende, eiskalte und so magere Brust, als ob ein trockenes Spinngewebe über die kalten Rippen gezogen wäre. Ich war nicht stark, konnte den Menschen nicht hart angreifen, er war aber so elend und schwach, daß er durch mein Berühren zur Erde fiel und sagte: ‚*O! mon Dieu! mon Dieu! quels hommes, quel pays, quelle misère, comme je suis malheureux, laissez=moi mourir!*' Ich glaube mehr erschrocken gewesen zu sein, als dieser Mensch, denn außer kal=ten Leichen hatte meine Hand nie etwas Ähnliches berührt. Mein Anteil an der Verteidigung unserer Lagerstelle war zu Ende; diese Menschen, es waren französische Infanteristen, gingen wei=ter, und wir legten uns wieder nieder.«

Diese Menschen gingen weiter. Bald aber sollte die Zeit kommen, wo sie nicht mehr weiter gingen, vielmehr, wie ein süd=deutscher Offizier anklagend berichtet, in verbissener Wut an die Häuser, aus denen sie zurückgewiesen wurden, Brand an=legten, in keiner anderen Absicht, als »um die drinnen befind=lichen Glücklichen auszuräuchern«.

Die von Moskau mitgenommenen Lebensmittel gingen zur Neige. Bis Malo=Jaroslawetz hatten sie gereicht; wenigstens wird von den verschiedensten Seiten zugegeben, daß bis dahin kein eigentlicher Mangel herrschte. Jetzt begann sich dieser in fühlbarer Weise geltend zu machen, und bald fanden sich die Moskauer etwa in der Lage derer, die im Lager von Tarutino gestanden hatten.

Die allmähliche Steigerung des Mangels illustriert das Tage=buch von Martens: Am 21. Oktober leert er, auf einem am Wege liegenden Mühlstein sitzend, mit seinem Bruder die letzte von Moskau mitgenommene Weinflasche. Am 23. konnte man noch

leicht zu allerlei Viktualien kommen, die größtenteils aus den Beständen der umgeworfenen und zerstörten Fuhrwerke stammten. Am Abend des 30. Oktober wird in Gschatsk die erste Katze verspeist: »um den Ekel, der mehr oder weniger jeden von uns anwandelte, einigermaßen zu verscheuchen, erzählte ich von den Gondolieren in Venedig, die einen Katzenschmaus, ohne wie wir in der Not zu sein, für eine Delikatesse halten.« Am 1. November wagt er, der Offizier, sich zum erstenmal an Pferdefleisch, das einige seiner Leute gekocht hatten; »es war aber sehr zäh und süßlich schmeckend, mir verging der Appetit, noch ehe mein Hunger gestillt war«. Auch Roos behauptet, daß es den Deutschen, selbst dem gemeinen Mann, anfangs sehr schwer geworden sei, sich mit dieser Kost zu befreunden. Derselbe berichtet von einer andern Eigentümlichkeit unserer Landsleute, daß sie immer nach Schmalz und Salz verlangt hätten, während der in dieser Hinsicht genügsamere Franzose ohne diese Zutaten seine Pferdeknochen abgenagt habe. Man suchte das fehlende Salz durch Schießpulver zu ersetzen; aber der beim Kochen nach unten sinkende Salpeter gab den Gerichten einen unangenehmen Geschmack und griff den Magen an.

Doch wer gesund war und in Moskau nicht des Guten allzuviel getan hatte, kam bis hierher noch leidlich durch, und nur Schwächere blieben jetzt schon am Wege liegen.

Schrecklich war dagegen die Lage der Verwundeten, sowohl der bei Malo-Jaroslawetz frisch Blessierten, wie auch derer, die man ringsumher aus den Hospitälern, besonders aus dem Hauptlazarett in Kolotzkoi, holte, um sie nicht in Feindes Hand fallen zu lassen. Über die ersteren berichtet Widnmann in folgenden Worten: »Diese Unglücklichen, von denen die meisten abgenommene Gliedmaßen hatten, wurden teils auf Wagen, teils auf Lafetten gefahren, teils ritten sie auf Landpferden. Obwohl nun einige ihrer Kameraden immer neben ihnen hergingen, stürzten doch von den letzteren viele von den Pferden, während die Fahrenden durch ihr Schmerzensgeschrei nicht minder unsere Teilnahme erregten. Diese schrecklichen Scenen verloren sich aber nach wenigen Tagen, da viele dieser Armen starben oder die Gefangenschaft den Leiden ihres Transportes vorzogen.«

Fast noch schlimmer erging es den meisten der aus den öden Räumen der russischen Klöster Herbeigeschafften. NAPOLEON hatte die Leerung sämtlicher Spitäler verfügt und befohlen, daß alle Fuhrwerke von den Verwundeten mitnehmen sollten, soviel sie konnten. So gerieten diese Armen unter das rohe Volk der Troßknechte und Marketender, die sich der unbequemen Lasten nach Möglichkeit zu entledigen suchten, sie, wenn sie ein Bedürfnis zum Absteigen hatten, im Stiche ließen und die Sterbenden von den Karren warfen. Hauptmann BORCKE erzählt, daß sich Verzweifelte eine Zeitlang an Wagen und Geschütze gehängt hätten, bis sie ermattet hinsanken.

Glücklich noch, wer wieder zu den Regimentskameraden kam, wenn auch nur, um im Kreise der Seinen zu sterben. Aus allen Winkeln krochen sie hervor, hilfeflehend, sobald sie eine Uniform ihrer Truppe erblickten. Es ist wieder WIDNMANN, der uns einen tragischen Fall dieser Art aufbewahrt hat:

»Als wir am 30. bei Moschaïsk vorbeikamen, ritten einige Kameraden dahin, um nach Lebensmitteln zu suchen. Als sie zwischen dem Schutt der Brandstätten herumritten, sahen sie einen Menschen in der Uniform eines bayrischen Kanoniers liegen. Sogleich eilten sie auf ihn hin und erkannten einen ihrer Kameraden, der verwundet in Moschaïsk zurückgelassen worden war. Der Unglückliche war noch am Leben, die Kanoniere legten ihn daher auf ein Pferd und brachten ihn zur Batterie, die eben das Biwak bezogen hatte. Als er sich etwas erholt hatte, erzählte er, daß er von seiner Wunde hergestellt worden, aber später erkrankt in Moschaïsk im Spital verblieben sei, bis die Kosaken nach dem Abzug der französischen Besatzung dasselbe geplündert und verbrannt hätten. Da sei auch er herausgekrochen und in einem Hofraum liegen geblieben, bis ihn endlich seine Kameraden gefunden hätten. Der Arme konnte keine Nahrung mehr zu sich nehmen und starb am zweiten Tage, glücklich, daß er seine letzten Stunden noch unter uns verleben konnte.«

Noch rührender ist die Geschichte eines sächsischen Unteroffiziers der Garde du Corps, namens BLANKENBERG aus Oberröblingen bei Sangerhausen, dem in der Schlacht von Borodino eine Kanonenkugel die Schenkel zerschmettert und dem beide

Beine dicht unter dem Leibe abgenommen worden waren. Bei der Räumung des Klosters Kolotzkoi wurde er zuerst von dem General v. Hammerstein in dessen Wagen mitgenommen, dann in Gschatsk an sein Regiment abgegeben und, da seine Wunden völlig geheilt, auf ein Pferd gebunden und mitgeführt. Er war stets heiteren und frohen Mutes und kam glücklich bis zur Beresina. In dem dortigen Menschengewühl ist mit Tausenden von andern der Unteroffizier Blankenberg aus Oberröblingen verschwunden.

Neben den Verwundeten forderten auch die Toten ihre Rechte. Einmal wenigstens, als man am 29. und 30. Oktober über das alte Schlachtfeld von Borodino ging. Ein wundersam ergreifendes Bild, dieses selbst dem Tode verfallene Heer, das ernst und schweigend an der Schädelstätte vorüberzog. Wenige der später Heimgekehrten haben uns die Beobachtungen vorenthalten, die sie beim Vorbeimarsche anstellten, und die Betrachtungen, die sie daranknüpften. »Es war das an dem blutigen Tage zertretene Korn aufgegangen,« sagt Roos, »und aus dessen Grün erblickten wir noch Leichen und tote Pferde.« Aber in welchem Zustande! Halbverwest, vom Herbstwind ausgetrocknet und mumienartig zusammengezogen; viele von Vögeln angefressen, von Raubzeug zerrissen. »Leicht erkannten wir an der Zahl der Schlachtopfer jene Stellen wieder,« bemerkt Widnmann, »an welchen der Kampf am ärgsten gerast hatte, und noch waren die Redouten mit einem Wall von Leichen umgeben.« Yelin muß mit seinen Leuten auf dem Totenfelde biwakieren, »wodurch der Schatten von Mut vollends draufging«. Zartbesaitete Seelen dachten an Freunde und Bekannte, »mit denen sie die Freuden der Jugend genossen« oder »die ernstbewegte Zeit bis hierher« durchlebt hatten, und die nun dort schliefen. Mancher ließ es sich nicht nehmen, nach den Gräbern von Kameraden auszuschauen. Sie waren schon mit welkem Laube bedeckt und verschwunden, und nur das roh gezimmerte Denkmal stand noch, das Marschall Ney seinem Freunde Montbrun auf der Walstatt hatte errichten lassen. Selbst ein Spötter wie Karl v. Suckow hat es nicht ohne Rührung betrachtet.

Tiefer angelegte, philosophisch angehauchte Naturen reflektierten wie Lord Byron auf dem Felde von Waterloo über die

Vergänglichkeit des Ruhmes, womit sich noch der Gedanke an das Vergebliche der ganzen Blutarbeit vom 7. September verband, die der abermalige Zug über diese Stätte des Todes nur zu deutlich den Teilnehmern vor Augen führte. »Das viele auf diesem Boden geflossene Menschenblut und die vor sechs Wochen mit so gewaltiger Anstrengung errungenen Vorteile hatten uns also zu nichts geführt!«, klagt Oberleutnant MURALT. Da regte sich ein bitteres Gefühl gegen den Mann, der sie in diese Fernen gelockt, namentlich bei denen, die ihn ohnehin nicht liebten. Auch der Kaiser ritt über das Schlachtfeld, mit gezogenem Degen, sein Gefolge hinter ihm her. Die Marschälle und Generale hielten den Hut in den Händen. »Bei dem Marsch war es nicht zu vermeiden,« sagt ein westfälischer Gardejäger, »daß wir fortwährend auf Leichen traten. Und er, der sie in Kampf und Tod gejagt hatte, ritt über sie hinweg. Ich möchte die Gefühle kennen, die in diesem Augenblicke die Seele des Kaisers durchströmten!«

Wohl denen, die auf den Höhen bei Borodino schliefen, über die eisig der Herbstwind dahinfuhr. Welchem Leben gingen die andern entgegen! Schon stand ihnen wieder ein Kampf bevor, der mit der Vernichtung eines Armeekorps geendet haben würde, wäre der Feind ein anderer gewesen. Man hat Gschatsk passiert, dessen noch stehende Häuser die Garden angesteckt haben, die auch die vorhandenen Vorräte aufzehrten, »so daß dem nachrückenden Heere nicht einmal ein Obdach hinterlassen wurde.« Das war eine Klage die sich immer wiederholen wird: diese vorn marschierenden Garden, die »Pflegekinder« des Kaisers, die den andern das wenige Brot wegnehmen.

Mit den Garden marschierte auch das 8. Armeekorps vorn. Beide Truppenteile hatten mit dem Kaiser schon die Stadt Wiäsma passiert, die von NEY besetzt war und der sich das 4. und 5. Korps (EUGEN und PONIATOWSKI) näherten. DAVOUT, der bis dahin die Nachhut führte, war noch zurück. In dieser kritischen Lage wurden die Franzosen von MILORADOWITSCH, neben WITTGENSTEIN dem unternehmungslustigsten der russischen Führer, in der linken Flanke angefallen. Die Absicht der Russen war, das 1. Korps abzuschneiden. Hätten sie diesen Plan in dem etwas rückwärts (nach Gschatsk hin) gelegenen Defilee von Zarewo-Saimitsche ausge-

führt, so war DAVOUT geliefert. Aber auch wie die Sachen lagen, befand er sich in bedrängtester Lage und vermochte sich nur mit großen Verlusten durchzuschlagen.

Hierbei kam ihm EUGEN zu Hilfe, der — wie später NAPOLEON selbst bei Krasnoi — kehrt machte, um dem bedrängten Waffenbruder Beistand zu leisten. Das Treffen bei Wiäsma zeigt vier verschiedene Momente, in deren letztem es den Franzosen gelungen ist, nach der Stadt selbst hineinzukommen, um die herum sie unter beschwerlichen Umständen kampieren. Die französische Befehlsführung war, wie stets in des Kaisers Abwesenheit, nicht einheitlich; aber der Ruhm des Tages gebührt wie bei Malo-Jaroslawetz vorzugsweise EUGEN. Die Berichte über die taktischen Evolutionen gehen wieder weit auseinander. Wie verschieden die einzelnen Ereignisse erzählt werden, mag der interessante Umstand beweisen, daß die bei dem Korps des Vizekönigs stehenden Bayern nicht einmal über den Platz, den die einzelnen Regimenter eingenommen, ob rechts oder links der Moskauer Straße, untereinander einig sind. Dagegen steht fest, daß sie sich sehr gut hielten, und da verschiedene ihrer Regimenter hier zum letztenmal geschlossen auftreten, so wollen wir ein paar Spezialberichte darüber folgen lassen. Graf PREYSING stellt die Hergänge bei seiner Division folgendermaßen dar:

»Um 3 Uhr früh wurde aufgebrochen. Schon nach einigen Stunden hörten wir ganz nahe hinter uns eine so lebhafte Kanonade, daß der Vizekönig besorgte, unsere große Arrieregarde, das 1. Armeekorps, möchte durchbrochen worden sein, und wirklich sahen wir auch bald darauf einige tausend Traineurs und Unbewaffnete von diesem Korps in größter Unordnung fliehen, die, von Kosaken verfolgt, zu Hunderten totgestochen wurden, weshalb unsere schon nahe an Wiäsma befindliche Artillerie zurückberufen wurde. Fast im nämlichen Augenblick wurde auch unsere Infanteriekolonne in ihrer linken Flanke von einer feindlichen Batterie sehr lebhaft beschossen. Ich rückte sogleich mit der Kavallerie dahin und kam eben noch zur rechten Zeit, um die von Kosaken zurückgedrängten und verfolgten Tirailleurs aufzunehmen, deren jedoch schon eine beträchtliche Menge niedergestochen war. Die Kosaken zogen sich wieder in das Holz zurück,

und wir blieben, durch eine kleine Anhöhe vor dem feindlichen Feuer etwas gedeckt, noch mehr als eine Stunde stehen, während welcher Zeit von uns Batterieen aufgefahren und auch die Arrieregarde mit dem Feinde engagiert wurde. Hierauf zogen wir uns auf die rechte Seite des Weges und stellten uns mit der Brigade VILLATA und GUYON[1] in einer Linie auf, um dem so raschen Vorrücken des Feindes, dem die Arrieregarde keinen Widerstand mehr leistete, einigen Einhalt zu tun und um unserer Artillerie und Bagage Zeit zu verschaffen, das schwierige Defilee passieren zu können.

Die Schlacht wurde allgemein, und wir wurden sehr lange Zeit von feindlichen, leider sehr gut bedienten Batterieen, die von den unsrigen wegen Verschiedenheit des Kalibers nicht erreicht werden konnten, auf das lebhafteste beschossen. Da späterhin eine bedeutende Anzahl Kavallerie gegen uns aufmarschierte, so rückten wir ihr sogleich entgegen; sie bezeigte aber wenig Lust, sich mit uns einzulassen, obgleich sich während unseres Vorrückens eine reitende Batterie hinter einer Anhöhe in unsere linke Flanke gezogen hatte und einen Kartätschenregen über uns verbreitete, wodurch wir, um nicht gänzlich abgeschnitten zu werden, gezwungen wurden, einige hundert Schritte zurückzugehen. Mehrere polnische und französische Kavallerieregimenter kamen an und formierten sich im zweiten Treffen, blieben aber nicht lange an dieser so stark beschossenen Stelle, sondern eilten durch die Stadt zurück.

Die Tirailleurs des rechten Flügels wurden so gedrängt, wodurch wir in Gefahr kamen, von der Stadt ganz abgeschnitten zu werden, daß ich eilends zu ihrer Unterstützung dahin eilen mußte. Auf dem Weg dahin stürzte auf einmal eine uns weit überlegene Anzahl Dragoner aus einer Schlucht auf uns, machte aber vor einer so kleinen Anzahl Chevaulegers rechtsum kehrt und kam nicht wieder zum Vorschein. Da nur noch ein kleiner Teil unserer Infanteriedivision diesseits des Defilees war, so formierte sich die Kavallerie in zwei Treffen und zog sich so, vom feindlichen Geschütz auf allen Seiten beschossen, langsam gegen die Stadt zurück.

---

[1] Die Brigaden Villata und Guyon gehörten zur italienischen Kavalleriedivision Ornano, deren Chef seit Anfang September auch die zum 4. Korps gehörigen bayrischen Chevaulegersregimenter unterstanden.

Meine ohnehin schon so sehr zusammengeschmolzenen Chevaulegersregimenter verloren an diesem Tage über die Hälfte, besonders das 3. und 6., welche den feindlichen Geschützen am meisten bloßgestellt waren. Von diesem Tage stellten unsere Kavallerieregimenter kaum mehr Kadres von Eskadronen dar.«

Auch das vom Grafen Preysing nicht genannte 4. Chevaulegersregiment hatte sich in dem Kampfe bei Wiäsma mit Ruhm bedeckt. »Das 4. Regiment,« bemerkt Oberleutnant v. Flotow in seinem Tagebuch, »hatte eine schöne Affäre mit den feindlichen Dragonern gehabt, deren viele niedergehauen und einige zwanzig zu Gefangenen gemacht wurden.« Es war wirklich eine »schöne Affäre«, wenn man namentlich den beiderseitigen Zustand der kämpfenden Truppen berücksichtigt. Unsere Neugier wird durch einen etwas ausführlicheren Bericht des Majors v. Bieber befriedigt, der daran teilnahm und an demselben Tage noch eine besondere Bravourtat ausführte, den eigenhändigen Fang eines Kosakenoffiziers, der, zum Prinzen Eugen gebracht, über die Stellung der Russen ausgefragt werden konnte. Major v. Bieber stellt die Attacke seines Regimentes in folgender Weise dar: »Das 4. Regiment, ungefähr noch 130 Pferde stark, befand sich an diesem Tag an der Tete des 4. Korps, welches eben in direkte Verbindung mit dem 3. unter Ney, das schon einen Tag früher das Defilee jenseits Wiäsma besetzt hatte, getreten war. Es mochte sich kaum auf eine halbe Stunde Wiäsma genähert haben, so erhob sich plötzlich eine äußerst heftige Kanonade, mit Kleingewehrfeuer begleitet, im Rücken, welches sich in einem Augenblick selbst bis zum 4. Korps vorwärts verbreitet hatte. Der Vizekönig, ganz in der Nähe des 4. Regiments, erteilte dem Obersten Seyssel[1] den Befehl, links von der Straße aufzumarschieren, während er bemüht war, die etwas rückwärts gelegenen Anhöhen auf beiden Seiten der Straße mit seiner Infanterie zu besetzen. General Preysing mußte sich mit den drei andern Regimentern rechts der Straße, wo der Feind die meiste Kavallerie zeigte, begeben. Als der Vizekönig seine Schlachtlinie geordnet hatte und die besonders vom Feinde heftig angefallenen Korps Davout und Poniatowski sich durch ihn durchzuziehen begannen, da beorderte er im nämlichen

[1] Kommandeur des 4. Chevaulegersregiments.

Augenblick, als ein feindliches Dragonerregiment *en ligne* sich der großen Straße genähert, um vermutlich ein in der Vertiefung der Position sich noch zurückziehendes Karree Polen anzufallen, das 4. Regiment, eine Anhöhe hinaufzurücken, um dieses Karree zu unterstützen. Im Tale angekommen, ward bald ein Hügel entdeckt, welcher es möglich machte, sich dahinter gleichsam im Versteck aufzustellen. Das 4. Regiment mochte sich etwa eine gute Stunde hinter diesem Versteck befunden haben, als wirklich das ebengenannte feindliche Dragonerregiment, etwa 300 Pferde stark, *en fronte* über die Straße im Trabe rückte, um das Viereck polnischer Infanterie anzufallen. Die feindliche Reiterei rückte in guter Ordnung dem Karree bis auf beiläufig 300 Schritt nahe, ohne von dem Versteck des 4. Regiments etwas geahnt zu haben, als dasselbe plötzlich, nachdem der Feind auf gleicher Höhe angekommen war, aus seinem Hinterhalt mit gewohntem Eifer hervorbrach, auf die feindliche rechte Flanke zuerst einhieb und eine solche Verwirrung herbeiführte, daß jeder der Feinde sein Heil in schneller Flucht suchte. Der Zufall wollte, daß ein mit der feindlichen Artillerie parallel laufender, mehrere Fuß tiefer und breiter Graben, über den nur eine etwa sechs Fuß breite Brücke den Übergang gestattete, die feindliche Reiterei auf ihrer Flucht aufhielt und besonders dadurch die Niederlage vollendete. . . . Die Niederlage des Feindes war beträchtlich, und gegen 40 Reiter mit ebensoviel Pferden fielen in Gefangenschaft. Der diesseitige Verlust bestand in wenigen Toten, Verwundeten und Gefangenen.«

Traurig lautet der Schluß des Berichts über die glänzende und den Umständen nach besonders ehrenvolle Kriegstat: »Dieses war die letzte Affäre, an der das 4. Regiment als Regiment teilnahm.«

Ein ähnliches Los traf die württembergischen Reiter der Brigade Beurmann, die mit dem Neyschen Korps südlich von der Stadt Wiäsma selbst stand. Die Division verlor bei dem russischen Angriff zwei Kanonen, die von dem 2. Chevaulegersregiment zurückerobert wurden. Auch bei den Württembergern war das die letzte größere Attacke, die sie ausführten.

Das Treffen von Wiäsma war der erste heftige Stoß, den die Armee auf dem Rückzug erlitten. Obwohl die militärische Ehre gerettet und der Versuch des Gegners, ein Korps zur Waffen-

streckung zu zwingen, mißlungen war, waren die Verluste beträchtlich. Etwa 7000 Mann waren tot, verwundet oder gefangen, darunter allerdings einige tausend Nachzügler. Auch war es bedenklich, daß den Russen auf dem weiteren Vormarsch die Zeichen der inneren Zerstörung in der französischen Armee nur allzu sichtbar entgegentraten. »Seit dem 4. November,« schreibt der im russischen Heere als Korpskommandeur stehende Herzog Eugen von Württemberg, »fanden wir den Weg mit den Spuren des Treffens bedeckt. Es gingen diese ins Unzählige. Die ganze Umgegend erschien als ein ungeheures Schlachtfeld.«

Das waren nicht allein »Spuren des Treffens«, was der Herzog sah. Ungefähr gleichzeitig mit der Schlacht bei Wiäsma trat ein Witterungsumschlag ein, der im Verein mit den andern Übelständen die Lage wesentlich verschlimmerte.

Die Aussagen der Zeugen darüber sind allerdings so verschieden wie diese selbst. »Bisher hatten wir gelinde Witterung gehabt,« sagt der Herzog Eugen vom Tage von Wiäsma. Dagegen hat Martens schon am 29. Oktober die Luft »eisig kalt« gefunden. Nach Meerheim hatte es am 29. bereits stark gefroren. Doch ist hier wohl immerhin noch von wenigen Graden die Rede, und im übrigen mögen Gedächtnistäuschungen, Verschiedenheit des Beobachtungspunktes, der persönlichen Lage und Empfindlichkeit die Abweichungen in den Temperaturangaben veranlaßt haben. In einem russischen Generalspelz und mit vollem Magen fing man später an zu frieren als in den fadenscheinigen Uniformen der französischen Infanteristen und der sächsischen Reiter.

Merkwürdiger ist, daß auch eine Erscheinung, die sich etwas tiefer einzuprägen pflegt, sehr verschieden gemeldet wird: der erste Schneefall. Roos, bei dem sich allerdings auch sonst kleine Ungenauigkeiten in den Daten finden, setzt ihn auf den 3., Major v. Lossberg in Übereinstimmung mit dem Herzog Eugen auf den 4., Hauptmann v. Linsingen auf den 5., der Westfale Wagner erst auf den 6. November an. Dagegen behauptet der sächsische Major Scheffel, daß in der Gegend von Wereia am 27. Oktober der erste Schnee gefallen wäre. Der bayrische Oberleutnant Muralt will einen — wohl vereinzelten — Schneefall schon auf dem Wege nach Malo-Jaroslawetz erlebt haben. Französische Berichte lauten wieder anders.

So viel ist jedenfalls sicher, daß der Winter, der im Jahre 1812 etwas später als gewöhnlich in Rußland eintrat, in der ersten Novemberwoche seine scharfen Krallen hervorstreckte. Am 6. marschierte der Herzog von Württemberg »in stetem Schneegestöber«. Roos meldet vom gleichen Tage, daß er, in dicken Nebel gehüllt und von Frost gequält, hinter Dorogobusch weitergegangen sei: »Man zog die Mäntel über Mund und Nase, bis zu den Augen hinauf, um diese Teile vor dem Erfrieren zu bewahren; der Nebel erlaubte überdies nicht, den dritten oder vierten Mann vor oder hinter sich zu erkennen. Der Marsch dauerte bis gegen Mittag fort, wo dann der dicke Nebel verschwand und die Luft heiterer wurde. Man machte Halt, schmolz Schnee, um Kaffee, wer welchen hatte, zu bereiten und solchen hastig zu trinken.« Roos' Angaben werden in diesem Punkte von andern bestätigt, und Martens behauptet, daß am 7. die – schon seit mehreren Tagen währende, allerdings zeitweise von Tauwetter abgelöste – Kälte schon »auf einen hohen Grad« gestiegen sei. Das Thermometer sank schnell bis – 12°, und soll zur Zeit der Ankunft in Smolensk schon die beträchtliche Tiefe von – 16°, nach anderen Meldungen von – 19° Reaumur erreicht haben. Martens und Graf Preysing sprechen sogar von – 22°.

Die Signatur dieser Staffel des Rückzuges ist daher das eintretende Massensterben. Die Smolensker Straße glich einem Schlachtfelde, auch an Stellen, wo nicht gekämpft worden war. »Am 6. November,« meldet wieder der Herzog Eugen, »wo wir bis nach Boldin marschierten, kostete es Mühe, all die Hindernisse zu übersteigen, welche uns die Zerstörung des Feindes selbst entgegnete. Unübersehbare Haufen von Leichen, tote Pferde, umgeworfene Kanonen und Wagen, zerstreute Waffen, vorzüglich an den Übergängen über kleine Defileen angehäuft, erschwerten unser Vorschreiten. Man glaubte an hier liegenden erstarrten Menschen ganze Armeen zu sehen.« Wie sang Lord Byron?

Du andres Element! das ernst und still
Lehrt, was der Kriegesfürst nicht lernen will, –
Des eis'ger Flügel rauscht um jeden Zug,
Bis jede Flocke Helden niederschlug,
Das leise fraß mit scharfem Biß und Krallen,
Bis Heere lautlos waren hingefallen!

»In dem Biwak, welches wir heute Morgen verlassen haben,« schreibt Lossberg am 7. November, »hat das Regiment einige zwanzig Mann müssen liegen lassen, denen es die Kräfte nicht gestatteten, den Marsch fortzusetzen. Viele davon waren im Sterben begriffen, und der Abschied war ein herzzerreißender Augenblick.«

Von den Resten des zum Korps des Marschalls Davout gehörigen mecklenburgischen Kontingents kamen in einer der folgenden Nächte 36 Mann um. Dabei waren die Mecklenburger überhaupt nur bis Dorogobusch gewesen, wo sie zur Besatzung gehört und sich der übrigen Armee auf deren Rückzug angeschlossen hatten. Ein anderes Beispiel: Der Generalstabschef der württembergischen Truppen v. Kerner hatte in der Nacht vom 7. auf den 8. November in einer Scheune geschlafen. Als der Morgen graute, ging er ins Freie, kehrte aber gleich darauf in die Scheuer zurück und sagte zu den dort anwesenden Offizieren: »Nun habe ich das Schrecklichste in meinem Leben gesehen. Draußen auf der Ebene liegen unsere Leute, wie sie sich abends um die Feuer gelagert haben, erstarrt, erfroren und tot umher.« So wirkten die Anfangsscenen des allgemeinen Sterbens auf Menschen, die Gefühl besaßen. Roos, der bei jenem Auftritt zugegen war, schätzte die Zahl der auf dem Lagerplatze Verendeten auf mehr als 300: »An den Kleidungen erkannte ich viele von unsern Truppen, besonders vom Regiment Kronprinz.« Die Hessen sahen laut Röders Aufzeichnungen »gar nicht mehr nach, wer fehlte oder im Biwak liegen blieb; man stellte nur, geordnet in den Kompagnieen, Bataillons usw. auf, wer gerade erschien, und die Regimenter marschierten sofort ab.«

Und dann, dann kamen die Bestien des Waldes, auch mitgenommene Hunde, die, »das noch lebende Fleisch von den Füßen und Händen Unglücklicher rissen, die sich der Tiere nicht erwehren konnten und deren Qual um so höher stieg, als in vielen Fällen Bewußtsein und Gefühl unbeeinträchtigt waren.«

Aber die grausamste Bestie ist der Mensch. Jetzt, wo der Feind von Tag zu Tag kraftloser wurde, war die goldene Zeit der Kosaken, die ihn fortwährend umschwärmten, müde hetzten, zu Tode jagten. Vorzüglich hatten sie es auf Nachzügler und Bagage

abgesehen, wobei ihnen ihre Fechtart trefflich zu statten kam. Über das Los der Gefangenen werden uns eingehender am Schlusse des Buches die wenigen Glücklichen berichten, denen eine mehr als gnädige Fügung des Schicksals erlaubt hat, aus russischen Ketten in die Heimat zurückzukehren. Am schrecklichsten war die Lage derer, die in dieser Zeit gefangen wurden, wo die Volkswut den höchsten Grad erreichte und sich an massenhaften Opfern sattfraß.

Die Kosaken, bei denen die Raubgier alle andern Gefühle überwog, plünderten die Gefangenen rein aus, bis aufs Hemd, nahmen ihnen oft selbst dieses, und so wurden die Opfer allen Unbilden des nordischen Winters überantwortet, der die meisten schnell hinraffte.

Während der Gefechte, überhaupt wenn noch bewaffnete Truppen der Feinde in der Nähe waren, vor allem Geschütze, deren »Begrüßung sie«, wie ein sächsischer Offizier ironisch sagt, »nicht liebten«, nahmen sich die Kosaken nicht erst die Zeit, ihre Gegner gefangenzunehmen, sondern pflegten sich mit einer oberflächlichen Leibesvisitation zu begnügen. Zum Tode erschrocken, kamen die Mißhandelten oft bei ihren Truppenteilen wieder an. »*Monsieur, j'ai été cosaqué* oder *On nous a cosaqués*« (»man hat uns kosakiert«) hörte Suckow die blutjungen französischen Konskribierten rufen, »die bei Annäherung dieser von ihnen so gefürchteten bärtigen Männer stets von panischem Schrecken ergriffen wurden.« Das Gefühl der Wehrlosigkeit dem unaufhörlich verschwindenden und immer wiederkehrenden Feinde gegenüber ergriff auch ältere Soldaten; die Kosakenfurcht erscheint als eins der unzweifelhaftesten Symptome des Zusammenbruchs der einst so stolzen Armee. Sergeant Leifels sah einen westfälischen Gardejäger namens Quidde, der, der Gesellschaft dieser Unholde entronnen, bei seinen Leuten wieder eintraf, aber bald irre redete und starb. Er hatte freilich eine Stunde in blasser Todesangst zubringen müssen, da ihn ein Kosak an einen Baum gebunden und als Zielscheibe benutzt hatte.

Zu der niederträchtigen Behandlung ihrer Gefangenen wurden die an sich zumeist mehr beutelustigen und brutalen als eigentlich grausamen Kosaken oft erst durch die Landbevölkerung aufge-

stachelt, deren Rachsucht jetzt die wildesten Orgien feierte. In Dorogobusch hatte Marschall Ney, der von Wiäsma ab die Arrieregarde führte, ein Gefecht zu bestehen, nach dessen Beendigung eine Anzahl Ermatteter in einem jenseits des Dnieper gelegenen Vorort zurückgeblieben war. Einer von Kutusows Adjutanten hat dem Blutbade beigewohnt, das die Bewohner dieser Vorstadt unter den Waffenlosen anrichteten: »Dorthin waren unsere Truppen noch nicht eingedrungen, und verlaufene Franzosen hielten sie besetzt. Sie wollten daselbst nur nächtigen und dann weiter rennen, vorwärts oder rückwärts, wie es kommen würde. So armselig war ihr Zustand, daß sie auf mein Erscheinen gar nicht acht hatten, und als ich selbfünfen in ein Haus trat, darin sich ein Dutzend von ihnen einquartiert, ließen sie sich ohne Widerstand hinaustreiben. Der Herr des Hauses, ein Kleinbürger, hatte früher im Heer gedient und konnte, wie es sich bald zeigte, leicht in patriotischer Gesinnung auflodern. Kaum hatte er mich als einen Offizier des russischen Heeres erkannt und mein Ordenskreuz erblickt, als er tief sich verneigend mich demütig grüßte und sich bekreuzigte, dann aber plötzlich aufraste, ein Messer ergriff, hinaus auf die Straße rannte und mit solcher Wut und Schnelligkeit vier Franzosen niederstach, daß ich ihn daran gar nicht zu verhindern vermochte. Nachdem solches geschehen, erhob er ein furchtbares Geschrei, rief die Nachbarn aus ihren Häusern hervor und forderte sie auf, die Fremdlinge alle niederzumachen. Selbst fuhr er fort, jeden Franzosen, dessen er ansichtig ward, mit seinem Messer niederzustechen. Bald fand er Nachahmer, und ein grauenhaftes Gemetzel begann auf den Straßen und in den Häusern. Die Franzosen, meist unbewaffnet, ermüdet, abgehungert, waren nicht imstande, der plötzlich erwachten Wut Widerstand zu leisten, und suchten sich über Zäune hinüber ins Weite zu retten. Was nicht auf solche Art entkam, fiel den Würgern in die Hände, die nicht aufzuhalten und zu beschwichtigen waren.«

Die Hölle war losgelassen. Nach der Schlacht bei Wiäsma sah der englische Militärattaché Wilson eine Schar von Furien um einen Baumstamm tanzen, auf dem 60 Menschen mit den Köpfen festgebunden lagen, denen die Megären nach dem Takte eines Nationalliedes mit dicken Knütteln die Schädel zerschlugen. Einen

ähnlichen Vorgang hat der westfälische Leutnant WACHSMUTH aus der Nähe mit angehört. »Der Schall der gräßlichen Keulenschläge und das Schreien und Wimmern der Schlachtopfer« ließ ihm und seinen Begleitern das Blut in den Adern erstarren.

Sogar die raffinierten Grausamkeiten der spanischen Guerilla=banden fanden auf russischem Boden Nachahmung. Es kam vor, daß die Muschiks, die ihre Opfer, die sie selbst gefangen oder den Kosaken abgekauft hatten, mit Stroh umwickelten und an=zündeten, um sich an dem Geschrei und den Zuckungen der Ge=marterten zu weiden.

Religiöse Wahnvorstellungen haben wie in Spanien dabei mit=gewirkt. Wir werden später hören, daß der gemeine Russe die Westeuropäer, und zwar unterschiedslos, für ungetaufte Heiden hielt, die von dem »Antichristen« NAPOLEON in ihr Land geführt seien, um das »heilige Rußland« zu verderben. So war dies ja der blöden Menge in den Manifesten dargestellt worden, die man von Petersburg und aus KUTUSOWS Hauptquartier geschickt und auf den Märkten verlesen hatte.

Welcher Mut gehörte unter solchen Umständen dazu, sich von der Straße seitwärts zu wagen, um, wie nicht nur noch geschlossene Abteilungen, sondern auch einzelne es taten, für Roß und Reiter Nahrung zu suchen. Nur die Not konnte dazu zwingen.

Und es war schon jetzt um Roß und Reiter schlimm bestellt, wenn auch in manchem Buche übertriebene Vorstellungen hier=über herrschen, genährt durch Berichte von Teilnehmern selber, die, in den späten Abendstunden des Lebens schreibend, die ver=schiedenen Phasen des Rückzugs durcheinanderwirren. Bei den Hessen gab es z. B. noch einiges Hornvieh, dessen Fleisch in kleinen Portionen unter die Soldaten verteilt wurde, die allerdings zumeist nicht sparsam damit umgingen und bei den großen An=strengungen noch ein »Mitternachtsessen« für nötig hielten, ob=wohl die Offiziere sie zu äußerster Sparsamkeit anhielten. Im allge=meinen ging der Deutsche, seinem bedächtigen Wesen entsprechend sparsamer mit den noch vorhandenen Vorräten um, während die französische Leichtfertigkeit schneller verschwendete, auch ver=darb, was andern noch hätte zugutekommen können. So hatten auch in Dorogobusch wieder die Garden alles verbrannt und ver=

wüstet. Auch wundern sich Deutsche über die Gedankenlosigkeit, mit der mancher Franzmann zu einer Zeit, als das Geld täglich im Preise sank, Lebensmittel und notwendige Gebrauchsgegenstände noch versilberte. Roos erstand auf diese Weise ein Paar mit Flanell gefütterter samtener Reisestiefel, in damaliger Lage ein Besitz von unschätzbarem Werte.

Das anfangs verabscheute Pferdefleisch war ein Hauptnahrungsartikel geworden. Es wurde in jeder Form gegessen. Mit Mehl und Essig in saurer Brühe zubereitet, wie es Roos einmal von einer Soldatenfrau vorgesetzt wurde, schmeckte es »köstlich«, und auch Prinz Emil von Hessen bewunderte den Geschmack einer Pferdekarbonade, die er, wohl um seinen Leuten das Gericht annehmbar erscheinen zu lassen, eines Abends mit ihnen verspeiste. Das Fleisch wurde mit Schneewasser gekocht, an Säbeln und Bajonetten gebraten oder, wenn die mit schwälenden Fichtenstämmen angemachten Feuer nicht brennen wollten, geräuchert. Es kam vor, daß an besonders schlimmen Tagen Batteriechefs für ihre Mannschaft ein paar Gäule opferten, die nicht mehr lange hätten laufen können. Aber gewöhnlich fielen diese von selbst; ihr Ende wurde jetzt auch noch durch die Glätte der Straße beschleunigt, auf der sie keinen festen Fuß fassen konnten. Der fehlerhafte Hufbeschlag war schuld daran und der Mangel an Eisnägeln und Eiskrampen, die unbegreiflicherweise in dem ganzen Heere kaum vorhanden gewesen zu sein scheinen, mit Ausnahme des polnischen Korps, das infolgedessen einen verhältnismäßig großen Teil seines Artilleriebestandes nach Warschau zurückbrachte. Versuche, dem Übelstand in elfter Stunde abzuhelfen, wurden zwar einzeln gemacht; es fehlte an Material. Leissnig erzählt, daß sein Regiment überhaupt keine Feldschmiede mitgenommen hätte (!); andern Truppenteilen gingen sie auf dem Rückzug verloren.

So war also Pferdefleisch vorhanden, wenn auch lange nicht in genügender Menge. Und in welchem Zustande! Yelin erzählt, daß beim Braten aus dem kranken Fleisch vieler Tiere eine gelbe Brühe »wie Eiter« herausgequollen sei, bis es nach und nach zu Kohle verbrannte, worauf man es hastig verzehrte. Der Ekel war überwunden.

Und noch ein anderes Gefühl starb nach und nach dahin. Anfangs wurde den fallenden oder gestohlenen Pferden noch ein Gnadenschuß oder -stoß gegeben. Schon dabei ging es in der Regel oberflächlich genug her. »Ich habe manches Pferd am Wege gefunden«, sagt LOSSBERG, »dem ein Schenkel abgeschnitten war und das noch lebte«. »Oft ohne den Tod des Tieres abzuwarten,« schreibt auch LINSINGEN, »schnitten sie die Stücke aus der Keule, rissen den Bauch auf, um die Leber zu erhalten«. Auch die Zungen wurden den armen Gäulen aus den Mäulern geschnitten. Endlich war das Schauerbild fertig, das wir bei YELIN finden: »An das Erschießen dachte kein Mensch mehr, sondern man schnitt dem noch lebenden Tiere seinen Teil ab, die (!) mit auseinanderstehenden Füßen, oft an allen Seiten blutend — zitternd und betäubt noch stehend zu sehen waren, bis sie endeten.« Auch das Garwerden des Fleisches konnten die Hungrigsten nicht mehr erwarten; sie verschlangen es roh, und die Gier, mit der das geschah, und die blutbesudelten Uniformen machten auf die Umstehenden einen widerlichen Eindruck.

Wir sind in der kritischen Zeit angelangt, wo die Bande der Disziplin, die in der auch jetzt der Zahl nach immer noch nicht unbedeutenden Armee von vornherein keine allzu feste gewesen war, auseinanderzufallen begannen. Doch ist auch in dieser Hinsicht manches übertrieben worden. Wenn LINSINGEN schon am 9. November notiert: »Es schien in der Armee keinen Befehl mehr zu geben, ganz sicher gab es keinen Gehorsam mehr,« und wenn MARTENS in denselben Tagen sagen kann: »Niemand befahl, niemand gehorchte mehr, selbst der stolze NAPOLEON streckte nun seine Hand aus nicht zum Befehl, sondern sie zu erwärmen,« so sind das hübsche rhetorische Antithesen, die aber nicht ganz der Wirklichkeit entsprechen. Wo sollten die fast 40 000 Mann hergekommen sein, die sich bei Wiäsma mit den Russen schlugen, woher die Tausende, die sich später bei Krasnoi opferten, wenn es keinen Befehl und keinen Gehorsam mehr gab? Aber es ist schon richtig, daß diese Wörter jetzt nur noch für einen immer kleiner werdenden Teil des Heeres Sinn und Bedeutung mehr hatten. Wenn man die Ziffern zu Rate zieht, daß die bei Wiäsma kämpfenden Truppen nur 14 Tage vor-

her doppelt so stark gewesen waren, daß das »seit dem Abzuge von Moschaïsk von dem Feinde nicht beunruhigte westfälische Korps« bei seiner Ankunft in Smolensk kaum noch 1500 Mann zählte, so sind diese gewaltigen Verluste nicht allein dem Frost und Hunger zuzuschreiben. Oder höchstens einer indirekten Einwirkung dieser Übel. In einem aus einheitlicheren Elementen bestehenden und durch straffere Zucht zusammengehaltenen Heere hätte es wohl kaum geschehen können, daß schon in dieser Zeit täglich Hunderte aus den Reihen verschwanden, um, einzeln oder in Gruppen vereinigt, oft mit Train und Troß und Marketendern vermischt, auf eigene Faust zu leben und sich durchzuschlagen.

Bis zur Beresina mag die Zahl dieser Nachzügler sich ziemlich gleich geblieben, ja, sie wird noch gewachsen sein, da sich die Abgänge infolge von Tod, Liegenbleiben und Kosakenfang täglich durch neuen Zuwachs von solchen ergänzten, die, kampfesmüde, erschöpft oder von ihren Truppenteilen abgekommen, sich jenen zugesellten. Auch die abgesessene Kavallerie vermehrte die Scharen der »Isolierten«, unter denen sich auch eine Menge überzähliger Offiziere befanden. So hat beispielsweise Leutnant Suckow eigentlich den ganzen Rückzug von Moskau bis zum Njemen als Privatmann ausgeführt, ohne sich im geringsten um die stattfindenden Kämpfe zu kümmern, an denen teilzunehmen er sich sogar offen weigerte.

Dieses unrühmliche Verhalten veranlaßte die noch waffenfähigen Mannschaften zu einem harten und oft grausam erscheinenden Verfahren gegenüber den Isolierten, die sie von den Biwakfeuern vertrieben und denen sie die Vorräte wegnahmen, die diese — Gott weiß, wo — gesammelt, meist gestohlen hatten. Denn es ist zu keiner Zeit und an keinem Orte mehr gestohlen worden als zur Zeit des Rückzugs in Rußland. Deutsche und Franzosen, Italiener, Illyrier und Polen, sie waren sich darin alle gleich oder doch nur dem Grade nach und wenig voneinander verschieden. »Selten war's,« sagt der französische General Griois, »daß sich bei der Ankunft im Biwak nicht einer über einen Diebstahl beklagt hätte«. Er selbst verlor auf diese Weise hintereinander fünf Pelze. Martens wurde in Smolensk sein Pferd ge-

stohlen, während Wedel schon früher auf gleiche Weise seinen Fuchs verloren hatte.

Viele büßten so ihre letzte Habe und, infolge davon, bald auch ihr Leben ein, andere die kostbaren Aufzeichnungen, die sie während des Krieges gemacht hatten und die sie später nur mit viel Mühe und unvollkommen nach dem Gedächtnisse wieder zusammenzubringen vermochten. In dieser Lage befand sich Roos, dem zwischen Moskau und Smolensk Degen und Brief-tasche entwendet wurden. Not macht erfinderisch, und die Gewandtheit der Diebe grenzt ans Unglaubliche. Den Schlafenden wurden die Tornister unter dem Kopfe weggezogen, am hellen Tage den Reitern die Mantelsäcke von den Pferden geschnitten. Es kam selbst vor, daß ein Bursche oder Bedienter, der ein Pferd hinter sich herführte, plötzlich mit den leeren Zügeln dastand, während das Rößlein verschwunden war. Nur die physische und seelische Depression, die die Besitzer dieser Schätze ergriffen hatte, macht das erklärlich.

Wenn solche Vorgänge schon unter der noch waffenfähigen Mannschaft gang und gäbe waren, so ging die Frechheit der »Traineurs«, wie die Franzosen sie nannten, noch viel weiter. Tausende von ihnen gehörten zu den schwächeren Existenzen, die man bemitleiden kann. Aber es sammelten sich unter ihnen auch alle schlechteren Elemente, moralisch minderwertig, aber körperlich oft starke Kerle, die sich dem Dienst entzogen, »um«, wie Markgraf Wilhelm v. Baden-Hochberg sagt, »in der allgemeinen Not ihre Habsucht zu befriedigen.« Das waren die eigentlichen Marodeurs, die schon früher so viel Unheil angerichtet hatten.

Jetzt nahm das Marodeurwesen einen erschreckenden Umfang an. Wie auf dem Hinmarsch bildeten sie Banden, die im Gegensatze zu der großen Mehrzahl der Isolierten, die Säbel und Gewehr meist weggeworfen, oft gute Waffen besaßen. Mit diesen wußten sie sich der Feinde zu erwehren. Aber bald war ihnen alles »Feind«, was sich ihrem Treiben widersetzte oder Besitztümer hatte, nach denen sie lüstern waren. Nicht selten mit russischen Mänteln und erbeuteten Piken ausgestattet, griffen sie Nachzügler und Vereinzelte an. Suckow, der ein offenes Ohr für alle Neuigkeiten hatte und auch hinlängliche Muße fand, deren zu sammeln, will

wissen, daß mancher den Anwohnern des Don zugeschriebene Überfall von solchen Pseudokosaken ausgeführt wurde. François Bourgogne, ein tapferer Soldat der Kaisergarde, dessen freilich etwas romanhaft aufgeputzte »Kriegserlebnisse« zu den spannendsten Erzählungen aus dem russischen Feldzug gehören, will nach dem Einrücken in Smolensk in einem Keller unter eine derartige Gesellschaft geraten sein, zu der leider auch ein paar Deutsche gehört haben sollen, darunter ein Badener.

Von dem lichtscheuen Treiben dieses Auswurfs der Armee heben sich in hellen Farben die Bilder der Männer ab, die in jenen schweren Tagen sich durch Aufopferungsfähigkeit und Hingabe ausgezeichnet haben. Heute sind sie Schatten; aber sie stehen in ihren und anderer Erzählungen so lebhaft vor unseren Augen, als ob sie noch in Fleisch und Blut wandelten. Hat doch auch mancher der Älteren unter uns noch einen oder den andern der Jüngsten von ihnen persönlich gekannt.

Nehmen wir, ohne langes Besinnen herausgreifend, ein paar von den Besten. Als ein »zweiter Bayard ohne Furcht und Tadel« ist der württembergische General v. Scheler bezeichnet worden. Seine militärischen Leistungen hat Napoleon anerkannt, der ihn in Moskau in den Grafenstand erhob. Seine menschlichen Seiten sollten während des Rückzugs ins glänzendste Licht treten. Man erfährt, daß er, hinter den Mauern eingestürzter Häuser aus dem Schlummer erwachend, an seine Offiziere denkt, denen er bei Dorogobusch drei Brote bringen läßt, mit den Worten: »Das ist alles, was der General zur Feier des Geburtstags des Königs schicken kann.« Dem Regimentsarzt Roos ersetzt er die gestohlene Brieftasche. Welchen Zartsinn dieser Mann besaß, dürfte aber am besten der folgende Fall beweisen, den wir, unserer Erzählung etwas vorausgreifend, hier gleich registrieren möchten. Liegt da in Orscha, wo die große Armee Mitte November ankommt, ein schwerverwundeter junger württembergischer Trainsoldat, zu dem Roos gerufen wird. Dem Tode geweiht — denn bald werden die Kosaken kommen — trägt er dem Doktor noch einen Gruß an seinen Vater auf. Das erfährt Scheler, und er ist von der kindlichen Liebe des einfachen Menschen so gerührt, daß er im Trubel des Abmarsches noch Zeit findet, dem Verwundeten etwas Zucker

und Tee zu schicken, um dem armen Burschen eine letzte Freude zu bereiten. Die Beispiele ließen sich vervielfachen. Es ist schmerzlich zu erfahren, daß dieser Mann, nachdem er allem entronnen war, nur wenige Jahre nach dem russischen Feldzuge, einem blöden Zufall zum Opfer fiel. Graf Scheler starb 1826 an den Folgen eines auf der Jagd erhaltenen Schusses, erst 56 Jahre alt.

Neben Scheler darf von den Bayern Graf Preysing genannt werden. Auch der sächsische Brigadier Thielmann, obwohl an Charakter einem Scheler weit nachstehend, verdient das Lob, in der schlimmen Zeit für das Wohl seiner Leute nach Kräften gesorgt zu haben. Unter den Ärzten ist ein würdiger Kollege des schon oft genannten Roos, der durch sein Verhalten selbst dem Feinde später Achtung abzwingen wird, der Regimentsarzt Haffter, der alte Haffter von Zastrow-Kürassieren, der, auf dem Verbandplatz verwundet und vor Smolensk gefangen, in der Nähe von Gschatsk sein Leben in der Gefangenschaft beschließt. Glücklicher waren zwei bayrische Ärzte, Hilbert und Schosso vom 3. und 5. Chevaulegersregiment, die beide die Heimat erreichten und zum Lohn für ihre Tätigkeit während des Rückzugs die goldene Sanitätsmedaille empfingen.

Auch unter den Offizieren finden sich unvergeßliche Gestalten. Hauptmann Röder kann am 5. November in sein Tagebuch schreiben: »Mit meinem Brotvorrat, da ich den Dürftigsten meiner Kompagnie mitgeteilt hatte, war es heute zu Ende gegangen; ich hatte vor den Soldaten nichts mehr voraus als zwei Handvoll geröstete Gerstenkörner, ein Stück Zucker, etwas Moskauer Tee und eine Bouteille Branntwein.« Ein anderes Beispiel treuer Kameradschaft gaben die württembergischen Stabsoffiziere v. Münchingen und v. Falkenstein, die einander durchs gemeinsame Elend zu retten suchten: »Oft war es merkwürdig anzusehen, wie diese beiden auf unsern qualvollen Märschen sich gegenseitig aufs Pferd halfen, da jeder nur einen brauchbaren Arm und keinen Bedienten mehr hatte.« Auch bei Peppler findet sich eine hübsche Scene kameradschaftlicher Gesinnung aus dieser Periode des Rückzugs: Einem seiner Freunde, dem Leutnant Heim, hatten Verwandte ein Fäßchen mit Rheinwein geschickt, das durch einen glücklichen Zufall wirklich in seine Hände kam. »Der gast-

freie Mann, der auch im drückendsten Mangel die ihm eigene Gemütlichkeit nicht verloren hatte, lud mehrere seiner Waffen- und Leidensgefährten zum Mitgenusse der köstlichen Gabe ein.« In einem Biwak unweit Smolensk saßen die Männer »im traulichen Kreise, auf dem mit Eis und Schnee bedeckten Boden des hohen Nordens gelagert, brachten, vom Gefühl ihrer trostlosen Lage hingerissen, dem Vaterlande, das sie nicht mehr zu erreichen, den Freunden, die sie nie mehr zu sehen hofften, ein Lebewohl und sich selbst den ernsten Scheidegruß für dieses Leben.« Die kleine Scene war von trüber Vorbedeutung: acht Tage später endete Leutnant HEIM in dem brennenden Krasnoi.

Auch aus den Kreisen der Mannschaften ist eine Menge von Beispielen bekannt geworden, die von dem schönen Geist der Kameradschaftlichkeit zeugen, der auch den gemeinen Soldaten beseelte. Von Schwaben und Sachsen ist es ausdrücklich bezeugt, daß sie in der ersten Zeit des Rückzugs, als es die Kräfte der Stärkeren noch erlaubten, Schwächere unter die Arme nahmen und mitfortschleppten, solange es ging. Später ließ das nach. Und man wird sich nicht darüber wundern, wenn man erfährt, daß ein hochgebildeter und feinfühliger Mann wie HEINRICH v. ROOS durch das Elend bald so weit heruntergekommen war, daß er in Smolensk einem alten Kriegsgefährten ein Stück Weißbrot und ein halbes Glas Rotwein verweigerte. Schon früher hatte freilich auch er selbst die Erfahrung machen müssen, daß nur der Tod umsonst sei. In Wiäsma, wo er mit einigen Offizieren Nachtquartier gesucht, war ihm aus einem verrammelten Hause die Antwort entgegen geschallt: »Was wollen die Herren Kameraden? Wenn Sie mit Lebensmitteln versehen sind, wollen wir aufmachen.« Erst als diese Frage bejaht werden konnte, war die Tür des Hauses geöffnet worden, in dem ein junger Offizier von der sächsischen Garde du Corps und ein westfälischer Hauptmann sich's bequem gemacht hatten. Sie hatten ein warmes Zimmer und Stall und Futter für die Pferde.

Dieser Vorfall ist noch in anderer Hinsicht charakteristisch. Bei der augenblicklichen Wertlosigkeit des Geldes, das erst neuen Klang erhielt, als man jenseits der Grenzen des alten Rußlands wieder mit den polnischen und litauischen Juden in Berührung

kam, war man gewissermaßen in die frühesten Zeiten der Kultur zurück versetzt. Der Handel bestand jetzt vorwiegend im Tauschen, wobei das jeweilige Bedürfnis den Gradmesser des Wertes abgab. Man tauschte alles: Mehlreste gegen Pferdefleisch, abgezählte Schlucke Branntwein gegen halbverbrannte Getreidekörner und schlechte Kartoffeln; die Teilnahme an dem erbärmlichsten Male mußte mit der Lieferung von Zutaten erkauft werden. Wer nicht wenigstens noch Kraft genug besaß, um Holz herbeizuschleppen, erhielt von den andern nicht einmal die Erlaubnis, ein paar Stunden lang sich vom rauchenden Biwakfeuer die Augen beißen und die Fußsohlen verbrennen zu lassen.

Daß man die Kleider der in jeder Nacht Verschiedenen durchwühlte, um sich unter ihren Sachen auszusuchen, was man brauchen konnte, war natürlich. Die zunehmende Gefühllosigkeit ging bald einen Schritt weiter. Man beraubte die Sterbenden, die Halbtoten, zuletzt auch die ermattet am Wege Liegenden, denen dadurch die letzte Hoffnung auf Rettung abgeschnitten werden mußte.

Ein Zettel, den ich in einer dem Kriegsarchiv zu München gehörigen Handschrift gefunden habe, anscheinend ein Auszug aus einem mir unbekannt gebliebenen Buche, gibt an, daß die Offiziere des unlängst erwähnten mecklenburgischen Kontingents versucht hätten, gegen dieses Unwesen einzuschreiten. Das werden auch andere getan haben; aber vergebens. Ein Scherzwort, aber eines von denen, bei deren Mitteilung der Hörer zusammenzuckt, lief damals durch die ganze Armee. Es betrifft einen sterbenden französischen General, dem ein Soldat die Stiefel ausziehen will. »Aber ich bin ja noch nicht tot,« sagt der hohe Vorgesetzte. »Werde warten, Herr General,« lautete die naive Antwort des tapferen Grenadiers. Bei Smolensk sah Oberst Griois einen bayrischen Chevauleger, der leider nicht »wartete«, sondern einen schwerverwundeten Kameraden seiner Fußbekleidung beraubte, trotz des schmerzlichen »Mein Gott! Mein Gott!«, das der Halbtote mit bittender Stimme ausstieß. Schon unter dem 6. November schreibt General Preysing über die am Wege entkräftet Zurückbleibenden: »An Hilfe war nicht zu denken, da ein jeder nur bedacht war, ähnliches Schicksal zu vermeiden; vielmehr wurden

diese Unglücklichen, tot oder nicht, auf der Stelle von ihren eigenen Kameraden ohne alle Barmherzigkeit geplündert, um vielleicht noch ein Stück Brot oder ein Monturstück zu finden.«

Es fällt schwer, einem solchen Zeugen zu widersprechen, und doch bedürfen derartige Urteile in der Regel einiger Einschränkung. Graf Preysing hatte bald Gelegenheit, sich zu überzeugen, ein wie tüchtiger Reitergeist in seiner Division noch steckte, so klein sie geworden war. Bevor wir aber hierzu, nämlich zu dem Kampf des 4. Armeekorps am Wopflusse, übergehen, dürfte noch eine andere Bemerkung am Platze sein.

In der Absicht, immer dem eigenen Volke alles Beste zuzuschreiben, sind manche Schriftsteller, Deutsche wie Franzosen, nicht selten parteiisch verfahren. Wenn Thiers, Ségur und andere, bisweilen auch der gründliche Chambray, den Verlust verzweifelter Rückzugsgefechte den Bayern und anderen Deutschen in die Schuhe schieben, so zeigen umgekehrt die Autoren der fremden Völker eine gewisse Geneigtheit, der französischen Leitung alles Mißlingen zuzuschreiben. Wir bestreben uns, auch hierin eine Mittellinie einzuhalten. Und von dieser aus wird man über die erste Periode des Rückzugs, mit der wir nun bald abschließen, und auch über die folgenden sagen dürfen: Das Verdienst des erfolgreichen Durchschlagens *à tout prix*, das bei Wiäsma gelang, das sich bei Krasnoi und am glänzendsten an der Beresina wiederholen wird, wird trotz der gewiß wertvollen Beihilfe der Deutschen in erster Linie der Initiative der Franzosen zuzuschreiben sein, in denen — allgemein gesprochen — der Geist des großen Heeres und dessen Begeisterung für seinen Kaiser reiner glühte als in den Reihen der mitmarschierenden Bundesgenossen. Es wäre Torheit, zu der nur übernationale Eitelkeit führen könnte, daran zu zweifeln. Aber dieselbe Torheit hat auf der andern Seite bisweilen dazu verleitet, auch die Willigkeit der deutschen Truppen in Zweifel zu ziehen. Mit Unrecht. Wenn schon an sich ihre Soldatentreue gegen einen fremden Kriegsherrn hoch bewertet werden muß, so waren sie überhaupt in allem, was Ordnung und Unterordnung betrifft, den Franzosen überlegen, wobei man höchstens die alte Garde ausnehmen darf, die von allen Truppenverbänden am festesten zusammengehalten hat, freilich auch, wie wir wissen, am längsten geschont wurde.

Es liegt mir fern, etwa behaupten zu wollen, daß das Verhältnis des französischen Soldaten zu seinen Vorgesetzten durchgehends ein schlechtes gewesen sei. Auch unter den Franzosen sind Fälle nicht selten, wo verwundete Offiziere von ihren Leuten tagelang auf den Schultern getragen wurden. Aber auch Beispiele vom Gegenteil anzuführen hält nicht schwer. Suckow will gehört haben, daß selbst Grenadiere der alten Garde, schon in Gschatsk, einen Stabsoffizier von ihrem Feuer wegwiesen, der für seinen General und dessen Suite Platz verlangte. Und der Hauptmann Coignet, der Herausgeber der weltbekannten »Hefte«, hat gesehen, wie ein entkräftet niedersinkender französischer Oberst von seinen eigenen drei Burschen vor dem Verscheiden in schamloser Weise ausgeraubt wurde. Fälle dieser Art sind mir auf deutscher Seite nur wenige bekannt geworden. Im Gegensatz dazu wird von den schreibenden Offizieren fortwährend hervorgehoben, daß das Verhalten des gemeinen Mannes ihnen gegenüber ein respektvolles geblieben sei.

Seltene Ausnahmen bestätigten auch hier nur die Regel. Der Deutsche hat eben mehr Autoritätsgefühl als der Franzose; die achtungsvolle Scheu vor Höhergestellten, auch vor geistig überlegenen Personen, vor allen, die »etwas zu sagen haben«, liegt ihm im Blute.

Besonders zahlreich sind die Beispiele der Aufopferung von Burschen für ihre Offiziere. Mancher Leutnant eines vornehmen Kavallerieregiments verdankte seinem »Kerl« das Leben. Pepplers Bursche Wehrwein starb, als er eben auf Händen und Füßen hinkriechen wollte, um etwas Schnee zu Kochwasser für seinen Offizier zusammenzukratzen. Sehr charakteristisch ist auch, daß hochgestellte französische Offiziere gern deutsche Soldaten als Diener annahmen. Graf Narbonne wußte es dem General Thielmann nicht Dank genug, daß er ihm einen treuen Sachsen verschaffte, der dem französischen Grafen das Leben rettete. Weniger zuverlässig waren die nicht dem Militärstande angehörigen Bedienten, die viele Offiziere mitgenommen hatten. Unter diesen gab es natürlich viele fragwürdige Existenzen, die ihren Herren mit den Pferden und Habseligkeiten durchgingen, auch sonst allerhand Nichtsnutzigkeiten verübten.

Doch auch in dieser Klasse stehen den schlechten Subjekten treue Leute gegenüber, die, wenn sie stahlen, es für ihre Herren taten, die noch immer in die umliegenden Wälder streiften und um ein Bündelchen Heu der Gefahr trotzten, von den wütenden Bauern erschlagen zu werden. Mancher ist nicht wiedergekommen, und sein Herr hat ihm traurig nachgesehen. Ein paar Beispiele von Mannentreue dieser Art mögen hier gleich angeführt werden, obwohl sie einer etwas späteren Zeit angehören. Der Hauptmann v. LINSINGEN hatte einen Diener SPRINGMANN, den er am 21. November, da er nicht mehr weiter konnte, zurücklassen mußte: »Die Trennung ging mir nahe.« Aber wie gerührt wurde er, als ihm der kranke Mann zwei Tage darauf seinen Kaffeebeutel mit Kaffee nachschickte. Man muß sich die Umstände vergegenwärtigen, um die Größe dieses an sich geringfügigen Zeichens von Anhänglichkeit zu begreifen. Eine Geschichte ähnlicher Art wird der Leser auf einer der nächsten Seiten finden.

So sind wir wieder in die Nähe von Smolensk gekommen. Bevor wir aber mit der großen Armee, die trotz des ausgestandenen Ungemachs noch immer etwa 50 000 Streiter zählte, in die Stadt einrücken, haben wir noch einen Umweg zu machen, den der Vizekönig EUGEN, der in Dorogobusch nordwärts von der großen Straße abbog, über Duchowtschina einschlug. Er sollte auf Witebsk marschieren, um sich mit VICTOR zu vereinigen; doch wurde dieser Plan aufgegeben, da während des Marsches die Nachricht einlief, daß Witebsk von den Russen schon genommen worden war. Dieser Zug sollte eine tragische Wendung nehmen, welche die noch einigermaßen respektable Kraft des 4. Armeekorps brach und auch der dabei befindlichen Division Preysing den Todesstoß versetzte. Das Korps hatte den Wop zu überschreiten, an sich ein elendes Rinnsal, das aber infolge des Schneefalls angeschwollen war und mit seinen steilen Ufern ein beträchtliches Hindernis bot. Wieder eine schöne Gelegenheit für PLATOWS Kosaken über den Feind herzufallen und unter Bagagen, Troß und Nachzüglern aufzuräumen.

Über die Vorgänge am Wop wird am besten eine klare schöne Schilderung WIDNMANNS orientieren, die zugleich die eben versrpochene Geschichte von der rührenden Treue der beiden Bedienten des Hauptmanns und noch ein paar andere Züge ähn-

lichen Genres einschließt: »Am 8. November,« so beginnt der wackere Batteriechef seine Meldung, »setzten wir unseren Marsch bis an das Flüßchen Wop fort, wo wir abends ankamen und am Ufer biwakierten. Ein durchdringender Wind machte unsere Glieder erstarren, ich zog daher nach aufgefahrenem Park mich mit der Nachhut in einen nahen Tannenwald zurück. Wir töteten ein Pferd zu unserer Nahrung und benutzten die Protzen der zwei (tags zuvor) zurückgelassenen Geschütze als Brennholz, da das gefrorene Fichtenholz schlechterdings nicht zu benutzen war. Meine Offiziere lagerten sich mit mir, und nach einer kleinen Mahlzeit, aus der gebratenen Leber des Pferdes bestehend, erquickte bald der Schlaf unsere Glieder. Als ich am 9. November erwachte, fand ich meinen mehrjährigen treuen und anhänglichen Diener erstarrt, tot unter mir liegen. In dem Biwak meiner Mannschaft sah es gleichfalls traurig aus; mehrere Kanoniere waren erfroren, andere so erstarrt, daß sie ihre Glieder nicht rühren konnten. Die Soldaten beschworen mich, ihnen in diesem Elende beizustehen. Ich suchte sie, so gut es ging, mit der Aussicht auf bessere Tage zu trösten und ermahnte sie, standhaft zu bleiben. Nun begaben wir uns zu unseren Geschützen und trafen Anstalt, uns in Marsch zu setzen, als plötzlich ein starkes Krachen unsere Aufmerksamkeit erregte und wir sahen, daß die über den Wop erbaute Brücke zusammenstürzte. Dieser Unfall war um so fataler, als uns Hetman Platow bald mit seinen Reiterscharen heftig angriff und solche auch schon jenseits des Wop gegen uns heranzogen. Diesen vielseitigen Gefahren zu begegnen, wurde beschlossen, die Division Broussier[1] dem uns im Rücken angreifenden Feinde entgegenzustellen, mit dem übrigen Teile des Armeekorps durch den Fluß zu setzen.

Wir sahen den Vizekönig mit der Suite durch die Fluten reiten und seine Garden, bis an die Brust im Wasser, die Waffen über den Köpfen haltend, ihm folgen. Es war augenscheinlich, daß durch dieses tiefe Wasser mit sumpfigem Grunde kein Fahrzeug kommen konnte, da schon mehrere Wagen, die die Durchfahrt versucht hatten, im Flusse fest stecken geblieben waren. Ich mußte

[1] Die Division Broussier war die 14. der großen Armee und gehörte gleichfalls zum Korps Eugens.

jetzt also auch meine Geschütze für verloren geben, ließ die Pferde ausspannen und sie behufs des Durchganges durch den Fluß an die Mannschaft verteilen. Wir Offiziere eilten an das steile Flußufer hinab, an dem schon tausend gedrängt aneinander standen, stumm in die Wellen starrend, auf denen die Eisschollen trieben.

Wir setzten sofort durch den Fluß und schlossen uns drüben an die schwachen Überreste unserer Kavallerie an, die unter General Preysing bereits dort versammelt waren. Nun führte uns der Vizekönig den auch hier schon anrückenden Kosaken entgegen. In ihrer Nähe angelangt, marschierten wir auf und erhielten Befehl, durch Zurückhaltung dieser feindlichen Reiterei den Übergang des Korps von dieser Seite zu schützen. In der Stellung, die wir zu behaupten hatten, froren uns in Bälde die Kleider am Körper zu Eis. Dennoch hielten wir einige Stunden hier aus, bis die Kosaken abzogen. Mittlerweile hatte das 4. Armeekorps, mit Ausnahme der mit dem Feind engagierten Division Broussier, den Fluß durchwatet. Viele Menschen erlagen ihrer Schwäche und gingen in den Wellen zugrunde, auch verlor das Korps hier fast alle seine Geschütze, Wagen, Munition, Bagage, ja, selbst viele Waffen der Infanterie. Nach dem Übergange lagerten sich die von Nässe und Frost durchdrungenen Soldaten im Umkreis von zwei großen, in Brand gesetzten Dörfern, um sich an den Flammen wieder zu trocknen und zu erwärmen. Auch wir Bayern eilten jetzt einem dieser Dörfer zu und suchten unsere starren Gliedmaßen wieder zu beleben.

Ich hatte bei dem Überzuge *(sic!)* über den Wop nichts von meiner Bagage mitgenommen und entbehrte jetzt Wäsche und Kleider. Der meine Pferde besorgende Diener hatte dieses bemerkt, entfernte sich mit einem der Tiere heimlich aus dem Biwak, setzte mit Lebensgefahr noch einmal über den Wop, holte auf dem verlassenen Parkplatze meinen Mantelsack und brachte ihn mir herüber, welcher edlen Tat einen Platz in diesen Blättern einzuräumen ich nicht umhin kann; der brave Mann hieß Nikolaus Hörmann.«

General Preysing, der den 9. November mit der Beresina vergleicht, wäre an dem Tage selbst beinahe gefangen worden. Es war auf dem Weitermarsche nach Duchowtschina. Hören wir darüber die – vom Grafen Preysing selbst bestätigten – Worte seines

Retters, des Majors v. Bieber: »Plötzlich zeigten sich mehrere Kosaken im Intervall zwischen der Avantgarde, die die Kavallerie bildete, und dem Gros des 4. Armeekorps. Mehrere Infanteristen, die daselbst marschierten, wurden bereits niedergestochen, und General Preysing würde entweder gleiches Schicksal oder Gefangenschaft zuteil geworden sein. In diesem Augenblicke sammelte ich von den Zerstreuten in der größten Eile ungefähr 20 Unteroffiziere und Gemeine, welchen sich drei französische Gendarmen zugesellten, und machte auf die über 50 Mann starken Kosaken eine so rasche Attacke, daß selbe auf 20 Schritt Annäherung die Flucht ergriffen. Hierdurch stellte ich die Kommunikation wieder vollkommen her, General Preysing wurde der mißlichsten Lage entrissen und viele Infanteristen und auch die Handpferde gerettet.«

Am 10. gegen 5 Uhr nachmittags, meldet Oberleutnant v. Flotow, ward in Duchowtschina eingerückt. Nach einem notwendigen Rasttage brach alles am 12. um 2 Uhr früh wieder auf. Wieder gab es das schon oft gesehene Schaustück einer brennenden Stadt, das aber der örtlichen Umstände halber den Rang einer Extravorstellung beanspruchen darf. Die meisten waren zu stumpf, um hinzuschauen; aber zwei Männer von Bildung, ein Deutscher und ein Franzose, haben uns den feenhaften Eindruck dieses wildschönen Wintermärchens aufbewahrt. »Ob wir schon an die Eindrücke von Feuersbrünsten gewöhnt waren«, schreibt Eugène Labaume, »so konnten wir uns doch nicht enthalten, über das schreckliche, aber prächtige Schauspiel in Erstaunen zu geraten, das in der Finsternis ein mit Schnee bedeckter Wald gewährte, als er von Flammenströmen erleuchtet wurde. Alle Bäume waren in eine dicke Eisrinde gehüllt, blendeten das Auge und brachten, wie durch ein Prisma, die lebhaftesten Farben in den feinsten Schattierungen hervor. Die Äste der Birken hingen, wie jene der Trauerweiden, in Gestalt von Girandolen auf die Erde herab, und die Eiszapfen, auf die das Licht fiel, bildeten um uns her einen Regen von Diamanten, Strahlen und Funken.« Kürzer und einfacher sagt Graf Preysing: »Die hinter uns in hellen Flammen stehende Stadt, sowie alle Dörfer und Schlösser zur Seite, beleuchteten diesen Marsch in der stockfinstern, mit fußtiefem Schnee belegten (!) Nacht auf eine fürchterlich schöne Art.«

Die herbe Schönheit der nordischen Winterlandschaft mußte freilich unter den obwaltenden Verhältnissen viel an poetischem Reiz verlieren. Sehnsüchtig gedachten die Bayern der fernen Heimat. Manchmal äußerte sich das auf drastische Weise. Es ist herzerfrischend, wenn man einmal eine komische Scene in das tiefernste Drama einschieben kann. Kommt da — es muß kurz vor dem Abmarsch nach Duchowtschina gewesen sein — der sich überall herumtreibende SUCKOW mit ein paar Offizieren vom 4. Chevaulegersregiment, dessen Standort Augsburg war, im Biwak zusammen. »Das heftige Schneegestöber verhinderte das helle Auflodern einer erwärmenden Flamme, und, trübe gestimmt, schauten alle in das rauchende Feuer. Da erschallte plötzlich eine dumpfe Stimme aus unserem Kreise; es war diejenige eines Chevaulegers, welchen ich mit A. bezeichnen will. A.: Aber das ist ä Sauleben!‘ Sein Kamerad B. antwortete: ‚Das ist freilich a rechts Sauleben.‘ A.: ‚Jetzt möcht' i no beim Storchenwirt sitzen in Augsburg.‘ B.: ‚I wollt' emal gar nix sagen vom Storchenwirt, wenn i no beim Bräu säß'!«

Ein anderes Histörchen dieses Genres, dessen Held ein treuherziger Schwabe war, verdanken wir ebenfalls Karl v. SUCKOW: Da saß, gleichfalls im Biwak, ein württembergischer Hauptmann, klein von Gestalt, aber ein großer Gourmand vor dem Herrn. Der malte sich am nächtlichen Feuer, »wo er oft nicht über das Fragment eines Pferdeschenkels verfügte«, mit sichtlichem Behagen die Gerichte aus, die er nach der Heimkehr in seiner Garnisonstadt Gmünd im Gasthof bestellen wolle. Und »vor allem muß mir meine Frau, sowie ich nach Hause komme, sogleich einen Zwiebelkuchen backen«. Der Arme sollte Gmünd, Gattin und Zwiebelkuchen nicht wiedersehen!

Diese vereinzelt immer wieder vorkommenden Ausbrüche von Humor dürften beweisen, daß trotz des täglichen Hinsterbens von Hunderten und Tausenden in den Herzen der Übriggebliebenen noch nicht alle Hoffnung geschwunden war. Man rechnete auf Winterquartiere hinter dem Dnieper und vor allem auf Smolensk selbst, wo ein längerer Halt gemacht und, wie alle Welt glaubte, Lebensmittel genug vorhanden wären, um die Not zu beseitigen. Mit rührender Naivität hing der gemeine Mann an

diesem Glauben. »Ruhetage sollten kommen bei warmen Kaminen und vollen Fleischtöpfen«, träumten die westfälischen Jäger. Auch Prinz Emil hatte seinen Hessen versichert, daß in Smolensk »die reichlich gefüllten Magazine es ihnen an nichts mehr fehlen lassen würden«.

Bittere Enttäuschung wartete der wegmüden Wanderer, als sie, zum Teil von den Kosaken bis an die Petersburger Vorstadt verfolgt, vor der Stadt der heiligen Jungfrau eintrafen.

ZWEITE PHASE DES RÜCKZUGS

VON DER STADT DER HEILIGEN JUNG-FRAU BIS ZUM UFER DER BERESINA.

Schon der äußere Anblick von Smolensk war so unerfreulich wie möglich. Das berichten selbst diejenigen, die, aus irgend einem Grunde der Armee vorauseilend, noch vor der Hauptmasse des Heeres eintrafen.[1] Zu diesen hatte Hauptmann Brandt gehört, der als Verwundeter vorausgeschickt war und am 4. November in dem »Pestloche« ankam. Auch Martens, der vier Tage später anlangte, findet zwar Quartier im württembergischen Spital, doch waren darin die Zustände derart, daß schon ein besonderer Appetit dazu gehörte, um die am Kamin zubereitete Brotsuppe schmackhaft zu finden. Indes ging es den Genannten noch leidlich, und auch das württembergische Generalkommando fand gute Unterkunft und genügende Speisen, bei deren Verteilung sich jener eigentümliche Auftritt zutrug, wo der sonst so biedere Roos seinem Kameraden v. Reinhardt Wein und Brot verweigerte.

Ganz andere Scenen spielten sich ab, als die große Masse der Pilger vor den Stadttoren erschien, die auf Napoleons Befehl geschlossen und von Gardisten bewacht wurden. Flüche erschollen an den Toren. Immer diese Garde, die bevorzugt wurde! So hieß es unter Offizieren, deutschen wie französischen. Bei dem gemeinen Manne machte sich die Erbitterung in den ungerechtesten Beschuldigungen Luft: »Allen Gefahren mußten wir die Stirne bieten; den schneidendsten Hunger und das bitterste Elend mußten wir ertragen. Und diese Gäste konnten weder Brot noch Fleisch noch Branntwein entbehren, und Biwakieren um diese Zeit war ihnen eine unerträgliche Sache.« So sagt der Jäger Fleck. Und auf der folgenden Seite seines Buches steht zu lesen: »Wir marschierten weiter (ein paar Tage danach) und kamen an eine Stelle, wo die französischen Garden in dieser Nacht gelegen hatten. Da fanden wir eine große Anzahl festgefrorener Leichen.« Es war das Unglück, das so ungerecht machte, und zudem, wie begründet oder unbegründet die Klagen auch waren: der Kaiser hatte —

[1] Man vergl. auch das S. 149 bei Gelegenheit des Einrückens der Victorschen Truppen in Smolensk Gesagte.

jetzt mehr noch als früher — alle Ursache, sich wenigstens eine leistungsfähige Truppe zu erhalten.

Ein Blick auf die allgemeine Lage wird das bestätigen. In den letzten Tagen hatten sich die Hiobsposten gehäuft. Wir wollen hier gar nicht von der MALETschen »Verschwörung« in Paris reden, einem nach ein paar Stunden unterdrückten Militärputsch, in Wahrheit der Ausgeburt eines hirnverbrannten Menschen, dem sich eine kleine Gruppe Unzufriedener und Zurückgesetzter angeschlossen hatte. Tausendmal ernster waren die in der Nähe drohenden Gefahren. Zwischen Wiäsma und Dorogobusch hatte der Kaiser erfahren, daß VICTOR, den er OUDINOT zu Hilfe geschickt, sich von WITTGENSTEIN hatte schlagen lassen; jetzt erfuhr er auch die Einnahme von Witebsk, wodurch EUGENS Marsch auf diese Stadt zwecklos geworden war. Immer enger zog sich der Kreis der Feinde um das geschwächte Heer zusammen, das der Kaiser mit aller Gewalt wieder in leidliche Verfassung zu bringen sich bemühte. Der Versuch geriet um so schlechter, als die Russen in der Nähe von Smolensk eine Reihe größerer Transporte für die Armee abgefangen hatten.

In und um Smolensk hatte der Kaiser große Magazine anlegen lassen, deren Bestände aber infolge der erwähnten Unglücksfälle und dank der nun einmal miserabel schlechten Verwaltung weder seinen Erwartungen noch den Bedürfnissen entsprachen. Er wollte einen Proviantmeister erschießen lassen; aber der Tod dieses Menschen hätte den fehlenden Proviant nicht ersetzt. So wurde denn vor allem wieder die Garde versorgt, und die anderen Truppen hatten zu warten.

»Wir mußten uns für heute mit dem Versprechen begnügen, morgen Reis, Mehl und Branntwein fassen zu können,« notiert am 13. November der bayrische Oberleutnant v. FLOTOW in sein Tagebuch. Und am 14.: »Wir erhielten von den gestern versprochenen *vivres* nicht das Geringste.« Ein Gleiches hatte sich bei anderen Truppenkörpern abgespielt, z. B. den Westfalen und Hessen. Dazu kam, daß die ersteren sofort an die Straße von Jelnia vorgeschoben wurden, zur Unterstützung einer dort noch stehenden französischen Abteilung (unter General BARAGUAY D'HILLIERS), von der indes ein Teil durch die Russen abgeschnitten wurde.

So wurden die Westfalen des Vorteils einer Unterkunft in warmen Häusern völlig beraubt. Nicht viel besser erging es den Hessen, die am 13. um 4 Uhr morgens mit der jungen Garde in eine »Alert=position« rückten und mit nüchternem Magen über vier Stunden »bis zum Gefrieren des Marks in den Knochen« auf einer Stelle standen, bevor sie sich zum Rückmarsch in die Quartiere wieder in Bewegung setzen durften. Die Härte dieses Befehls wird nur noch von seiner Unzweckmäßigkeit übertroffen: »Unter allen Soldaten, die mit 50 Patronen in der Tasche ausgerückt waren,« sagt Röder, »wäre gewiß kein einziger imstande gewesen, seine einmal abgeschossene Flinte wieder zu laden oder auch nur einen Augenblick in Anschlag zu bringen. Wir waren alle todmatt, als wir einrückten ... Die Leute bedurften mindestens fünf bis sechs Stunden, um sich wieder zu erholen ... Smolensk kostete uns mit seinem Raste mehr Soldaten als die harten Märsche bis dahin.«

Allerdings fanden nach und nach Austeilungen statt, und auch die vor der Stadt liegenden Truppen konnten Detachements nach den Magazinen schicken. Wie es aber dabei zuging, hat uns Lossberg verraten, der am 13. mit einer Abteilung zum Fassen von Lebensmitteln kommandiert worden war: »Gestern morgen um 11 Uhr marschierte ich mit den Fourageurs, in Sektionen formiert, ab, wurde aber 300 Schritte vom Tore wegen der vielen Wagen und Traineurs zu Fuße und zu Pferde, welche ein= und ausströmten, keinen Befehl respektierten und nicht die mindeste Ordnung hielten, zum Rottenmarsche, ja, bald zum Einzelmarsche genötigt. Nur mit der größten Anstrengung gelangte ich in das Innere eines durch den Hauptwall führenden Tores, wo ich eine halbe Stunde weder rück=, vor= noch seitwärts konnte und die Erhaltung meines Lebens vielleicht nur einem Torflügel verdankte, hinter welchen ich mit mehreren Franzosen gedrängt wurde, indem im Augenblicke die Ein= und Ausdrängenden sich aller Waffen, besonders aber der Seitengewehre und der Fäuste bedienten, um sich Platz zu verschaffen, wobei es viele Verwundungen und Totschläge gab. Mehrere Minuten, die mir eine Ewigkeit dünkten, stand ich hinter einem mißhandelten Pferde, welches so schnell und kräftig hinten ausschlug, daß ich in der Nähe eines halben Fußes von meinem Gesichte wenigstens 20 mal Gelegenheit fand, die Hufnägel von

den Hinterfüßen desselben zu zählen, ohne auch nur um einen Strohhalm breit ausweichen zu können.

Endlich befreite mich die Torwache der französischen Grenadiergarde aus meiner verzweifelten Lage. Der daselbst kommandierende Kapitän war allen eingehenden Fourageurs des Armeekorps auf das kräftigste behilflich, so daß ich nach einem zweistündigen Aufenthalte in den Stand gesetzt wurde, wenigstens mit dem dritten Teile derselben nach dem Magazin abmarschieren zu können, indem ich die Anordnung traf, daß die noch Kommenden nachgeführt wurden. Nur noch Mehl fand ich in demselben, auch noch einige Säcke und Tücher zum Tragen desselben, die aber mehr durch gewaltsame Mittel als durch Güte in meinen Besitz kamen. Es war abends 7 Uhr, als ich mit ungefähr der Hälfte der Fourageurs wieder das Tor und den Platz erreichte, von welchem ich morgens um 11 Uhr abmarschiert war.« Die Division, die die Lebensmittel empfangen sollte, war inzwischen weitermarschiert!

Das war das Bild einer »regelrechten« Fassung von Lebensmitteln. Bald erschienen die Isolierten. Sie wurden abgewiesen. Aber sie drangen in immer größeren Massen in die Stadt ein, nahmen, was ihnen verweigert wurde, entrissen den Beauftragten ihre mit Mühe errungenen Schätze wieder. Schließlich war es ein Kampf aller gegen alle, der sich von den Magazinen auf die Straßen fortpflanzte und dort in wilde Raufereien unter den Hungrigen ausartete. Kluge Leute schauten sich das aus der Ferne mit an und kauften lieber von den an der Quelle sitzenden Gardisten, die gegen Bezahlung bereitwillig von dem Erbeuteten abgaben, oder von den Marketendern, die sich auf gleichem Wege verproviantiert hatten und mit starken Profiten weiterverkauften.

Oder sie sahen, wo sonst etwas zu bekommen war, wobei die Wahl der Mittel nicht in Betracht kam. Es war doch schon so weit gekommen, daß bei der Ankunft vor der Stadt selbst höhere württembergische Offiziere einen in der Fahrt begriffenen Fourgon, in dem sie Lebensmittel vermuteten, einfach aufbrachen und den Inhalt unter sich verteilten. Karl v. Suckow hat dabei mitgeholfen. Unter dem gemeinen Kriegsvolke aller Nationen ging es natürlich noch anders her. Fälle von Totschlag um Eßwaren gehörten ja längst nicht mehr zu den Seltenheiten. Schon vor Doro-

gobusch sah Roos einen Trainsoldaten seinem Kameraden um ein Stück Brot den Kopf spalten. Die Fälle häuften sich in Smolensk. »Wer in dieser Mördergrube«, sagt der mit etwas struppigem Pinsel malende Sergeant Leifels, »ein Stück Brot in den Mund steckte, so daß es von andern gesehen wurde, der wurde einfach mit dem Kolben niedergeschlagen und ihm das Essen abgenommen. Ja, manchem Erschlagenen wurde der Mund geöffnet und ihm das Eßbare, das er in den Zähnen hielt, noch herausgenommen und von dem Mörder verzehrt. Ich habe mehrere der hier geschilderten Morde und Beraubungen in der kurzen Zeit, wo ich in der Stadt war, mit eigenen Augen gesehen.«

Der Schluß dieser Episode ist eines Aktes aus der Götterdämmerung würdig. Da an ein Bleiben in Smolensk nicht zu denken war, zog die Armee auf ihrem Leidenswege weiter, vorn die Westfalen, hierauf die Garden, erst die alte, dann die junge, dann Eugen und Davout. Ney sollte bis zuletzt bleiben und vor seinem Abzug die Festungswerke zerstören und die zurückgelassene Munition vernichten. Eine große Anzahl von Geschützen wurde wieder unbrauchbar gemacht. Faber du Faur, der auf dem Rückzug unermüdlich skizzierte, hat in einer wirkungsvollen Zeichnung diese traurige Arbeit dargestellt, wie die Kanoniere auf den tief verschneiten Wällen die Kanonen vernageln und die Lafetten in Brand setzen. Unter den am Orte noch Zurückgebliebenen, meist Nachzüglern, Weibern und Kindern, wuchs die Aufregung von Stunde zu Stunde. Mit »Ratlosigkeit und Schrecken« sah man dem bevorstehenden Schicksal entgegen, »wenn die Mauern gesprengt und die Stadt dem Feuer übergeben, dann der Feind mit der Erbitterung eindringen würde, die die völlige Zerstörung von Smolensk erzeugen müsse.«

Aus den Hospitälern war wieder mitgeschleppt, was transportabel war. Aber Tausende mußten zurückgelassen werden. An den Türen wurden Zettel befestigt, um in den verschiedensten Sprachen die Kranken den russischen Behörden zu empfehlen. Bei den Franzosen hat der Chefarzt Larrey hierfür gesorgt. Auch die Deutschen wollten ihren Kranken dieses schwache Schutzmittel nicht vorenthalten. Hinsichtlich der Württemberger schreibt darüber Heinrich v. Roos: »Wir mußten an 50 Menschen hier zu-

rücklassen, zu welchen ein Unterarzt, mit einem Schreiben an die russischen Militärbehörden versehen, kommandiert wurde. Er erbot sich dazu freiwillig und mit vielem Mute; es wurde ihm eine beträchtliche Anzahl Dukaten anvertraut, um, wo möglich, seinen Kranken damit zu Hilfe kommen zu können. Aber als von unserer Seite alle Smolensk verlassen hatten, verlor auch er seinen Mut, ließ seine Kranken im Stich und schlich davon.«

Dem pflichtvergessenen Arzte werden mildernde Umstände zugebilligt werden müssen, wenn man erwägt, daß der barbarische Feind nach dem Abzug der letzten Verteidiger in Smolensk wie in Moskau alles niedermachte. Wie viele unserer Landsleute bei dem Blutbad umgekommen, wird sich auch wohl annähernd niemals ermitteln lassen.

Dagegen wollen wir nunmehr die Signatur der folgenden Rückzugsperiode in den Grundlinien feststellen.

Napoleons Anstrengungen, den in Smolensk zusammenflutenden Menschenstrom einzudämmen, waren nicht ganz ohne Erfolg geblieben. Mit seiner gewohnten Energie versuchte der Kaiser die Truppenverbände zu reformieren, wobei die Rahmen immer enger gespannt, aus den Divisionen Regimenter, zuletzt Bataillone wurden, in denen die Offiziere immer tiefer im Range herabstiegen. In der Kavallerie waren schon vor der Ankunft in Smolensk die noch brauchbaren Mannschaften der ehemaligen vier Reiterkorps zu einem einzigen unter Latour-Maubourg verschmolzen worden, das etwa die Stärke von ein bis zwei Regimentern besaß. Die übrigen Reiter dieser Korps waren als Cadres unter den Befehl Sébastianis gestellt worden. Daneben hatten einzelne Truppen eine Art von Sonderstellung bewahrt. Der General v. Thielmann hatte es bei dem Kaiser durchgesetzt, daß alle bei dem neuen Detachement Sébastiani nicht untergebrachten Offiziere als sogenannte »Cadres des 4. Kavalleriekorps« unter seinen Befehl gestellt wurden. Von großer Bedeutung war das alles nicht; denn obwohl sich die Reste der Schwadronen auch noch an den folgenden Kämpfen beteiligt haben, waren sie viel zu schwach, um noch namhafte Erfolge zu erzielen, und erst die spätere Vereinigung mit den Korps von Oudinot und Victor hat dem ruinierten Hauptheere noch einmal eine etwas stärkere

Kavallerietruppe zugeführt, die sich an der Beresina glänzend bewähren sollte. Unter diesen Umständen kann der Weg, den die Kommandeurs einzelner Regimenter zur Erhaltung ihrer wenigen Mannschaft einschlugen, gebilligt werden. Er bestand darin, daß sie ihre Leute einzeln nach und nach an sich zogen und seitwärts der großen Straße ein besseres Fortkommen suchten. Auf diesem Wege gelang es dem westfälischen General v. Hammerstein, seine zur Zeit auf 100 Pferde reduzierte Reiterbrigade noch einigermaßen zusammen und in leidlichem Zustande zu erhalten. Auch der preußische Major v. Werder hielt noch eine kleine Zahl seiner Ulanen geschlossen beieinander. So werden die Reste dieser Truppen an der Beresina immerhin noch erkennbar sein, während die große Mehrzahl der übrigen Kavallerieregimenter schon fast spurlos verschwunden war.

In diese Zeit — nur wenig später — fällt auch die Bildung der *escadron sacré*, der »heiligen Schar«, die zur unmittelbaren Bedeckung des Kaisers aus berittenen Offizieren gebildet wurde. Von Deutschen sind besonders Bayern bei ihr eingetreten, auch Sachsen, unter ihnen der tapfere Scheffel, und einige wenige Offiziere des preußischen Husarenregiments. Natürlich war das Aussehen dieser Truppe sehr buntscheckig, und als sie einst vor dem vorbeifahrenden Kaiser Honneurs machte, fiel die Ehrenbezeugung ziemlich kläglich aus. »Jeder *garde d'honneur*«, schreibt der preußische Leutnant v. Kalckreuth, der dabei zugegen war, »zog sein Schwert von einer andern Stelle heraus als sein Nebenmann. Aus Bequemlichkeit, größtenteils aber aus Körperschwäche hatten fast alle ihre Pallasche und Säbel an den Sätteln befestigt, um nicht von dem Druck der Degenkoppel zu leiden und auch bequemer auf- und absteigen zu können. Daher sah man einige rechts nach den Pistolenhalftern, andere links nach denselben und viele hinter ihren Sätteln nach den Mantelsäcken greifen, um ihre Klingen zu ziehen. Der Kaiser saß mit dem Könige von Neapel in einer Fensterkutsche, die von sechs mageren Rappen gezogen wurde, und fuhr längs unserer Front hinauf. Die Türfenster waren heruntergelassen und Napoleon dankte kopfneigend aus derselben, als ihm das *»vive l'Empereur«* entgegenschallte.«

Der Leutnant v. Kalckreuth hätte seinen Spott sparen können.

Denn der gute Wille dieser Offiziere verdient doch wohl Anerkennung. Militärisch war die Truppe freilich ziemlich wertlos und ihr Bestand von kurzer Dauer. An der Beresina hat auch sie ihr Dasein beschlossen.

Mit scheinbar etwas größerem Erfolge als die Reiterei war in Smolensk die Artillerie reformiert worden, die, soweit möglich, neue Bespannung erhalten hatte. Noch immer aber war ihre Geschützzahl — 300 — zu groß, so daß auch diese Truppe alsbald wieder abzubröckeln begann.

Immerhin zählte die Armee bei ihrem Abzug von Smolensk noch etwa 40000 Waffenträger, wenn man einige in der Stadt selbst angetroffene und von dort mitgenommene Ersatzmannschaften und eine gewisse Zahl von Isolierten einschließt, die sich herangefunden und auf kurze Zeit noch einmal hatten Gewehre in die Hand drücken lassen, — freilich nur, um sie alsbald wieder wegzuwerfen. Denn der innerste Kern dieses Heeres war krank, und so machte die Zersetzung reißende Fortschritte.

Selbst eine scheinbare Gunst der Witterung trug dazu bei, diese zu beschleunigen: das Eintreten milderen Wetters, das namentlich während der späteren Marschtage herrschte und in einer Beziehung geradezu verhängnisvoll werden sollte. Denn wenn die Beresina zugefroren gewesen, so war es ein Kinderspiel, hinüberzukommen, während der eistreibende Fluß des Heeres Verderben wurde.

Übrigens zeigen die Wetterberichte ein so auffallendes Schwanken der Temperatur, daß wiederum Irrtümer in den einzelnen Angaben nicht ausgeschlossen sind. Während Lossberg unter dem Datum des 13. November meldet: »Wir haben seit dem 10ten 15 bis 18° Kälte«, hat Martens am 11. »laue Westluft« verspürt und gesehen, wie in Smolensk »die langen Eiszapfen von den Dächern herunterfielen.« Schon am 13. soll aber nach ihm das Thermometer wieder —22° gezeigt haben, was doch kaum recht glaubhaft erscheint, obwohl auch Graf Preysing an demselben Tage die gleiche Eintragung gemacht hat. Wir wollen, ohne die Einzelheiten weiter zu diskutieren, den Martensschen Angaben folgen, die immerhin im wesentlichen das Richtige zu treffen scheinen. Noch am 16. meldet dieser Zeuge starken

Frost, am 17. ein Nachlassen desselben, tags darauf »vollständiges Tauwetter«. Auch am 22. ist die Kälte »nicht übermäßig«. In der Nacht vom 25. zum 26., also unmittelbar vor dem Übergang über die Beresina, fiel, wie ein anderer Zeuge meldet, »tiefer Schnee«.

Dieser Temperaturwechsel hatte schlimme Folgen: einmal stellten sich alte Krankeiten wieder ein, vor allem die schon auf dem Hinmarsch so lästigen Diarrhöen. Eine in dieser Hinsicht besonders qualvolle Nacht erlebte v. Burkersroda in dem kleinen Städtchen Liady, wo er sich mit einer Menge von deutschen und französischen Offizieren in einer Bauernhütte einquartiert hatte: »An Schlaf war nicht zu denken, einer oder mehrere suchten stets nach der Tür und traten in der dunklen Stube den andern auf Kopf und Füße. Hitze, Schmerzen, Zank und Gestank machte jenes Quartier zur wahren Höllennacht, die zwar auch überstanden wurde, wie so manche ähnliche jener Zeit, aber als eine der merkwürdigsten von dem General Thielmann in späteren Jahren oft erwähnt worden ist.«

Dazu kamen die gerade jetzt sehr häufig auftretenden Katarrhe der Atmungsorgane, die den damit Behafteten und ihrer ganzen Umgebung die so nötige Nachtruhe raubten. Bei den heftigen Hustenanfällen kamen die unverdauten und oft ekelhaften Speisen, zu denen man in der Not gegriffen, wieder zum Vorschein. Selbst Würmer wurden ausgebrochen, die aus dem schlechten Fleisch und Brot ihren Eingang in den Körper gefunden hatten. Wohl etwas übertrieben, aber doch nicht völlig unrichtig mag daher die Bemerkung eines deutschen Augenzeugen erscheinen, daß die eingetretene nasse Witterung dem Heere noch mehr geschadet habe als die vorhergehende Kälte.

Da wir einmal bei den Krankheiten sind, mögen darüber noch ein paar Bemerkungen erlaubt sein. Die große Mehrzahl der bisher gestorbenen Tausende war offenbar der Erschöpfung, dem Marasmus, erlegen, als dessen Vorboten sich Schwellungen von Gliedern zeigten. Schon zu Anfang des Feldzugs war dem württembergischen Stabsarzt Koellreutter das häufige Vorkommen solcher »Ödeme« aufgefallen. Die davon Befallenen blieben an den Wegen liegen, wo sie erst nachträglich erfroren. Andere Tausende tötete der Frost in den Biwaks.

Unzähligen Individuen waren einzelne Gliedmaßen erfroren, Finger, Zehen, Nasen, Ohren, die abfielen oder brandig wurden. Leutnant SCHEFFEL, der tapfere Verteidiger des Lazaretts von Mokray, wußte ein Lied davon zu singen. Halbgenesen, hatte er in Moskau den Befehl erhalten, einen Transport von 24 mit Gold beladenen Kassenwagen zu leiten. Auf dem Marsche hatte er das Unglück, in einem kleinen Flusse einzubrechen, wobei ihm das Wasser in die steifen Stiefel lief. Er erfror beide Beine, und da an ärztliche Hilfe nicht zu denken war, kam der Brand hinzu. »Das Fleisch löste sich bis weit auf die Fußspannen hinauf von den Zehenknochen unter fürchterlichen Schmerzen los.« Dank seiner Energie ist der Mann in diesem Zustande doch über die Beresina gekommen.

Das Erfrieren der Extremitäten wurde zum Teil dadurch hervorgerufen, daß die Leute in ihrem Unverstand sich zu nahe an die Feuer setzten und nicht in der Nähe warteten, bis sie einigermaßen erwärmt waren. Gerade diesem Umstande schreibt LARREY eine Hauptschuld an der ungemeinen Verbreitung der Frostschäden zu. Ein französischer Grenadier, der sich vor zu nahen Berührungen mit den Biwakfeuern hütete und es vorzog, halbe Nächte in deren Nähe auf und ab wandelnd zuzubringen, behauptet, ohne jeden Frostschaden davongekommen zu sein.

Auch eine Legion von anderen Krankheiten wütete unter den verwahrlosten Menschen. In den Wagen lagen am Flecktyphus, der »Kriegspest«, wie man es damals nannte, erkrankte Offiziere. Roos traf einen hieran leidenden württembergischen Hauptmann SCHMIDT in Krasnoi, der flehentlich um einen Trunk bat. »Die Luft in dem engen Raume seiner Kibitke blies mich beim Aufmachen wie giftig an,« sagt der Doktor, der von dem immer hilfsbereiten Grafen SCHELER eine Flasche Rotwein für den Hauptmann bekam.

Andere Leiden, die, wenigstens mittelbar, den Tod zahlreicher Menschen im Gefolge hatten, befielen die Augen. Die Sache begann in der Regel mit schweren Bindehautkatarrhen, die bei vielen der davon Befallenen Hornhautentzündung nach sich zogen. Eine Schilderung der Symptome, die wir dem weimarischen Regimentsarzt GEISSLER verdanken, spricht ganz deutlich für diese Leiden:

»Das Weiße im Auge«, sagt er, »wurde dunkelrot und schwoll, sowie die Augenlider, an; es entstand ein juckender und stechender Schmerz mit vermehrter Tränenabsonderung, welche die Wangen beständig netzte. Endlich war auch der kleinste Lichtstrahl nicht mehr zu ertragen, und es erfolgte Blindheit.«

Roos, der sich ebenfalls mit der Sache beschäftigt, will die Ursache auch dieser Krankheiten großenteils in dem Aufenthalt an den Biwakfeuern sehen, deren Rauch die von dem Anblick der blendend weißen Schneefelder angegriffenen Augen zur Entzündung gebracht habe.

Daß Infektionen aller Art dabei eine Rolle spielten, versteht sich. Auch ist unzweifelhaft noch ein anderes Augenleiden aufgetreten, die in nördlichen Gegenden häufig vorkommende »Schneeblindheit« (Hemeralopie), die den davon Befallenen, infolge herabgesetzter Empfindlichkeit der Netzhaut, mit Eintritt der Dämmerung das Sehen fast unmöglich macht.

Sei dem, wie ihm wollte: jedenfalls wurde eine große Zahl Soldaten von Sehschwäche befallen, selbst von Blindsein, das sie vollständiger Hilflosigkeit überantwortete. »Man sah Leute,« sagt Roos, »die ihre Kameraden an Stöcken wie Bettler nach sich zogen.« Bei steigender Not wurden diese Unglücklichen verlassen, deren Ende der Leser sich selber ausmalen mag.

Auch die anderen Sinnesorgane blieben von dem eisigen Hauche des Winters nicht unberührt. Es gab Individuen, die das Gehör, den Geruch, sogar solche, die den Geschmack verloren hatten. In letzterer Hinsicht will ein bergischer Sergeant ganz merkwürdige Dinge erlebt haben. Ein aus Leinsamen bereitetes Gericht aß er als Linsensuppe, Tabak hielt er für Schwarzbrot und verschmauste mit dem größten Wohlbehagen einen Kuchen, der mit einem Stück Seife bereitet war, das er gefunden und für Fett gehalten hatte.

Und nun haben wir noch einer Plage zu gedenken, der unästhetischsten und widerlichsten von allen, die auf sämtlichen Teilnehmern der unseligen Heerfahrt lastete und von der, nach den Memoiren seines Kammerdieners CONSTANT, selbst NAPOLEON nicht verschont geblieben ist: des massenhaften Ungeziefers, das seit dem Tage, wo man den russischen Boden betreten, sich ein-

genistet und bei der gänzlichen Vernachlässigung des äußeren Menschen in einer alle Begriffe übersteigenden Weise überhand genommen hatte. Suckow nennt die Pein »unerträglich«, die das an den Biwakfeuern durch die Wärme rege gewordene Getier den zu kurzem Schlummer Hingestreckten verursachte, und Johann von Borcke entsetzte sich vor sich selber, als er eines Tages fand, daß »sein ganzer Körper von Ungeziefer zerfressen war.« Auch in dieser Beziehung waren Urweltzustände eingekehrt: Graf Scheler meinte, daß in bezug auf die schon von Moses erwähnte Plage in dem gegenwärtigen Feldzug der Obergeneral vor dem Tambour nichts mehr voraus habe, und ein anderer Mann von guter Erziehung, der französische Oberst Griois, belächelt die Ungeniertheit, mit der man sich der Jagd auf die zahllosen kleinen Feinde hingab. Doch kann er auch die wahrhaft greuliche Tatsache nicht verschweigen, daß er sich beim Kratzen einen großen Fetzen aus der Nackenhaut gerissen und ihm der durch die Wunde verursachte Schmerz geradezu das Gefühl einer Linderung hervorgerufen habe.

Neben den Krankheiten und ähnlichen Beschwerden bot der Zustand der Wege neue und beständig wachsende Gefahren. Vor Smolensk hatte man in tiefem Schnee gestapft; jetzt überzogen sich die Straßen mit Glatteis: dann verwandelten sie sich in Sümpfe, in denen man sogar zu lagern gezwungen war. Am heikelsten war es auf dem Glatteis zu wandeln. Hauptmann Röder fiel an einem Morgen fünfmal, das letzte Mal mit einem vierjährigen Kinde auf dem Arm, das er einer Marketenderfamilie zu retten versuchte.

Die Qual der Pferde — auch von diesen muß hier noch einmal gesprochen werden — erreichte den Gipfelpunkt. »Unsere Pferde«, sagt Martens, »stürzten alle Augenblicke und schlugen so derb mit dem Kopfe auf das Eis, daß ihnen das Blut herunter lief und als rote Eiszapfen am Maule hing.« »Man ist keinen Augenblick sicher«, heißt es in einem andern Tagebuch, »nicht gerädert oder von einem stürzenden Pferde totgeschlagen zu werden oder Arm und Beine zu brechen.«

All das kam zusammen, um die in Smolensk versuchte Neuordnung zu schanden zu machen. Kaum einige Tagemärsche,

und es waren schon wieder über hundert Geschütze stehen geblieben. Die streitbare Mannschaft hatte sich abermals um starke Bruchteile vermindert, und die Masse der Isolierten, trotz der ungezählten Todesfälle, die Tag für Tag ihre Reihen lichteten — auch der Selbstmord spielte natürlich fortwährend seine schauderhafte Rolle dabei — war beständig gewachsen. Immer mehr löste sich das Heer in einzelne Trupps auf, die, zumeist aus Angehörigen derselben Kompagnieen oder Regimenter bestehend, zusammenhielten. Offiziere wie Gemeine bildeten solche kleinen Gesellschaften, unter denen sich zumeist ein paar Bewaffnete fanden, die mit knallenden Gewehren, oft auch nur mit zerbrochenen Säbeln und verbogenen Bajonettspitzen ihre schlimmsten Feinde, die Kosaken, in respektvoller Entfernung hielten. Es ist wieder Faber du Faur, dessen geschickter Stift einen derartigen Moment festgehalten und verewigt hat. Selbst die reguläre russische Kavallerie ließ sich von den kleinsten Heeressplittern oft genug imponieren. Ein eigenartiges Geständnis hat in dieser Hinsicht der mehrfach erwähnte Livländer Löwenstern abgelegt: »Die Franzosen (und natürlich auch ihre Bundesgenossen) waren schon so herunter, daß wir über die Straße hin und her sprengten, wo wir wollten, und uns Sachen, die uns gerade anstanden, aus den Kolonnen herausholten. Der Feind tat zwar hier und da einige Schüsse auf uns, die uns aber wenig anfochten. Dann und wann bildeten sich Gruppen von 15 bis 20 Mann, die uns durch ihre feste Haltung Achtung geboten. Wir ließen sie ziehen und fielen dann auf andere, die sich weniger gut verteidigten, solchergestalt immer um sie herumschwärmend und ihnen Wagen, Gepäck und andere Beute abnehmend.«

Das Gesagte bezieht sich auf die Gegend von Krasnoi. Bei diesem an der großen Straße gelegenen Orte, wo ja schon auf dem Hinmarsch ein Treffen vorgefallen war, kam es in der Zeit vom 15. bis 18. November zu einer Reihe zum Teil sehr ernsthafter Kämpfe, die man wohl gemeinsam unter dem Namen einer Schlacht bei Krasnoi zusammenfaßt. Doch zerfällt diese sogenannte »Schlacht« in sechs verschiedene Aktionen. Die Lage war ähnlich wie bei Wiäsma, nur noch weit günstiger als dort für die Russen, denen es diesmal bei energischem Zugreifen bestimmt

hätte gelingen müssen, eins oder mehrere der auch hier in weiten Abständen marschierenden feindlichen Korps abzuschneiden, vielleicht gar Napoleon selbst zu fassen. Aber vor diesem Triumphe zitterte Kutusow. So beschränkte er sich wieder auf eine Anzahl gegen die einzelnen französischen Abteilungen geführter Stöße, die zwar dem angegriffenen Gegner neue schwere Wunden beibrachten, aber, im Lichte der Geschichte betrachtet, nur dazu beitrugen, den Ruhm seiner, nicht der russischen Waffen zu erhöhen.

Schon am 14. hatte ein unbedeutendes Gefecht stattgefunden, bei dem, wie es scheint, deutsche Truppen nicht engagiert waren.[1] Am Morgen des 15. hielten dichte Schwärme von Kosaken die Straße besetzt und prallten sogar gegen die Tore von Krasnoi. »Um ihnen überall eine starke Besatzung zu zeigen,« sagt der schon an diesem Tage in dem Städtchen Krasnoi eingetroffene Burkersroda, »mußten wir uns auf den sichtbaren Punkten der Stadtmauer Mann für Mann aufstellen, während man von Korytnia[2] her eine starke Kanonade hörte. Gegen Mittag verschwanden die Kosaken, und unter lautem Jubel entdeckte man die Kolonne der alten Garde, die dem Hauptquartiere vorausging. Mit der Ankunft des Kaisers lebte alles wieder auf, und ohne die Möglichkeit des Durchkommens zu untersuchen, zweifelte nun niemand mehr, daß es gehen werde.«

Noch vor der Garde her aber zogen die Westfalen. Sie also zuerst mußten sich einen blutigen Weg durch die Feinde bahnen, die nach Lossberg freilich schon den Tirailleurs die Straße selbst freigegeben hätten. Ernster wird die Lage in der Biographie des Generals v. Ochs aufgefaßt:

»Seit dem Abmarsche von Moschaïsk waren die Westfalen von dem Feinde nicht beunruhigt worden, und jetzt, wo sie schon so sehr zusammengeschmolzen waren, stießen sie bei fürchterlicher Kälte und in tiefem Schnee, wo jeder Verwundete einen unfehlbaren Tod vor Augen sah, auf ein feindliches, vorzüglich an Kavallerie überlegenes Korps, welches ihnen Vernichtung drohte.

---

[1] Die Reihenfolge der Truppenteile war in diesen Tagen folgende: Polen, Westfalen, Garde, Eugen, Davout, Ney, vor, hinter und zwischen den einzelnen Korps natürlich die Nachzügler.

[2] Dieser Ort liegt ungefähr in der Mitte zwischen Smolensk und Krasnoi.

General v. OCHS eröffnete sogleich ein Plänklergefecht, ließ während dieser Zeit die Bataillone zur Masse schließen und munterte seine Untergebenen zur Tapferkeit und Ausdauer auf, indem er ihnen als einziges Mittel zur Rettung die Durchbrechung der feindlichen Linie darstellte. Mit festem Schritte gingen nun die Truppen dem stärkeren Feinde entgegen, um ihn von der Straße zu verdrängen. Diese Entschlossenheit bewog die Russen, sich schnell rechts abzuziehen und die Kolonne, welche ihren Marsch ruhig fortsetzte, nur mit Geschütz in der linken Flanke zu beschießen. Hierdurch öffneten die Westfalen zugleich den Weg für NAPOLEON und seine Garden, die ihnen in geringer Entfernung nach Krasnoi folgten.«

Am nämlichen Tage wurde auch ein Trupp Württemberger angefallen, von deren drei schwachen Bataillonen eins mit dem Marschall NEY zurück war. Die beiden andern, mit der Generalität, marschierten, von Nachzüglern begleitet, hinter der Garde. Bei ihnen befand sich Roos, dem wir das Wort erteilen, das er nicht mehr lange führen wird, da seine Anwesenheit im Heere mit seiner bald darauf erfolgten Gefangennahme abschließt:

»Etwa eine Stunde vor Krasnoi trafen wir abends die russischen Reiterlinien mit Artillerie auf den Anhöhen, links zur Seite der Straße, die wir zogen, so nahe aufgestellt, daß wir vermuteten jeden Augenblick aufgehoben zu werden. Wir konnten weder vor noch zurück, denn vor uns war eine Tiefe, in der die Straße über eine Brücke und über einen Bach führt, in der Artillerie und andere Fuhren stockten, und auf diesen Punkt schienen die Russen vorzugsweise ihre Aufmerksamkeit zu richten, denn sie ließen von verschiedenen Stellen her ihre Artillerie dahin spielen. Unterdessen hatte sich unser Haufen von Nachzüglern, Offiziere und Soldaten aller Nationen und zum Teil in den lumpigsten Aufzügen, gegen 300 Mann vermehrt. Die Generale v. STOCKMAYER und v. KERNER stellten sie in Linien auf; die meisten hatten Stecken, Ladestöcke und andere Wanderstäbe in den Händen und nahmen solche wie Gewehre auf die Schultern. Ich selbst schloß mich zu Fuß mit meinem Pferde am rechten Flügel an, um die Linie auch mit zu vergrößern. Währenddessen kam eine unserer Kanonen angefahren; sie war aber mit Tornistern und dergleichen so bepackt, daß es Zeit kostete, sie zum Schuß fertig zu machen, und als sie endlich

losbrannte, war der Knall so matt und schwach, daß einer die Bemerkung machte: ‚Es ist aufs äußerste mit uns gekommen, sogar das Pulver verliert die Kraft wie die Menschen und Pferde.'[1] Als nun die Russen uns einige Kugeln zuschickten, kommandierte der tapfere General v. Stockmayer: 'Rechtsum! Vorwärts! Marsch!' Wir drängten uns hierauf in schneller Eile teils über, teils neben der Brücke durch die Schlucht. Der Bach war zugefroren. Nun aber verdoppelten die Russen ihr Artilleriefeuer auf uns und auf die Brücke; aber der größte Teil von uns kam glücklich durch und hinüber.

Nach Zurücklegung dieses Defilees zogen wir uns rechts vom Wege ab, weil dieser mit Fuhren angefüllt war und wir uns aus dem Zielpunkte der russischen Artillerie entfernen mußten. Unser schwankender Mut war durch dieses glückliche Unternehmen dermaßen belebt, daß wir Unbewaffneten uns diesen Abend noch näher an unsere Generale anschlossen und ihnen wie Herden ihren Hirten nachfolgten. Wir erreichten in der Nacht glücklich Krasnoi.«

Die Darstellung von Roos findet eine Bestätigung in den handschriftlichen Erinnerungen des Generals v. Stockmayer, der in Übereinstimmung mit jenem und allem Anschein nach mit Recht die Ehre für sich in Anspruch nimmt, durch seine Geistesgegenwart dem Haufen verzweifelter Menschen Mut und Ausdauer zurückgegeben zu haben. Von französischer Seite wird die Tat dem Kavalleriegeneral Exelmans zugeschrieben, von noch anderer dem westfälischen General v. Ochs. Letzterer kann aber überhaupt nicht zugegen gewesen sein, da zwischen Westfalen und Württembergern die Garde stand. Doch scheint er sich, wie wir vorhin gelesen, in ähnlicher Weise ausgezeichnet zu haben wie Stockmayer, aber unabhängig von jenem. Übrigens kam auf diesem Marsch auch die Garde in den Kampf, und mit ihr die Reste der beiden Kompagnieen der preußischen Artilleriebrigade. Der Leutnant Witte

[1] Es mag nebenbei bemerkt werden, daß die letzten württembergischen Geschütze hier, bei Krasnoi, verloren gingen. Nach einer im Stuttgarter Kriegsarchiv befindlichen »Darstellung des Dienstes der Artillerie in der Kampagne nach Rußland« waren es drei, nach einer andern Angabe nur noch zwei gewesen. Sie gehörten zur Batterie Breithaupt.

berichtet, daß er noch 28 Mann seiner Kompagnie bei sich gehabt habe, die er mit Infanteriegewehren bewaffnet hatte. Mit diesen trieb er unter Beihilfe einer kleinen Zahl französischer Tirailleurs und mit Unterstützung von zwei Geschützen die heranjagenden Schwärme der feuerscheuen russischen Lanzenreiter zurück. Die Schlucht, von der Roos, und ebenso auch WITTE, redet, liegt bei dem etwa 3000 Schritt von Krasnoi entfernten Dorfe Katowa. Sie sollte noch im weiteren Verlaufe der Schlacht eine Rolle spielen.

Auch der Abend im Städtchen verlief sehr unruhig. »Alles war vollgepfropft mit Flüchtlingen und der noch streitbaren Mannschaft verschiedener französischer Regimenter«, sagt SUCKOW. Dieser saß mit Bekannten auf dem Markt an einem hellodernden Feuer, über dem ein Topf hing, in dem etwas noch von Smolensk mitgebrachter Reis kochte, als der Alarmruf »Kosaken!« erscholl und eine Kugel auf dem Marktplatz einschlug. Hierdurch kam Bewegung in die Masse der Isolierten. »Alles lief, ritt und fuhr schreiend durcheinander dem Stadttore gegen Deutschland zu.« Der Schreiber selbst trat mit dem Stabsarzt KOELLREUTTER eine stundenlange Wanderung durch dichte Waldungen an, voll romantischer Zwischenfälle, die schließlich im Biwak einer aus Hessen ankommenden Ersatztruppe endete. Solche Ersatzmannschaften begegneten immer von Zeit zu Zeit der Armee, der sie nichts mehr nützten und von deren Fluten sie alsbald verschlungen wurden.

Was mit diesem zerrütteten Heere noch zu machen war, das hat NAPOLEON bei Krasnoi geleistet, der Schlacht, »die er mit einer Handvoll Tapferer dem ganzen Kutusowschen Heere geliefert hat.« Um drei Uhr nachmittags (15. November) in dem Orte angekommen, gab er den Befehl, noch in derselben Nacht die Spitze der russischen Armee zu überfallen. Durch diese gelungene Unternehmung erfuhr er, daß ihm die Hauptmacht der Moskowiter gegenüberstehe.

Nun galt es, die drei rückwärts stehenden Korps EUGENS, DAVOUTS und NEYS zu retten, von denen der letztere zur Stunde noch in den Mauern von Smolensk weilte. Zuerst kam der Vizekönig heran, der mit seinem schwachen Korps am 16. angegriffen wurde. Er manövrierte mit großer Geschicklichkeit, zog das Gefecht bis zum

Abend hin und verließ dann die Straße, um an den Russen rechts vorbeizumarschieren. »Ganz in der Stille,« sagt der bayrische Offizier v. Flotow, »setzte sich das Korps in Bewegung, umging einen Teil der feindlichen Truppen, vor deren Vorposten wir in sehr geringer Entfernung vorbeizogen, stieß nach einigen Stunden auf ein Biwak der kaiserlichen Garde und traf gegen 11 Uhr in Krasnoi ein, woselbst sich das Hauptquartier des Kaisers und so viele Truppen befanden, daß wir die Nacht auf der Straße zubringen mußten, wo Mann und Roß mit leerem Magen im Schnee ein weiches Lager fanden.«

Noch schlimmer trafen es die Hessen. Mit der jungen Garde standen sie in derselben Nacht, zum 17. November, an dem das fünfte und bedeutendste der Gefechte bei Krasnoi stattfinden sollte, schon um 2 Uhr morgens an der Straße nach Smolensk. Napoleon hatte sich zum Angriff auf die Russen entschlossen, um Davout heranzuziehen. Die alte Garde rückte bis halbwegs Katowa diesem entgegen; die 2000 Mann Kavallerie, die man noch hatte, sollten dieser Bewegung folgen. Auch das Städtchen Krasnoi war stark besetzt. Eine der schwersten Aufgaben hatte die junge Garde zu lösen: den Kampf mit der russischen Mitte, der sie das Dorf Uwarowo entriß. Die dem Zentrum der jungen Garde zugeteilten Hessen mußten drei Stunden lang fast unbeweglich im Strich der feindlichen Geschütze aushalten, und das beim Ausmarsch noch etwas über 300 Mann zählende Leibgarderegiment hatte nach offizieller Angabe einen Verlust von 10 Offizieren und 119 Soldaten. Über das Leibregiment der Hessen sagt das Journal des Prinzen Emil am Schluß eines längeren Gefechtsberichtes, dessen ausschließlich militärische Einzelheiten den Leser weniger interessieren dürften:

»Das Leibregiment betrug sich trotz des gewaltigen feindlichen Feuers mit einer besonnenen Kaltblütigkeit, die nur Eigenschaft geprüfter Truppen ist. Es formierte Karree und stellte sich wieder her, als wären es Manövers auf dem Übungsplatze. Rotten wurden niedergeschmettert, folgsam und ruhig schlossen die Nebenleute die entstandenen Lücken wieder zu. Der Oberst v. Gall verlor zwei Pferde unterm Leibe. Noch während der Affäre, als das Leibregiment in die Linie zurück eingerückt war, zollte der Divi-

sionsgeneral[1] sämtlichen großherzoglichen Truppen, die gegenwärtig waren, dem Leibregiment aber insbesondere, seinen Dank und seine Hochachtung.«

Eine Einzelscene aus diesem Kampfe, die unsern Berichterstatter Franz Röder betrifft, läßt ein besonders grelles Streiflicht auf Soldatenleid und Soldatenschicksal jener Tage fallen: »Bei dieser Gelegenheit«, erzählt der Hauptmann in seinem Tagebuche, »erwarb ich einen Pelz von grobem Soldatentuch, der wohl früher einem russischen Offizier gehört hatte und den gewiß niemand so leicht angezogen hätte, der nicht, wie ich, so jämmerlich seit zehn Stunden vor Frost zitterte, indem von meinem an Biwakfeuern verbrannten Mantel nur noch der Kragen übrig war und ich nur einen dünnen Rock auf dem Leibe hatte. Moisson, Leutnant vom 6. vor uns her marschierenden Voltigeurregiment der jungen Garde, sein Besitzer, ward durch eine Kanonenkugel in die Brust getroffen. Als ich mit meiner Kompagnie an die Stelle kam, wo er in letzter Zuckung lag, brachte ich mittels eines Trinkgeldes den Pelz an mich und zog ihn sogleich an, die zerrissenen Blutfetzen des Rückens mit dem Mantelkragen bedeckend, — und so behielt ich ihn zur Erwärmung auf dem Leibe bis Wilna. Erst zu Wilna konnte ich ihn vom Blute reinigen und flicken lassen. In den Taschen fand ich einen rührenden Brief an seine Eltern in Frankreich, den ich $^3/_4$ Jahre nachher mit der Meldung von seinem Tode auf dem Schlachtfeld abschickte; ferner eine Brotrinde und etwa $1^1/_2$ Pfund Zucker, die mir zur Stillung des Hungers dienten und eine recht freudige Entdeckung für mich waren; denn mein Bursch hatte sich geflüchtet, und meine wenigen Lebensmittel, eine Handvoll geröstete Körner, waren mitgegangen.«

Inzwischen war es dem von Korytnia heranrückenden Davout gelungen, dem linken Flügel des französischen Heeres die Hand zu reichen. Unter großen Opfern, da die Russen fortwährend seine linke Flanke beschossen. Was fiel, fiel, man mußte durch. Im Defilee von Katowa hörte ein Rheinländer, der als Leutnant im 111. Infanterieregiment stand, den Führer der 1. Division des Davoutschen Korps, General Compans, fortwährend rufen:

[1] De Laborde, er kommandierte die 1. Division der jungen Garde, der die Hessen zugeteilt waren.

»Keine Verwundeten werden mehr fortgebracht, seien's Offiziere oder Soldaten!«

So wurde von den Übrigbleibenden der Anschluß erreicht. Es wäre anders gekommen, wenn Kutusow vorwärts Krasnoi die Rückzugsstraße der Franzosen besetzt hätte. Er hütete sich, das zu tun. Wußte er doch, daß zwischen der Stadt und Katowa der kleine Mann spazierte, der ihm bei Austerlitz und Borodino so heftig auf die Finger geklopft hatte. Der trug heute eine polnische Mütze und hatte, um nicht auf dem Glatteis zu fallen, einen Birkenstock in der Hand, den ihm einer der Schnauzbärte von der alten Garde geschnitzt haben mochte. So war er nicht ganz leicht zu erkennen, und der Russe fragte alle nach ihm aus, deren er habhaft werden konnte, erst einen gefangenen bayrischen Offizier, dann einen Bauern aus Krasnoi. Da dessen Beschreibung über die Person des feindlichen Oberfeldherrn keinen Zweifel mehr ließ, schickte er Adjutanten über Adjutanten an seine Unterfeldherrn, mit dem Befehl, in ihren Bewegungen innezuhalten und dem Gegner den Weg von Krasnoi nach Orsza freizugeben.

Der Mann mit dem Birkenstock beeilte sich, diesen Weg einzuschlagen, zog, nachdem er die Hauptabsicht erreicht, seine Truppen zurück und kam noch am Abend des 17. in das vier Wegstunden vom Kampfplatz des heutigen Tages entfernte Liady.

Noch sollte die Schlacht bei Krasnoi ein Nachspiel haben, das, heroisch und grausig zugleich, zu der vielleicht wunderbarsten Episode des ganzen Feldzugs geführt hat, dem nächtlichen Zuge Neys über den halbzugefrorenen Dnieper.

So groß Napoleon am Tage von Krasnoi gewesen, er hatte nicht alles erreichen können. Der Marschall Ney war noch immer zurück. Mit ihm außer dem 3. Korps auch die eigentlich zu Davout gehörige Division Ricard. Erst am 18. langte der kühne Krieger in der Nähe des vielumstrittenen Schlachtortes an. Hier war noch immer Miloradowitsch zu finden, der an den vorhergehenden Tagen, wo seine Truppen den rechten Flügel der Kutusowschen Armee bildeten, dem Beinamen eines »russischen Murat,« den man ihm gegeben, nur wenig entsprochen hat. Er hatte sich, zum Teil freilich durch die Befehle seines Oberfeldherrn gebunden, im wesentlichen auf Kanonaden beschränkt. Auch diesmal sollte

er mit seiner Artillerie, aber auch nur mit dieser, einen schrecklichen Erfolg erzielen.

Denn Ney griff sofort an. Wie überrascht durch seine plötzliche Ankunft die Russen waren, geht aus den Erzählungen ihrer eigenen Offiziere hervor, des Herzogs Eugen von Württemberg und des Adjutanten Woldemar v. Löwenstern, von denen der letztere sich nach seiner Aussage an dem nebligen 18. November plötzlich einer Gruppe feindlicher Militärs gegenüber befand, unter denen er den gefürchteten Helden zu erkennen glaubte: »Sollte es wirklich Ney sein?« fragte ich mich und machte nochmals Halt, um mich vollends zu überzeugen. Es war keine Täuschung: Ney an der Spitze seines Korps zog vor mir heran: ich erkannte ihn, wie er, in einen blauen Mantel gehüllt und von seinem Stabe umgeben, eben Befehle zum Angriff gab. Ich schaute wie in eine Fata Morgana; doch das Staunen durfte nicht lange währen. Ich setzte meinem Pferde die Sporen in die Seite, gab die Zügel nach und flog dahin unserm Biwak zu. Aber schon wäre ich fast zu spät gekommen. Französische Tirailleurs hatten, im Nebel und durch eine Niederung gedeckt, unsere Posten beschlichen; die ersten Schüsse fielen, ehe man im Biwak den Angriff erwartet hatte. Doch bald war alles auf und unter den Waffen; auch unsere Husaren in einem Nu zu Pferde und sich unweit der Landstraße formierend. General Korff kam selbst herbeigerannt und sandte mich mit der Nachricht des Überfalls an Miloradowitsch. Neben den französischen Kolonnen hersprengend, mit Mühe mich durch den tiefen, beeisten Grund der Losmina[1] durcharbeitend, erreichte ich Miloradowitsch nur wenig Augenblicke vor Ney. Er schien über den unerwarteten Anfall etwas bestürzt; da sprengte auch schon Paskewitsch[2] herbei und riet, nichts in den Stellungen der Truppen zu ändern, um keine Verwirrung zu veranlassen, sondern so, wie man stand, den Feind zu erwarten. Dreißig Kanonen hatten kaum noch Zeit, quer über die große Straße aufzufahren, als sie auch schon angegriffen wurden. Ney, vom Nebel begünstigt, war über

---

[1] Bach, der bei Katowa die Straße von Smolensk nach Krasnoi durchschneidet. In demselben Grunde fand auch der von Roos (s. oben!) erwähnte Angriff der Russen statt.

[2] Russischer General, der spätere Feldmarschall.

den Grund der Losmina gekommen und rückte entschlossen gegen unsere Batterieen an; ehe man sich's versah, waren seine Tirailleurs schon bei den Kanonen und bemächtigten sich einiger Stücke. Aber hier endigten seine Erfolge: das Geschütz feuerte mit Kartätschen in die dichte feindliche Kolonne; Miloradowitsch griff sie von vorn an, Paskewitsch mit seiner Division und der Reiterei in der linken Flanke, und ehe eine halbe Stunde verging, war jene vorgedrungene tapfere, vom General Ricard geführte Kolonne fast vernichtet. Zu seiner Verzweiflung überzeugte sich Ney, daß keine Möglichkeit sei, hier durchzubrechen.«

Diese Mitteilung wird, soweit sie sich auf die schreckliche Wirkung des mit vollen Ladungen in die dichtgedrängten Haufen feuernden Geschützes bezieht, auch vom Herzog Eugen bestätigt, dem bei seinem Eintreffen auf dem Kampfplatze Miloradowitsch triumphierend entgegenrief: *»Mon Prince, voilà notre ouvrage.«* »In der Tat«, sagt der Herzog, »diese Arbeit war entsetzlich. Niemals werde ich einen so gräßlichen Anblick vergessen. Auf der Ebene zwischen der Losmina und den russischen Batterieen (etwa eine halbe Werst lang) lag eine kaum glaubliche Menge verstümmelter Leichen und mit dem Tode ringender Verwundeter. Von einigen der leichter Blessierten, unter denen sich auch Deutsche befanden, erfuhr ich, daß die Abteilung unter den Befehlen des Generals Ricard gestanden habe.«

Neben Ricard wurde auch die Division Razout des Neyschen Korps vom Verderben ereilt. Auf dem linken Flügel der französischen Divisionen stand das früher erwähnte 3. Bataillon der Württemberger. Ein Offizier desselben, Hauptmann v. Fribolin, der mit den Resten dieser Truppe den folgenden Rückzug Neys mitmachte, hat hierüber eine Relation geliefert, die wir später folgen lassen. Es liegen aber auch zwei andere Erzählungen von deutscher Seite vor, die sich, obwohl weniger zuverlässig als die des württembergischen Hauptmanns, durch manche interessante Detailangaben auszeichnen. Die eine stammt aus der Feder eines Nichtkombattanten, des Sekretärs Volgmann, die andere von einem westfälischen Offizier, der auf irgend eine Weise unter das 3. Korps geraten war, jedenfalls in der Umgebung des Marschalls den Zug mitgemacht zu haben scheint.

In den Einzelheiten gehen sie und die französischen und russischen Relationen ziemlich weit auseinander. Besonders die Franzosen sind mehrfach bestrebt gewesen, durch pompösen Vortrag das Heldenstück ins nebelhaft Gigantische hineinzumalen und durch Anführung pointenreicher Reden des Marschalls und seiner Begleiter theatralische Effekte zu erzielen, deren es nicht bedarf. Denn der »beispiellose Heroismus« — so nannte ihn ein Zeitgenosse — den Marschall Ney und seine Begleiter bewiesen, wirkt am besten durch seine klassische Einfachheit. Auch ist es wirklich gleichgültig, ob die Russen einmal, oder, wie der französische General Freytag behauptet, gar dreimal diese Schar entschlossener Männer zur Ergebung aufgefordert und ob deren Führer die stolze Antwort gegeben: »Ein Marschall von Frankreich ergibt sich nicht«, oder ob sie etwas anders gelautet hat. Wir übergehen auch die Frage nach den unaussprechlichen Namen der Dörfer und Weiler, durch die das 3. Korps gezogen oder nicht gezogen ist. Dagegen wird es den Leser interessieren zu erfahren, wie es, vom Feinde zurückgeworfen, in elendester Verfassung den verzweifelten Weg über einen halbzugefrorenen Strom genommen hat und wie die auf allen Seiten von Kosaken umschwärmten Reste nach unzähligen Fährnissen zuguterletzt doch noch bei Orsza wieder zu den Ihrigen gestoßen sind.

Über den ersten Teil dieser Episode, den Weg zum Dnieper und die Überschreitung des von unheimlichem Dunkel umhüllten Stromes, lesen wir bei dem Westfalen:[1] »Der Marschall ließ Halt machen, rangieren. Mehr als die Hälfte der Mannschaft war verschwunden, von der Kavallerie nur hin und wieder ein einzelner Berittener, von der Artillerie außer den letzten zwei Geschützen nichts mehr übrig. Was weiter geschehen würde, wußte niemand; der Marschall schwieg; ein Offizier, der ihn um seine Befehle fragte, erhielt die lakonische Antwort: ‚*Patience!*' Einstweilen verbot er das ohnehin auf diesem Flecke kaum ausführbare Anmachen von Feuern, ließ eine Postenkette ausstellen, das Korps neben einem einzelnen verlassenen Hause sich auf den Schnee

[1] Die Schilderung setzt in dem Moment ein, wo Ney, die vollständige Aussichtslosigkeit des gegen Miloradowitsch und seine Helfer geführten Kampfes erkennend, sich zum Rückzug wendet.

lagern und schickte mehrere Offiziere, die noch rüstig waren, auf Schleichpatrouillen aus, hauptsächlich um den Weg zum Dnieper zu erkunden. Nach Verlauf einer Stunde, während welcher von dem rastlos tätigen Chirurgien-Major des 48. Linienregiments nebst noch zwei andern Ärzten eine Menge Verwundeter in dem sonst von niemandem besetzten Hause verbunden wurden, hatte man zwei Boten, einen alten Mann und ein junges Mädchen, aufgefunden und examiniert. Ihre Aussagen über des Flusses Beschaffenheit enthielten nichts Tröstliches; doch die Zeit drängte, und eine Wahl gab es nicht. Marschall Ney befahl also den Aufbruch in tiefster Stille.

Ein dichter Wald, der sich bis an den tief eingeschnittenen Dnieper heranzieht, verdeckte den Rückzug des etwa noch 3000 Kombattanten starken Korps, das sich still und langsam auf schmalem, wenig betretenem Pfade durch ihn hinbewegte. Nach zweistündigem Marsche ward der Strom erreicht, und zwar an einer Stelle, wo das linke Ufer mit fast senkrechtem Abhange gegen das Flußbett abfiel. Der Fluß stand noch, doch ließ der heftige Schlagregen, in den das Schneegestöber beim Nachlassen des bis dahin scharfen Tauwindes sich verwandelt hatte, dessen baldiges Aufgehen fürchten, und zwar um so mehr, als die Wegweiser versicherten, daß er erst seit zwei Tagen gefroren, sehr tief und von starker Strömung sei. Hier war ein Hinüberkommen rein unmöglich. Von einer Furt in der Nähe wollte weder der Bauer noch das Mädchen etwas wissen, doch versicherten beide, daß man im Sommer überall durchwaten könne. Der Marschall ließ wohl eine Stunde lang die Truppen längs dem Flusse stromabwärts fortziehen. Von Zeit zu Zeit wurde das Ufer untersucht, und einzelne mußten sich auf das Eis begeben, um dessen Tragbarkeit zu untersuchen. Sie fanden überall, daß dasselbe für einzelne Fußgänger tragbar, aber auch bereits fußtief mit Wasser bedeckt sei. Zuletzt wagten mehrere Rüstige sich auf das andere Ufer und berichteten bald, daß jenseits das Ufer sich senke und das Aufklimmen leichter mache. Da auch diesseits, an einer lichten Waldstelle, das Ufer abgeflachter als bisher zu sein schien, so ließ der Marschall halten und befahl den Übergang. Die Hälfte der Mannschaft ward einzeln hinüber- und vorgeschickt, teils um eine gegen Kosakenüberfälle

sichernde Postenkette zu bilden, teils um die Straße aufzusuchen, die unweit des Flusses nach Orsza führen sollte. Mit dieser Mannschaft drängten sich, was bei der Dunkelheit nicht zu hindern war, ganze Schwärme von Nachzüglern über den Fluß. Hiernächst wurden die Verwundeten hinübergeschafft, doch mit dem allerdings harten, aber notwendigen Verbote, Feuer anzumachen; dann sollten die beiden Geschütze auf das Eis gebracht und von Mannschaften hinübergezogen werden, die Gespanne aber ledig folgen. Dies mißglückte vollständig; das erste den Abhang glücklich herabgebrachte Geschütz brach mitten auf dem Strom ein samt der vorgespannten Mannschaft, worauf sogleich das zweite nebst dem ohnehin fast wertlosen Gespann gleichfalls aufgegeben wurde. Der Rest des Korps, wozu der Marschall selbst und seines Stabes größter Teil gehörte, sollte in gleicher Weise einzeln übergehen und zwar etwa 200 Schritt weiter stromabwärts. Aber die ungeduldigen Truppen, denen das jenseitige Ufer als ein rettendes aus ihrer Not erschien, drängten sich unaufhaltsam. Das Eis brach an mehreren Stellen. Angstruf erscholl überall, die Verwirrung war unbeschreiblich, Helfen und Ordnen bei der Dunkelheit nicht möglich. Ein schwarzer Knäuel — das war alles, was man vom Ufer aus sehen konnte — wälzte sich unter greulichem Toben nach jenseits: eine Jammerscene unbeschreiblicher Art, um so erschütternder wirkend auf die Gemüter der Zurückgebliebenen, als die aufgeregte Phantasie sich das Grauenvollste ausmalte, weil das Auge die Wirklichkeit nicht zu erkennen vermochte. Lange währte das Getöse der mit dem Strome Ringenden; endlich ward es stiller: die Geretteten schwiegen aus Ermattung, den Verunglückten schloß der Tod den Mund, und die Isolierten zerstreuten sich, um andere Übergänge zu suchen.

Zuletzt war nur noch der Marschall und ein kleiner Rest seiner Umgebung auf dem linken Ufer. Die Pferde hinüberzubringen schien unmöglich, ein paar Versuche waren mit dem Verluste derselben gescheitert. Jeder gab den Reitknechten frei, entweder anderweit Übergänge zu suchen oder am waldigen linken Ufer entlang sich nach Orsza durchzuschleichen; worauf dann diese Leute, zusamt den wenigen noch übrigen Kavalleristen, sich augenblicklich stromauf- und abwärts zerstreuten. Keiner von den Offi-

zieren wollte sich von dem Feldherrn trennen, jeder sein Schicksal und das der Reste des Korps teilen. ‚*Passons!*' sprach der Marschall; alle klimmten den Uferhang hinab und versuchten einzeln überzugehen! Jeder auf seine Weise, die meisten — unter diesen Ney — buchstäblich auf Händen und Füßen. Einige brachen ein, wurden jedoch von den Kameraden wieder herausgezogen. Beim Aufklimmen am jenseitigen Ufer halfen die Soldaten, und so kam denn endlich das durchnäßte Häuflein, außer dem Bereiche der Verfolger, aber hilfloser als je zuvor, auf dem rechten Dnieperufer zusammen.«

Auch Volgmann bezeichnet die bange Stunde des Übergangs als eine der »fürchterlichsten« Situationen, die er durchlebte, und nur mit dem notorisch Schrecklichsten dieser Art, dem Überschreiten der Beresina, glaubt er sie vergleichen zu dürfen.

Die Geretteten waren noch lange nicht in Sicherheit. Hauptmann Fribolin schreibt über die folgenden beiden Tage: »Nach dem Übergang setzte man ohne Ordnung den Marsch auf dem rechten Ufer des Dnieper gegen Orsza fort. Nachdem man ungefähr sechs Stunden lang auf diese Art in einem Mal marschiert war, kam man in ein Dorf, wo der Marschall halten ließ, um seine Truppen zu sammeln. Kaum hatte jedoch der Rest des Neyschen Korps in diesem Dorfe zwei Stunden lang ausgeruht, so erschienen auch schon die Kosaken unter Platow. Dieser General hatte den 17. November Smolensk besetzt, war aber sogleich wieder aufgebrochen und auf dem rechten Ufer des Dnieper über Katani vorgegangen, auf welchem Marsch er den 19. November früh das 3. französische Korps einholte. Platow schloß bei seiner Ankunft mit seiner zahlreichen Reiterei das 3. Armeekorps völlig ein und erwartete, ohne die Franzosen anzugreifen, was Marschall Ney ferner beschließen werde. Dieser ließ seine Truppen ruhig abkochen, hierauf unters Gewehr treten und sofort Vierecke bilden. Nachdem die Truppen sich einigemal geübt hatten, aus geöffneter Kolonne das Viereck zu bilden, trat Ney seinen Marsch an. Das 3. provisorische württembergische Bataillon, welches mit einem illyrischen Regiment zusammen ein Viereck gebildet hatte, marschierte an der Spitze. Sobald dieses Viereck gegen die russische Reiterlinie anrückte, teilte sich diese

und zog sich hinter das nächste Dorf zurück. Kaum aber hatte die Spitze des 3. Korps dieses Dorf passiert, so fingen die Russen an, dasselbe mit Kugeln und bald auch mit Kartätschen zu beschießen. Zum Glück lag das Dorf nicht sehr weit von dem Eingang eines Holzes, welches das 3. Korps bald erreichte und somit der größten Wirkung des russischen Geschützes entging. In diesem Walde setzte Ney seinen Marsch bis zum Einbruch der Nacht fort, um welche Zeit er mit dem Korps an einem breiten Graben ankam und im nämlichen Augenblick vom jenseitigen Rande dieses Grabens abermals mit Kartätschen empfangen wurde. Ney, welcher sich selbst bei der Vorhut, dem württembergischen Bataillon und dem illyrischen Regiment, befand, befahl sogleich, daß diese mit großem Geschrei in den Graben stürzen und die Russen vom jenseitigen Ufer vertreiben sollten.

Die Württemberger und Illyrier vollzogen diesen Befehl im Augenblick und vertrieben die Russen aus ihrer Stellung, worauf das übrige Korps den Graben ebenfalls passierte und den Marsch noch in der Nacht fortsetzte, bis ein breiter und tiefer Bach dasselbe abermals aufhielt. Während das ganze Korps nach und nach aufrückte, Ney aber einen Punkt zum Übergang aufsuchen ließ, drängten die Kosaken mit ungestümem Mut die Kolonne des 3. Korps gegen den Bach, so daß die Württemberger und Illyrier durch die mit Gewalt andringende französische Kolonne in den Bach gesprengt wurden, aus welchem sich nur wenige retteten und das jenseitige Ufer erreichten. Die französische Kolonne hatte sich gleichfalls in den Bach gestürzt, und Ney setzte hierauf mit dem kleinen Rest, der das jenseitige Ufer erreicht hatte, den Marsch bis in das nächste Dorf fort, welches zur Deckung angezündet wurde und wo Ney den Anbruch des Tages erwartete. Von den Württembergern erreichten noch 14 Mann und von den Illyriern noch 40 dieses Dorf; in gleichem Maße war überhaupt das ganze Korps geschmolzen.

Sobald der Tag anbrach, trat Ney den Marsch an. Kaum hatte er jedoch noch einige Stunden Wegs zurückgelegt, als sich die Kosaken abermals zeigten. Ney bildete nun aus dem Rest seiner Truppen zwei Vierecke und setzte seinen Marsch unter dem stärksten russischen Artilleriefeuer fort. Gegen Abend drängten

die Russen wieder von allen Seiten heran, sprengten ein Viereck und hieben die Mannschaft nieder. Mit dem zweiten Vierecke glückte es dem Marschall, ein nahes Holz zu erreichen. Die Russen hatten aber dieses Holz bald völlig eingeschlossen und beschossen es nun von allen Seiten mit Geschützen. Nunmehr entschloß sich Ney, zum Schein Unterhandlungen anzuknüpfen, um sich dem mörderischen Artilleriefeuer zu entziehen. Er brauchte hierzu einen russischen Major, den er als Gefangenen mit sich führte. Die Unterhandlungen dauerten bis in die Nacht. Um diese Zeit kam ein Adjutant des Marschalls Ney und ließ die Mannschaft ganz in der Stille antreten. Währenddessen erschien der Marschall selbst vor der Front und forderte die Offiziere auf, Gewehre zu nehmen und die Plänklerlinie der Kolonne zu formieren. Sobald dies geschehen war, stellte sich Ney an die Spitze, rückte in aller Stille gegen das russische Lager, durchbrach es ohne bedeutenden Verlust, und bald hierauf traf der Rest des Korps auf vier französische Grenadierkompagnieen, welche Napoleon dem Marschall von Orsza aus entgegengeschickt hatte. Hauptmann Fribolin erreichte nur noch mit sieben Mann des 3. württembergischen Bataillons Orsza, wo er sich wieder mit dem 1. und 2. Bataillon vereinigte.«

Übrigens war es Eugen, nicht Napoleon selber, der den Neyschen Truppen Hilfe entgegensandte. Er hatte drei bis vier Stunden am Dnieper aufwärts Posten mit Kanonen aufgestellt, die Signale geben sollten, wenn Ney gefunden werde. In der Nacht um 11½ Uhr donnerten die Kanonen.

Es war ein großer Augenblick, als der Held von der Moskwa, stürmisch bewillkommnet, im Lager des Vizekönigs bei Orsza eintraf.

Napoleon erhielt die Nachricht vom Eintreffen Neys in dem vier Wegstunden von dort entfernten Baranui, als er am 21. mit dem Marschall Lefebvre zu Mittag speiste. So erzählt wenigstens sein Ordonnanzoffizier Gourgaud, der die Meldung selbst überbracht hat. Er hat dabei dem Kaiser die Äußerung in den Mund gelegt: »Ich habe 200 Millionen in den Kellern der Tuilerien, ich hätte sie hingegeben, um den Marschall Ney zu retten.«

Ob er wirklich die Worte gesprochen hat? Nach General

Freytags Memoiren soll er den Marschall umarmt und ihm einfach gesagt haben: »Ich hatte nicht mehr auf Sie gerechnet.«

Übrigens war Neys Korps so gut wie aufgelöst. Nur 900 abgezehrte Gestalten hatte er von seinem abenteuerlichen Zuge wieder mitgebracht. Nicht viel besser sah es bei den andern aus. Die Woche vom 14.—21. November hatte der großen Armee einschließlich der abgefangenen Nachzügler wiederum 18000 Mann gekostet. Davout hatte jetzt noch 4500, Eugen noch 1000 Mann bei der Fahne, die Polen 500, die Westfalen gar nur etwa 160 Mann, die am 24. November zu einem einzigen Bataillon zusammengeschlagen wurden.

Bei diesem verblieb eine Fahne, »die übrigen erhielten die Regimentskommandeure mit dem Befehle, eine selbst zu tragen und die andern an die Bataillonskommandeure abzugeben, weshalb sie sämtlich von den Stangen getrennt und diese verbrannt wurden.« Offiziere, Unteroffiziere und erprobte Soldaten schlangen sich die Fahnentücher um den Leib, und manche Standarte ist mit ihrem Träger vermodert. Bei den meisten Truppenkörpern wurde es ebenso gemacht, und so bekamen die Russen wenige Trophäen dieser Art in die Hand, die sie nicht Toten oder Sterbenden entrissen hatten.[1] Noch 20 Jahre später erfüllt es Roos mit Stolz, zu wissen, daß in der Kasanschen Kathedrale zu Petersburg, wo man die Anno 1812 »eroberten« Fahnen aufhängte, keine württembergische zu sehen war. Für die Erhaltung dieser Heiligtümer geschah wirklich alles: als ein sächsischer Junker, Dittmar mit Namen, in dichtem Schneegestöber ein paar Fahnen verloren hatte, ließ ihn Thielmann vom Regimente jagen und ins Elend hinausstoßen.

Das geschah noch vor dem Abmarsch aus Smolensk. Schon 14 Tage später wären solche Gewaltmaßregeln nicht mehr am Platze gewesen. Was jetzt an Disziplin noch übrig war, beruhte lediglich auf dem guten Willen der Mannschaft, und es ist ein ehrenvolles Zeichen für die große Armee, daß sich immer und bis zuletzt Männer fanden, die, wenn die Lärmtrommel schlug, die Gewehre in die verklammten Hände nahmen. Freilich

[1] Über den bedauerlichen Verlust der bayrischen Feldzeichen ist früher schon berichtet worden.

tat sonst jeder, was er wollte; es berührt fast komisch, wenn ein übereifriger Offizier von den Westfalen noch an »Korrektionen und Strafen« denkt und darüber klagt, daß der am Bestimmungsort angekommene Soldat das Gewehr, statt es zu reinigen, in die Ecke wirft, um es erst beim Abmarsch wieder daraus hervorzuholen.

Selbst die Garde, Napoleons alte Garde, begann in diesen Tagen zu wanken, und der Cäsar hatte beim Austreten aus Dubrowna an sie eine Ansprache gehalten, in der er seine Triarier zur Standhaftigkeit ermahnte, worauf die Grenadiere ihre Bärenmützen auf die Bajonette steckten und das *Vive l'Empereur* noch einmal herzhaft aus ihren Reihen erklang. Auch sprach er öfter mit den Offizieren der Alliierten. So ließ er sich mit dem württembergischen Major v. Grünberg in eine längere Unterredung ein. Dieser Offizier hatte sich bei Wiäsma ausgezeichnet; aber nicht das war die Veranlassung, sondern persönliche Teilnahme. Die Sache selbst wird verschieden erzählt. Nach Roos soll der Kaiser seine Verwunderung darüber ausgesprochen haben, daß es dem Major unter den bedrängten Umständen gelungen sei, eine Kuh mit sich zu führen, die der Bediente am Strick hatte und deren Milch die einzige Nahrung des kränklichen Mannes gewesen war. Rührender ist die auch von Stockmayer bestätigte Erzählung Suckows, laut deren sich Napoleon nach einem vor Frost zitternden Hündchen erkundigt habe, das der Offizier bei sich hatte und das ihn durch den ganzen Feldzug begleitete. Major v. Grünberg und gewiß auch sein Hündchen starben später im Hospital zu Wilna. Napoleon mochte das Bedürfnis fühlen, in dieser Zeit des immer mehr überhandnehmenden Elends den Persönlichkeiten menschlich näherzutreten. Auch mochte ihm daran liegen, die Elemente von höherer Intelligenz und Gesittung enger an sich zu knüpfen, in einem Augenblick, wo, wie er wußte, ein letzter großer Kampf bevorstand, bei dem es sich um Sein oder Nichtsein handeln würde. Denn die von den Flügelkorps — jetzt fast täglich — einlaufenden Nachrichten nahmen eine immer drohendere Miene an.

Die vor ihm sich auftürmenden Hindernisse schoben dem Kaiser die Lösung einer Reihe schwieriger Aufgaben zu: er mußte

suchen, sich den Übergang über die vor ihm liegende Beresina offen zu halten; mußte sich weiterhin auf das schleunigste mit noch leistungsfähigen Truppen umgeben; er mußte endlich den Versuch machen, die Reste des unter seiner unmittelbaren Führung stehenden Heeres noch einmal wieder in einen einigermaßen manövrierfähigen Zustand zu versetzen.

Wieweit ihm das erste gelang, wird sich in der Folge zeigen. Seine Bemühungen zu letzterem Zwecke führen uns nach Orsza, wo er vom Nachmittag des 19. bis um die Mittagsstunde des 20. weilte. Hier wurden die durch die Schlacht bei Krasnoi aus den Fugen geratenen Heeresteile, so gut es eben ging, etwas ergänzt, die Geschütze nochmals neu bespannt, eine Menge von Wagen und Bagagen angehalten und vernichtet, Adler verbrannt, wichtige Papiere den Flammen übergeben. Um Pferde für die Artillerie zu gewinnen, vielleicht auch in dem Bestreben, sich möglichst aller *impedimenta* zu entledigen, ließ Napoleon selbst einen in Orsza vorgefundenen Brückentrain von 20 Pontons zerstören. Hierauf muß die besondere Aufmerksamkeit des Lesers gelenkt werden, weil das Fehlen dieses Trains für die Ereignisse an der Beresina von einschneidender Bedeutung gewesen ist. Das Leben von Tausenden hätte aller Wahrscheinlichkeit nach gerettet werden können, wären die unseligen Kähne zur Stelle gewesen. Hätte nicht der Kommandeur des Brückentrains, Graf Éblé, ein ausgezeichneter Mann, der später selbst ein Opfer des Feldzugs werden sollte, die Vorsicht geübt, wenigstens das allernotwendigste Material zu retten und von Orsza mitzunehmen, so ist nicht abzusehen, wie der Übergang überhaupt hätte bewerkstelligt werden können. Dieses Material bestand aus sechs Werkzeugwagen mit Klammern, Nägeln, Äxten, Hacken und Eisenzeug, zwei Feldschmieden und zwei Wagen mit Kohlen. Solch unscheinbarem Handwerkszeug sollte alles, was über die Brücken der Beresina kam, seine Rettung zu danken haben.

Auch die andern Reorganisationsversuche, die der Kaiser mit großer Anstrengung in Orsza unternahm, waren wenig glücklich. Noch einmal quälte er sich mit der Sisyphusarbeit ab, die ungezählten Scharen der Isolierten ihren Regimentern wieder zuzuführen. Es wurde ihnen bei Todesstrafe verboten, der Fahne fern-

zubleiben und der Befehl unter Trommelschlag auf den Straßen bekannt gemacht. Vergebens. Gendarmen standen auf der Dnieperbrücke, um den sich hinüberwälzenden Heerwurm zu ordnen: sie wurden von der Menge weggerissen. Auch Magazine waren in Orsza. Es wurde einiges ausgeteilt, wobei wiederum die Garde vor allen berücksichtigt wurde. Die meisten andern gingen leer aus; was übrig blieb, war für die Russen gespart worden.

Wir benutzen den Haltepunkt, um uns nach einigen Landsleuten umzusehen. Martens war schon am 19. in der Stadt am Dnieper eingetroffen, vor den Garden, weshalb er auch am Ort noch allerlei zu essen und zu trinken vorfand. Die württembergischen Offiziere hatten sich in einem Kaffeehause einquartiert, wo einer ihrer Obersten, der eine Leipziger Maitresse mit sich führte, die unter den Umständen eigentümliche Forderung erhob, für sich und seine Dame ein besonderes Zimmer haben zu wollen. Ein württembergischer Hauptmann v. Meisrimmel traf an demselben Abend in Orsza ein. Von 300 Kranken, deren Transport er von Moskau geleitet, hatte er doch noch 100 bis hierhin durchgebracht. Der bedauernswerte Leutnant Yelin, der überall zu spät kam, lief von einem Magazin zum andern, um ein Paar Stiefel zu erhaschen, da die eigenen längst keine Sohlen mehr hatten. Es gelang ihm nicht, und er mußte, wie viele andere, die erfrorenen Füße mit Lumpen umwickeln.

Unser Freund Wedel vom 9. polnischen Chevaulegersregiment ist abhanden gekommen. In einem Dorfe unweit der Stadt wird er von einem katholischen Priester aufgenommen, der ihn mit Eiern und Käse erquickt und, als Kosaken kommen, seinen Gast in einer Scheune verbirgt. Doch muß er ihn schließlich den struppigen Kerlen ausliefern, die ihn als Gefangenen abführen.

Burkesroda von den Sachsen stellt angesichts einer mit Leichen angefüllten Grube traurige Betrachtungen über einst und jetzt an: im August »durchzog unser Korps, das schönste, das man sehen konnte, mit zwölf trefflich berittenen Regimentern und vier wohlbespannten reitenden Batterieen diese gesegnete Gegend des Dnieper. Jetzt –« doch wir wollen nicht öfter Gesagtes wiederholen.

Dagegen soll der westfälische General v. Ochs in dem Städtchen Orsza einen selbst in dem damaligen allgemeinen Elend »erschüt-

ternden Fall« erlebt haben: »Er begab sich in das Haus des Juden-bürgermeisters Berk, bei welchem er im verflossenen Sommer 14 Tage gewohnt hatte, und bat ihm wieder Quartier zu geben. Man entgegnete, daß das ganze Haus schon überfüllt sei, worauf er ein kleines Stübchen bezeichnete und um dieses nachsuchte. Er erhielt zur Antwort, daß in diesem Zimmer ein sehr kranker westfälischer Offizier liege, der aber höchstwahrscheinlich noch heute sterben würde, der General folglich darin übernachten könne. Ochs ließ sich zu dem Kranken führen und erblickte in diesem sterbenden Offizier seinen eigenen Sohn, welcher in der Schlacht von Borodino zwei schwere Wunden erhalten hatte und deshalb zurückgebracht war und welchen der General schon weit voraus in Sicherheit glaubte. Ein heftiges Nervenfieber hatte ihn aber ergriffen, so daß er nicht weiter als Orsza reisen konnte. Während Ochs seinen schon fast besinnungslosen Sohn umarmte und wenigstens die letzten Stunden noch bei ihm zuzubringen hoffte, erhielt er Befehl, schon in zwei Stunden weiter zu marschieren. Nach Rücksprache mit dem Arzte entschloß sich der General, ihn mit sich zu nehmen, um wenigstens Zeuge seines Schicksals zu sein. Einer seiner Stabsoffiziere überließ ihm hierzu ein kleines, mit Leinen überzogenes Fuhrwerk, und während des fernern Rückzuges führte General v. Ochs seinen Sohn beständig mit sich fort, sorgte für Obdach, Lebensmittel und Verband seiner Wunden und schleppte dessen Fuhrwerk, die Pferde oft stundenlang am Zügel führend, mit Hilfe seines noch einige Autorität gewährenden Generalshutes durch die schwierigsten Defilees, Wagengedränge und Menschengewühle hindurch. Seiner unermüdlichen Fürsorge verdankte er die Freude, daß sein Sohn während des Rückzuges wieder ganz hergestellt wurde. Denn dieser würde bei seiner schweren Krankheit in der hilflosen Lage zu Orsza unfehlbar gestorben sein, wenn das günstige Geschick im Augenblicke der größten Gefahr ihm nicht seinen Vater als Retter zugeführt hätte.«

Diese den Aussagen eines nahen Verwandten des Generals entnommene Darstellung scheint im wesentlichen richtig zu sein. Etwas abweichend berichtet darüber der viel später schreibende Borcke. Es dürfte sich nicht recht lohnen, das Für und Wider der einzelnen Angaben hier zu erörtern.

Jedenfalls aber geht auch aus Borckes Darstellung hervor, daß der Judenbürgermeister Berk in Orsza zu den Besseren seines Stammes gehörte. Von der überwiegenden Mehrzahl der polnisch-litauischen Juden ist leider nicht viel Gutes zu sagen. Diese niedrigstehende Menschenklasse zeichnete sich vor der sie umgebenden Bevölkerung nur durch eine allerdings ungewöhnliche geschäftliche Rührigkeit aus. Die Unternehmendsten des betriebsamen Völkchens waren der Armee bis Wiäsma, bis Moskau nach- oder entgegengezogen, andere nach Wilna zurück geeilt, um sich für den bevorstehenden Durchzug des französischen Heeres dort zu verproviantieren. So kann man in gewissem Sinne mit Suckow sagen, daß sie diesem nützlich geworden sind und daß mancher ihrem Geschäftssinn, mit dem sie Lebensmittel aus dem Boden zu stampfen verstanden wie Napoleon Armeen, die Erhaltung seines Daseins verdankte. Es gab auch einzelne unter ihnen, die sich für die Lieferung von Speise und Trank billig abfinden ließen, ja, selbst solche, die etwas von »Menschenpflicht« empfanden und auch einmal umsonst von dem Ihrigen hergaben. Martens hat in Dubrowna bei einer solchen wackeren Judenfamilie genächtigt.

Aber die meisten betrachteten Napoleons Fahrt nach Rußland nur als eine günstige Gelegenheit, sich maßlos zu bereichern. Solange es den Franzosen gut ging, hatten sie ihnen Spionendienste geleistet. Gegen hohe Entschädigung taten sie es auch jetzt noch, mußten aber wegen ihrer Unzuverlässigkeit scharf bewacht werden. Denn nicht wenige trieben das Handwerk der Doppelspionage und verrieten gesinnungs- und gewissenlos Franzosen und Russen aneinander.

Zu einer Art Entschuldigung der Juden mag die unwürdige Behandlung dienen, der sie von allen Seiten ausgesetzt waren. Aber auch hierzu hat, neben den bedauernswerten Zeitanschauungen, ihre Unredlichkeit mit herausgefordert. Sie stahlen wie die Raben, und nicht etwa nur Kleinigkeiten. Dem Kommandeur der badischen Brigade beim Korps Victors wurde seine ganze Kriegskasse von Juden entwendet.

Wehe erst recht dem Soldaten, der ihnen traute, zumal wenn er seinerseits durch Wegnahme von Lebensmitteln oder eines alten Rockes den Zorn der Hebräer gereizt hatte! Sobald Kosaken in

der Nähe auftauchten, war er verloren. General v. Thielmann, der sich in der Nacht vom 19. zum 20. November in den Judenhäusern einer Vorstadt von Dubrowna einquartiert hatte, entging nur dadurch der Gefangenschaft, daß er, von ahnungsvoller Unruhe getrieben, schon um Mitternacht den Aufbruch befahl. Denn schon waren die Fremdlinge den herannahenden Russen verraten. Bei solchen Gelegenheiten spielten die falschen Freunde oft eine entsetzliche Rolle. Sie halfen die Wehrlosen plündern, verhöhnten und mißhandelten sie. Ja, wir werden noch Schlimmeres von der Grausamkeit der Wilnaer Juden zu hören bekommen.

Ihre vorwiegende Leidenschaft war freilich der Betrug im Handel. »Hat der Herr Geld?« war die erste Frage, die sie an den Hungrigen richteten. Und der Herr mußte viel, sehr viel Geld haben. Denn sie forderten und erhielten, wie Suckow treffend bemerkt, für die kleinsten Mengen einer meist herzlich schlechten Ware wahrhaft schwindelnde Preise. In Smolensk hatte Lossberg von einem dieser Israeliten 1/2 Pfund Kaffee für ein Fünffrankenstück erworben. Der gab für ein Fläschchen Branntwein eine Hand voll Taler, jener bezahlte ein Stück trocken Brot mit einem Louisdor. Sie nahmen alle Geldsorten, übervorteilten aber die Soldaten beim Wechselgeschäft in der unverschämtesten Weise. Vor allem benutzten sie deren Unkenntnis der russischen Banknoten. Eine, wenn sie nicht von einem so ernsten Manne wie Roos bezeugt wäre, unglaubliche Geschichte dieser Art hat sich in Borisow zugetragen: »Ein deutscher Grenadier, der ebensowenig wie wir die russischen Banknoten kannte, hatte deren eine Brieftasche voll, etwa zwei Finger dick, die er einem Juden für vier Bouteillen Branntwein und vier Brote anbot. Der Jude blieb so kalt bei diesem vorteilhaften Handel, daß er ihm ganz gleichgültig sagte: ‚Ich gebe nur drei Bouteillen Schnaps und drei Brote dafür.' Der Soldat willigte ein, und als es zum Geben kam, meinte der Jude, die Flaschen selbst wären nicht mit im Handel begriffen, gab aber nach, als der Soldat sagte: ‚Ohne Flaschen kann ich deinen Branntwein nicht brauchen'. Als ich später das russische Papiergeld kennen lernte, sah ich ein, daß der Jude 3—4000 Rubel für seine Ware erhalten hatte.«

DER TODESZUG ÜBER DIE BERESINA.

So war man in der Nähe der Beresina angekommen. Ein aber= maliger Witterungsumschlag kündigte sich an. Aber das war jetzt nicht die Hauptsorge. Weit ernstere Befürchtungen weckte der Gedanke an die bevorstehende Passage des Flusses. Das Heran= nahen der russischen Seitenarmeen, die mancher über die je= weiligen Ereignisse des Tages hinaus denkende Offizier längst im stillen erwogen hatte, war zur Tatsache geworden. Große Auf= regung herrschte am Abende des 23. November in einer Bauern= stube in dem zwischen Orsza und Borisow gelegenen Tolotschin unter den dort versammelten württembergischen Generalen und Offizieren. Der hinzukommende Leutnant Martens vernahm von den Anwesenden die Schreckenskunde, daß der von Süden her= anrückende Admiral Tschitschagow »mit 30000 Mann die Ufer der Beresina besetzt habe«. Leider war die Nachricht völlig zu= treffend. Der Führer des österreichischen Hilfskorps, Fürst Schwarzenberg, hatte, aller Mahnungen Napoleons unerachtet, den russischen Admiral entschlüpfen lassen.

Das war folgendermaßen von statten gegangen: Wir haben den rechten Flügel der großen Armee zu einer Zeit verlassen, als Schwarzenberg sich nach Minsk zu gewendet, während Reynier Sacken gegenüber operierte. Dieser hatte die Sachsen bei Wolko= wisk, einem an der Straße von Bialystok nach Slonim gelegenen Marktflecken, am 14. November angegriffen. Schon am 12. und 13. hatten Vorgefechte stattgefunden, doch hatte Reynier anfangs nicht die ganze Größe der Gefahr erkannt. In der Nacht zum 14. beging er die Unvorsichtigkeit, in dem offenen Wolkowisk sein Hauptquartier aufzuschlagen, unter grober Vernachlässigung aller militärischen Regeln innerhalb der Vorpostenlinie, während der Hauptteil seines Korps die hinter der Stadt gelegenen Höhen besetzt hielt. Sacken strafte ihn für seinen Fehler durch einen nächtlichen Überfall, der Reynier selbst in Gefangenschaft hätte bringen können, wenn nicht einer von den Führern der russischen Kolonne — es scheint auch hier Verrat von jüdischer Seite im Spiel gewesen zu sein — diese vor das Haus des französischen Intendanten gebracht hätte, dem er eine Privatrache zugedacht

haben mochte oder den er als den vornehmsten der feindlichen Feldhauptleute ansah. Als der erste Schreck vorüber war, gelang es der Entschlossenheit Reyniers, der sich zu seinem Gros gerettet hatte, und der Ausdauer der Sachsen, in einem 38stündigen Gefecht die Angriffe der Russen abzuschlagen.

Das anfangs unter so ungünstigen Umständen begonnene Treffen verwandelte sich in einen — und nicht unbeträchtlichen — Sieg, als auf den Notschrei Reyniers Schwarzenberg im Süden von Wolkowisk, bei Jzabelin, erschien, wodurch die Rückzugslinie der Russen gefährdet wurde. Das Korps von Sacken verlor allein an 8000 Gefangene und hätte vernichtet werden können, wenn nicht die gewohnheitsmäßige Langsamkeit des österreichischen Führers diesen Triumph vereitelt hätte.

Ein weit größerer Fehler aber war, daß sich Schwarzenberg überhaupt zur Umkehr hatte bestimmen lassen. Sein Feldherrntalent — wenn nicht noch etwas anderes — erscheint hier im übelsten Lichte. War er auch über die traurige Verfassung des Hauptheeres nicht völlig aufgeklärt, so hatte er jedenfalls den ausdrücklichen Befehl erhalten, Tschitschagow nicht aus den Augen zu verlieren. Wenn er Reynier ein paar tausend Mann geschickt, ja, wenn er diesen völlig seinem Schicksal überlassen: er hätte im Interesse des Ganzen weit besser daran getan. Auch die an seiner Anwesenheit bei Wolkowisk stark interessierten Sachsen haben das zugegeben. Als der Österreicher nach dem Zeitverlust, den ihm sein Zug veranlaßt, wieder umkehrte, war es zu spät. Tschitschagow war vorüber. Immerhin hätte Schwarzenberg folgen und durch eine Diversion in dessen Rücken dahin wirken können, einen Teil der russischen Streitkräfte festzuhalten.

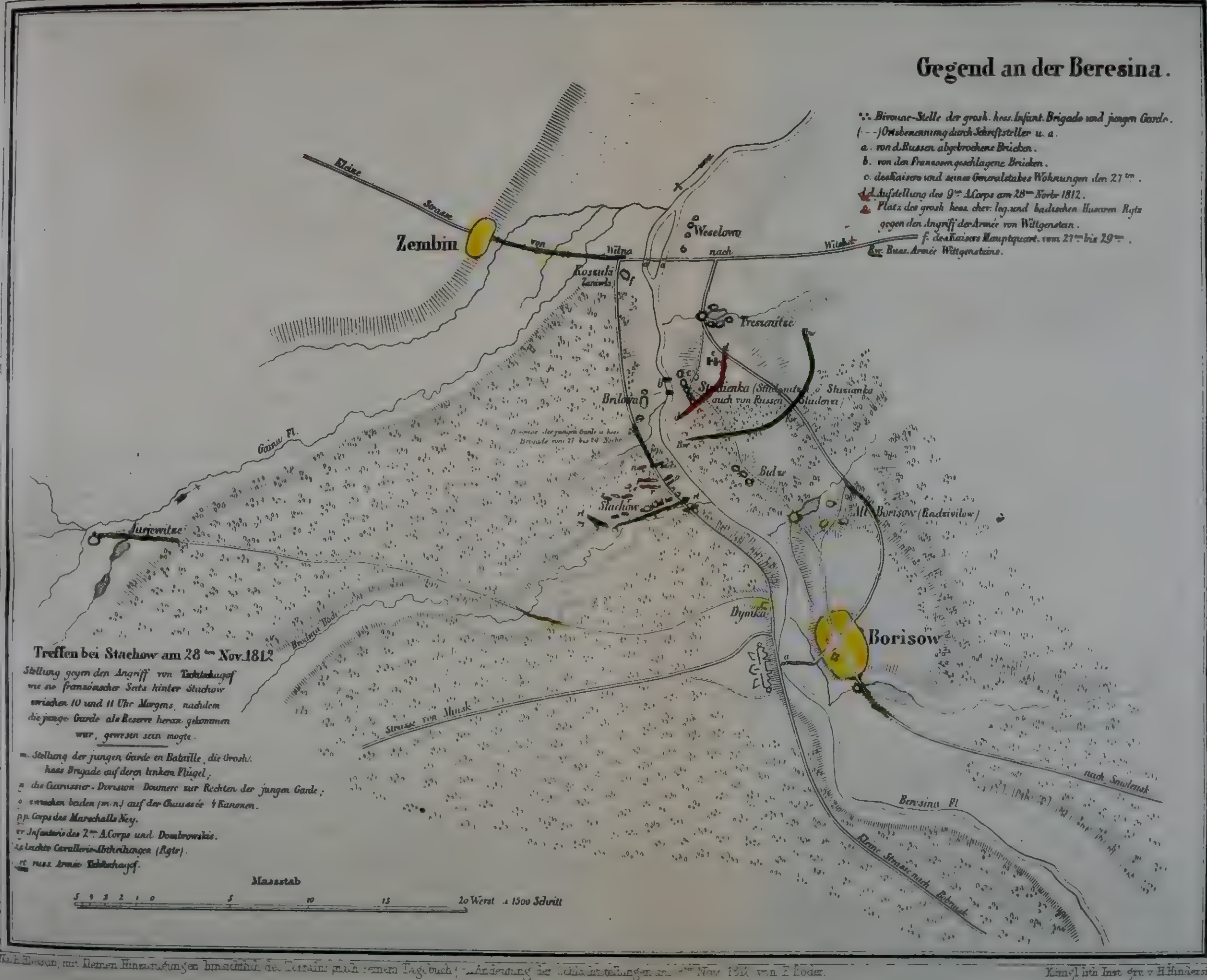
Daß er auch dies nicht tat, dafür können wohl die Gründe nur mehr in der Politik gesucht werden. Es war eben ein Fehler Napoleons gewesen, die unzuverlässigsten Bundesgenossen, Preußen und Österreicher, auf die äußersten Flügel zu stellen. Freilich hat er ja einmal die Idee gehabt, Schwarzenberg an die Hauptarmee heranzuziehen. Daß er sie nicht ausführte — als er den Gedanken faßte, war es allerdings vielleicht schon zu spät —, sollte sich bitter rächen.

Der erste schwere Schlag, der den Kaiser von dieser Seite traf, war die Wegnahme von Minsk, das der polnische Befehlshaber, General BRONIKOWSKI, vorschnell räumte und in das TSCHITSCHAGOWS tätiger Avantgardeführer LAMBERT am 13. November einrückte. Durch die Besetzung von Minsk hatten die Russen einen doppelten Vorteil gewonnen. NAPOLEON war einer seiner wichtigsten Depotplätze verloren gegangen. Wenn er sich, wie er selbst behauptet, noch damals mit der Absicht getragen, auf russischem Boden Winterquartiere zu beziehen, so hatten seine Hoffnungen einen neuen schweren Stoß erlitten. Aber der Verlust von Minsk hatte noch eine andere Bedeutung. Über Minsk führte die große Straße nach Wilna. Um diese Stadt jetzt zu erreichen, mußte der Kaiser sich bequemen, bis zu dem Orte Malodeszno eine Nebenstraße zu benutzen, die bei Zembin auf Knüppeldämmen und Holzbrücken durch die gefährlichen Gainasümpfe führte.

Doch war vor allem die Beresina zu durchqueren. Ganz unmöglich wäre es ja freilich nicht gewesen, nördlich den Fluß zu umgehen, etwa in der Gegend, durch die später die Bayern nach Wilna abzogen. Aber das hätte nur auf einem gefährlichen Flankenmarsch an WITTGENSTEIN vorüber ausgeführt werden können, der im günstigsten Falle eine nicht unerhebliche Verlängerung der Marschroute zur Folge gehabt haben würde. Konnte man dies den Erschöpften noch zumuten? Schwerlich. So blieb nichts als der Übergang über den gefürchteten Fluß übrig. Aber wie? Der Hauptweg führte über Borisow. Ein paar etwas nördlich davon bei dem Dorfe Weselowo befindliche Stege waren abgeworfen. Bei Borisow befand sich eine starke Holzbrücke, die durch einen am rechten Flußufer angebrachten Brückenkopf geschützt wurde. Aber schon am 21. war dieser von LAMBERT genommen, trotz des hartnäckigen Widerstandes, den die aus Minsk vertriebene Besatzung mit Hilfe der bisher gleichfalls in der dortigen Gegend postierten polnischen Division Dombrowski geleistet hatte.[1]

Wir können bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt lassen, daß an dem Kampf um den Brückenkopf auch deutsche Truppen

[1] Die Division Dombrowski hatte zu den an der Grenze Wolyniens stehenden Truppen gehört und dort gegen eine russische Abteilung unter dem General OERTEL operiert.



Gegend an der Beresina.
∴ Bivouac-Stelle der grosh. hess. Infant. Brigade und jungen Garde.
(- -) Ortsbenennung durch Schriftsteller u. a.
a. von d. Russen abgebrochene Brücken.
b. von den Franzosen geschlagene Brücken.
c. des Kaisers und seines Generalstabes Wohnungen den 27ten.
d.d. Aufstellung des 9ten A. Corps am 28ten Novbr 1812.
Platz des grosh. hess. chev. leg. und badischen Husaren Rgts gegen den Angriff der Armée von Wittgenstein.
f. des Kaisers Hauptquart. vom 27ten bis 29ten.
Rw. Russ. Armée Wittgensteins.
Zembin
Kleine Strasse
von Wilna nach Witebsk
Weselowo
Kossuls (Zaniwki)
Tresenitze
Studienka (Studenta auch von Russen Studenez)
Stuzianka
Brilowa
Budse
Alt Borisow (Radziwilow)
Stachow
Jurjewitze
Gaina Fl.
Dynika
Borisow
Strasse von Minsk
nach Smolensk
Beresina Fl.
Kleine Strasse nach Bobruisk
Treffen bei Stachow am 28ten Nov. 1812
Stellung gegen den Angriff von Tschitschagof wie sie französischer Seits hinter Stachow zwischen 10 und 11 Uhr Morgens, nachdem die junge Garde als Reserve heran gekommen war, gewesen sein mogte.
m. Stellung der jungen Garde en Bataille, die Grosh. hess Brigade auf deren linken Flügel;
n. die Cuirassier-Division Doumerc zur Rechten der jungen Garde;
o. zwischen beiden (m. n.) auf der Chaussée 4 Kanonen.
pp. Corps des Marschalls Ney.
rr. Infanterie des 2ten A. Corps und Dombrowskis.
ss. Leichte Cavallerie-Abtheilungen (Rgtr).
rt. russ. Armée Tschitschagof.
Masstab
5 4 3 2 1 0 5 10 15 20 Werst à 1500 Schritt
Kgl. lith. Inst. grv. v. H. Hindersin.

beteiligt waren. Neben einem kleinen mecklenburgischen Detachement vor allem das 7. württembergische Infanterieregiment. Es hatte zu den Nachschüben gehört, war auf dem Marsche von General Bronikowski in Minsk zurückgehalten und hatte schon dort nützliche Dienste geleistet. Durch einen Sergeanten dieses Regiments, Ratter mit Namen, war die erste Kunde von der Annäherung des Feindes dem Gouverneur zu Ohren gekommen. Am Brückenkopf von Borisow verlor das Regiment, das 150 Kranke in Minsk hatte zurücklassen müssen, von 484 Mann 314 an Toten, Verwundeten und Gefangenen. Die Übriggebliebenen schlossen sich in den nächsten Tagen den Resten des württembergischen Hauptkorps an und haben mit diesen zusammen noch an der Beresina gefochten.

Durch die Wegnahme des Brückenkopfes waren die Russen Herren des rechten Ufers der Beresina geworden. Sie hatten sich aber auch schon auf dem linken festgesetzt, indem sie die geschlagenen Polen über den Fluß verfolgt und das Städtchen Borisow selbst eingenommen hatten.

Die französische Armee befand sich in der denkbar ungünstigsten Lage. Denn im Norden hatte Victor, der auf Napoleons Befehl noch einen Versuch gemacht, Wittgenstein (bei Smoliany) zurückzuwerfen, keinen Erfolg gehabt, da ihn Oudinot nicht gehörig unterstützte. Dann hatten sich beide getrennt, indem dieser südlich nach Czereia, jener etwas mehr ostwärts nach Krasnogura marschiert war. Die direkte Straße nach Borisow stand dem russischen General offen, der Tschitschagow dort die Hand reichen konnte. Wenn Wittgenstein diese Chance ausnutzte, war Napoleon so gut wie verloren, erst recht, wenn Kutusow nachdrängte, da die noch immer so genannte große Armee, auch das 2. und 9. Armeekorps eingerechnet, an streitfähiger Mannschaft nicht einmal den beiden Nebenkorps gewachsen war.

Der russische Chefgeneral wird auch die glänzendste Gelegenheit, als berühmter Mann in der Geschichte dazustehen, vorübergehen lassen. Er setzt seinem Benehmen von Krasnoi und Wiäsma jetzt die Krone auf, indem er bei Kopys am Dnieper stehen bleibt. Von hier aus hat er freilich, seiner Gewohnheit gemäß, ein paar leichte Truppen in der Richtung auf die Beresina vorgetrie=

ben, die auch dort erschienen sind, aber nicht viel ausgerichtet haben.

Als Napoleon sah, daß er den Wittgenstein nicht los werden würde, zog er Victor schleunigst heran, um an dessen noch leistungsfähigen Truppen eine Deckung bei dem schwierigen Unternehmen des Flußüberganges zu haben.

Das Erscheinen des Victorschen Korps hatte ein Schauspiel zur Folge, einzig in der Kriegsgeschichte, die im Lauf der Zeiten schon so viel Erschütterndes gesehen hat.

Bei Losnitza sahen die Victorschen die Trümmer der großen Armee auf der Smolensker Straße heranziehen. Wie ungleich diese beiden Heere, die sich da begegnen! Auch das 9. Korps war während seiner kurzen Anwesenheit auf russischem Boden schwer heimgesucht worden. Wir erinnern uns einer Stelle im Journal des badischen Leibregiments, wo von dem schnell verblichenen Glanze dieser Truppe die Rede war. Die bergische Artillerie war schon bis auf zwei Geschütze verschwunden, das Ganze auf ein Drittel seiner ursprünglichen Stärke herabgemindert. Aber noch zeigten die schmal gewordenen Bestände eine feste militärische Haltung.

Was man aber drüben erblickte, konnte der Soldat nicht mehr als Soldaten erkennen. »Es ist fast unmöglich, diesen Anblick zu schildern,« heißt es in dem genannten Journal, »wir waren erstaunt, eine ehemals so schöne Armee in einem solchen Zustande zu sehen.« »Im höchsten Grade zerlumpt und abgezehrt,« sagt der bergische Leutnant Zimmermann, »gleich Skeletten, den Gräbern entstiegen, wankten sie an uns vorüber.« Der eine der Beschauer wird mehr von der menschlichen Tragik geschüttelt, während ein anderer für das völlig Unmilitärische des Aufzugs ein Bedauern empfindet, in das sich etwas von Verachtung mischte. Aber das Mitleid siegte, wenn man die Unglücklichen näher betrachtete, die »mit gesenktem Haupte, mit Augen, starr auf die Erde gerichtet, und in tiefem Schweigen, gleich einem Haufen Gefangener vorüberzogen.«

Das war der Eindruck, den die Victorschen empfingen.

Aber auch an den Moskauern ging die Begegnung nicht spurlos vorüber. Ein Gefühl der Sicherheit überkam die Ermatteten bei

der Begegnung mit einem Heeresteil, von dem sich noch kräftiger Beistand erwarten ließ. Eine kurze Auffrischung ging durch die Reihen, die nicht anhalten konnte, aber doch den Resten sterbender Regimenter die Kraft gab, an den Kämpfen der nächsten Tage noch teilzunehmen. So sind bayrische Chevaulegersoffiziere, unter ihnen der Leutnant des 4. Regiments v. HAILBRONNER, nachdem sie schon über die Beresina entkommen waren, freiwillig auf die andere Seite des Flusses zurückgekehrt, um am Tage der Hauptschlacht, dem 28. November, dem Victorschen Korps beizustehen, und auch preußische Reiter haben sich an der Schlacht beteiligt.

Ehe wir den Vorhang von dem düsteren Gemälde wegziehen, das den Zug über die Beresina darstellen soll, haben wir uns noch einmal von der rechten nach der linken Flanke der großen Armee zu begeben. Wir hörten, daß die Russen Borisow besetzt hatten. Aber sie waren nicht lange im Besitz der Stadt geblieben. Auf NAPOLEONS Notsignal war neben VICTOR auch OUDINOT schleunigst heranmarschiert. In kühnem Anlauf hatte er am 23. den Russen den Ort wieder entrissen und sie übers Wasser zurückgeworfen. Doch hatte Graf PAHLEN, der nach dem Tode des bei Borisow gefallenen Generals LAMBERT hier das Kommando führte, beim Abzug einen Teil der Brücke noch zerstören können. Was bedeutete es schließlich für das Heil der Gesamtheit, daß die tapferen Männer des 2. Korps sich eines großen Teils der russichen Bagage und reicher Eßvorräte bemächtigt hatten, an denen sie sich wieder einmal ordentlich sättigen konnten? Unersetzlich blieb der Verlust der Brücke, zumal das Wetter wiederum in Frost übersetzte und die Beresina Schollen trieb, die einen Brückenschlag, der angesichts des Feindes erfolgen mußte, zur Unmöglichkeit zu machen schienen. So war die Lage NAPOLEONS und seiner Schicksalsgefährten auch am 25. noch ernst genug. »Wo und wie wir die Beresina passieren werden,« schreibt der westfälische Major v. LOSSBERG, »ist eine Frage, womit gewiß in diesem Augenblicke sich ein jeder denkende Offizier beschäftigt, welche aber niemand, auch selbst NAPOLEON nicht, einigermaßen befriedigend zu beantworten imstande sein wird.« Und BORCKE: »Die Namen TSCHITSCHAGOW, Beresina, gingen von Mund zu Munde.« Aber TSCHITSCHAGOW war infolge der bei Bori-

sow erlittenen Schlappe unsicher geworden, und auch WITTGENSTEIN läßt in diesen Tagen seine frühere Initiative vermissen.

NAPOLEON war nicht der Mann, die Fehler seiner Gegner ungestraft zu lassen. Die zum 2. Korps gehörige Reiterbrigade CORBINEAU[1] hatte bei dem nördlich von Borisow gelegenen Dorfe Studienka eine Furt durchritten, die sich aber, da das Wasser inzwischen gestiegen war, als unpassierbar erwies. Immerhin war im französischen Hauptquartier die Aufmerksamkeit auf Studienka gelenkt worden, dieses aus wenigen Häusern bestehende elende Nest, das bald vom Erdboden verschwunden sein sollte, aber einen Namen in der Geschichte behielt, den an finsterer Berühmtheit keines der russischen Dörfer übertrifft. Hier beschloß NAPOLEON durchzubrechen. TSCHITSCHAGOW wurde eine Falle gestellt. Man kann sie nicht einmal besonders geistreich nennen; aber das war bei dem Admiral nicht nötig, der sich zu Lande recht unfähig erweisen sollte. Einige bei Borisow mit Lärm betriebene Demonstrationen, angeblich auch eine falsche Nachricht, die man Juden eingeflüstert hatte, von denen vorauszusehen war, daß sie sie dem Russen verraten würden, genügten, um diesen zu bestimmen, mit seiner Hauptmacht flußabwärts zu ziehen und dem ominösen Studienka gegenüber nur Vortruppen stehen zu lassen.

Am 26. ließ der vom Kaiser zur Eile angetriebene OUDINOT seine Vorhut über den Fluß setzen: ein Trüppchen Reiter, ein paar hundert Infanteristen. Erstere schwammen durch, die letzteren wurden auf schnell zusammengeschlagenen Prahmen befördert. Die am jenseitigen Ufer stehenden Kosaken ließen sich aus dem Studienka gegenüberliegenden Dorfe Brilowa (Brili) vertreiben und nach dem südlich davon gelegenen Stachow zurückwerfen, ohne die wahre Absicht des Manövers zu erraten.

Mit fieberhaftem Eifer wurde nun auch der Brückenschlag begonnen. Bis an die Hüften, ja, bis an die Achseln standen die Pioniere in dem eiskalten Wasser, um in dem schlammigen Grunde die Pfähle für die beiden Bockbrücken einzurammen, die man in größter Eile, die eine vor dem Dorfe Studienka selbst, die andere etwas oberhalb des Ortes, zusammenschlug. Hätte man den bei Orsza ver-

[1] Sie war zuerst mit den Bayern gezogen, hatte sich dann aber vom 6. Korps getrennt.

brannten Brückentrain gehabt: in ein oder zwei Stunden wären die Pontons ins Wasser gebracht und verankert gewesen, während jetzt eine Riesenarbeit zu leisten war, die nur durch die heroische Aufopferung der 150 Pioniere möglich wurde. »Ehre den braven Männern!« sagt Major v. Lossberg im Gedenken dieser Helden, die eines fast noch schrecklicheren Todes starben als die in Wind und Wetter am Wege Erstarrenden. »Welche Zauberkraft besitzt die Ehre,« ruft voller Bewunderung Borcke, »nur diese konnte es sein, welche die heldenmütigen Pioniere leitete und ihnen Ausdauer und Kraft gab. Sie sahen den Tod vor Augen, ihre Kameraden gingen unter, ihre Körper wurden von den Eisschollen zerschnitten, aber sie arbeiteten weiter.«

Gewiß hat unser Landsmann recht. Die Pioniere arbeiteten unter den Augen des Kaisers, und das hat ihre Leistungsfähigkeit bis zu übermenschlichen Graden gesteigert. Napoleon selbst hielt in der Nähe, ermunternd und anfeuernd, ließ den Arbeitern aus seinen Vorräten einige Erfrischungen reichen und benahm sich übrigens, wie man in kritischen Lagen an ihm zu sehen gewohnt war. Nur hier und da entschlüpfte ihm eine Äußerung der Ungeduld. »Es dauert recht lange, General, recht lange!« hörte ihn ein Schweizer Offizier zu dem den Bau leitenden Éblé sagen, der auf die fast unübersteiglichen Schwierigkeiten hinwies, mit denen seine Leute rangen. An sich war der Fluß nicht übermäßig breit, ungefähr 80 Meter bei normalem Wasserstande; doch mag damals, infolge der Schneeschmelze, der Wasserspiegel eine Breite von 100 Metern gehabt haben. Mit der Fulda bei Kassel hat ein Augenzeuge den Fluß verglichen. Aber die Ufer waren morastig, und der schlammige Grund widersetzte sich dem Festrammen der Böcke.

Die Eile, mit der gearbeitet wurde, und die schlechte Beschaffenheit des Materials ließen das Schlimmste befürchten. Bretter und Balken mußten die Häuser von Studienka liefern. Erstere waren so dünn und schlecht, daß man die mit ihnen belegte (nördliche) Brücke, die um 1 Uhr nachmittags fertig wurde, ausschließlich zum Gebrauch für Kavallerie und Fußvolk bestimmte, während die andere (südliche), deren Belag aus festeren Knüppeln hergestellt ward, nur von Artillerie und Fuhrwerk benutzt

werden sollte. Auch das war ein fataler Umstand; denn die strenge Durchführung dieser Maßregel hinderte zahlreiche Fußgänger, über die Artilleriebrücke zu entkommen, in kostbaren Augenblicken, wo infolge von Achsenbrüchen und ähnlichen Zufällen für das Fuhrwerk Stauungen eingetreten waren, während deren der einzelne hätte hindurchschlüpfen können. Auch waren an der Artilleriebrücke die Böcke zu schwach, so daß mehrere brachen, was zeitweilige Sperrungen und längere Aufenthalte im Gefolge hatte, während deren alles halten mußte, die Hinteren auf die Vorderen auffuhren, Trainknechte lärmten und fluchten. Schon am 26., um 8 Uhr abends, war diese um 4 Uhr fertiggestellte Brücke so schadhaft geworden, daß sie einer dreistündigen Reparatur bedurfte. In der Nacht zum 27. und am Nachmittag desselben Tages wiederholte sich der Unfall; jedesmal dauerte es Stunden, bevor die Passage wieder freigegeben werden konnte.

Der Brückenschlag war in fast unmittelbarer Gegenwart des Feindes ausgeführt worden. Vergebens hatte der Oudinot gegenüberstehende General Tschaplitz die Vorgänge in Tschitschagows Hauptquartier melden lassen. Der Admiral blieb noch immer in der fixen Idee befangen, daß sein Gegner bei Borisow oder noch weiter unterhalb bei Ukoloda, wo sich gleichfalls eine Furt befand, den Durchbruch versuchen werde. Erst allmählich dämmerte es im Kopfe des Russen. Er ließ nun den größten Teil seiner Truppen kehrt machen; doch sind diese erst am 27. in der Nähe des wirklichen Übergangspunktes eingetroffen.

In wunderbarer Weise hatte Napoleon die Frist benutzt, die ihm seines Partners Verblendung gelassen. Noch am 26. ging Oudinots ganzes Korps unter lautem Zuruf über den Fluß; auch die Schweizer ließen, sagt Legler, als sie die Brücke passierten, »mit mannhafter Stimme den Kaiser hochleben«. Ihnen folgte, in der Nacht zum 27., das durch Zuteilung polnischer Mannschaften wieder auf die Stärke von 4 Bataillonen gebrachte Korps von Ney, darunter auch, was von den Württembergern an streitbarer Mannschaft übrig war: nach der Angabe ihres Landsmanns Moritz v. Miller 57 Infanteristen unter dem Hauptmann v. Koseritz. General v. Stockmayer, der bis dahin das Kommando geführt, aber in Borisow erkrankt war, erzählt, daß auch das 7. Regiment,

das sich noch am 21. bei der Verteidigung des Brückenkopfes hervorgetan, in den paar Tagen gänzlich heruntergekommen war. Die Neyschen Truppen waren bestimmt, als Soutien für Oudinot zu dienen, der bald mit dem Feinde handgemein werden mußte. Um 1 Uhr stieg Napoleon zu Pferde. Kurz zuvor soll der Major v. Werder die Reste des preußischen Ulanenregiments im Parademarsch an ihm vorübergeführt haben. Der Kaiser freute sich über die verhältnismäßige Ordnung, in der das geschah, und entließ den Major in wohlwollender Weise. Die Ulanen blieben noch auf dem diesseitigen Ufer, da der Kaiser zuerst den größten Teil der Artillerie und die Garde hinüberschaffen wollte, was auch geschah. Von deutschen Truppen gingen an diesem Tage auch die hessischen Leibregimenter hinüber auf der oberen, schon durchlöcherten Brücke.

»Wir gingen nur drei Mann hoch,« meldet Röder, »und die Rotten ziemlich weitläufig auseinander, da wir ihrer Haltbarkeit gar nicht trauten.«

In der Nacht passierten die Korps von Eugen und Davout den Fluß, beide je 1200 Mann stark, mit ihnen etwa 100 Kavalleristen, worunter auch einige Deutsche. Das war so ziemlich alles, was von den vier Reiterkorps der Reservekavallerie noch beisammen war. Nur die Division Compans des Davoutschen Korps scheint erst später gefolgt zu sein. Unser rheinischer Landsmann Vossen behauptet, daß sein General sich schon mit dem Bajonett habe Platz machen müssen.

Auch die badische und die bergische Brigade waren bereits jenseits angelangt, mußten aber in der Frühe des 28. wieder zurückgehen, um an der Verteidigung des linken Ufers gegen den endlich herangekommenen Wittgenstein teilzunehmen. Nur die Artillerie der Badener blieb drüben; doch konnte sie von dort aus in den Kampf mit Bogenschüssen eingreifen. So begann am denkwürdigen Tage des 28. November die eigentliche Schlacht an der Beresina, in der sich die Korps von Victor und Oudinot mit beispielloser Hingebung opferten, während die Scharen der Isolierten und der Nachzügler an und auf den Brücken miteinander einen Kampf der Verzweiflung kämpften, grausamer als das

Gemetzel derer, die in Reih und Glied und nach taktischen Regeln mordeten und sich morden ließen.

Wenn man die Sache vom strategischen Gesichtspunkt aus betrachtet, so werden natürlich die Kämpfe des rechten Ufers das meiste Interesse für sich beanspruchen. Ein Sieg Wittgensteins hätte nur das 9. Korps vernichten können und außerdem die Nachzügler, von denen ohnehin ein großer Teil den Russen nicht entgehen sollte. Bei einem entscheidenden Erfolg Tschitschagows dagegen wäre die ganze noch übrige Armee schwerlich dem Geschick entgangen, in die Gainasümpfe gedrückt zu werden.

Sie hätte sich ergeben müssen, wenn es den Russen gelungen wäre, die über Zembin führende sogenannte kleine Witebsk-Wilnaer Straße zu besetzen, die Napoleon ziehen mußte, da ihm ja der Hauptweg (über Minsk) schon abgeschnitten war. Hätten die Russen, deren Vortruppen ein paar Tage zuvor schon bis in die dortige Gegend vorgedrungen waren, die früher erwähnten Brücken zerstört oder wäre es ihnen jetzt möglich geworden, das Versäumte nachzuholen, so fand aller Wahrscheinlichkeit nach die napoleonische Geschichte statt auf den Höhen von Mont-Saint-Jean in den Gainasümpfen ihr Ende. Es kam nicht dazu, da die ausgesandten Kosaken sich durch die Sümpfe nicht hindurchzufinden vermochten.

Auch im übrigen sollte das Glück, dessen Gaben sie in den vorhergehenden Tagen so unverantwortlich verscherzt hatten, den russischen Feldherren nur wenig lächeln. Allerdings war eine französische Abteilung in die Gewalt der Russen geraten: die Division Partouneaux, die als Nachhut des Victorschen Korps bis zuletzt in Borisow geblieben war. Bei ihr standen, unter dem Befehl des französischen Brigadegenerals Delaitre, zwei deutsche Regimenter, die bergischen Lanciers — mit Ausnahme von zwei Pelotons, die zur persönlichen Bedeckung des Marschalls kommandiert waren — und das sächsische Regiment Prinz Johann. Außer einem einzigen Bataillon, das noch durchkam, waren diese Truppen verloren. In bitterer Not, von den Feinden umzingelt, mußten sich beide ergeben, Partouneaux ward noch am Abend des 27. gefangen, Delaitre ergab sich am Morgen darauf: es war die einzige Division während des ganzen Feldzugs, die im freien Felde kapituliert hat.

Der Unterleutnant v. Wolf vom Regiment Prinz Johann schreibt über die Katastrophe:

»Das Regiment hielt während der Nacht abgesessen hinter einer kleinen Höhe, in tiefstem Schnee, ohne einen Bissen Brot und ohne Schutz bei einer Kälte, die bei dem eisigen Winde kaum zu ertragen war. Überall drohte Gefangennahme oder Tod durch Hunger und Kälte. Diese Nacht kostete vielen von unsern Leuten das Leben. Noch während derselben war ein Parlamentär in das Lager mit der Nachricht gekommen, daß schon eine Brigade von der Division gefangen und der Rest von weit überlegenen feindlichen Kräften umzingelt sei. Schweigend vernahmen wir durch den General Delaitre am Morgen des 28. die Kunde von der unabwendbaren Gefangenschaft. Das Regiment marschierte dann in das russische Lager bei Borisow, wo die Abgabe unserer Pferde an das Grodnosche Husarenregiment erfolgte — eine tief ergreifende Scene!«

Die bergischen Lanciers hatten die größten Anstrengungen gemacht, um sich der feindlichen Umarmung zu entziehen. Leider vergebens. Nach einem heftigen Kampfe des vorhergehenden Abends versuchten sie noch in der Nacht eine untiefe Stelle im Flusse zu finden, um zu entkommen. Zu diesem Zwecke wurden Patrouillen ans Ufer geschickt. Sie fanden es mit Randeis umsäumt; in der Mitte aber schoß das Wasser dahin. Einige Lanciers wagten sich hinein, gerieten unter das Eis und verschwanden im Dunkel. Da ein Entrinnen auf diese Weise unmöglich war, versuchte der Kommandeur, Graf Nesselrode, mit einem Teil seiner Truppe die rechts liegenden Höhen zu gewinnen, über die auch General Partouneaux selbst zu entweichen versucht hatte. Als er hier starken Massen des übermächtigen Feindes begegnete, blieb ihm nichts übrig, als sich am andern Morgen zusammen mit den andern Resten der Division zu ergeben. Die Lanciers waren noch 164 Mann stark und ihre Pferde in so gutem Zustande, daß sich die Gegner darüber wunderten.

Das war der einzige Triumph der Russen. Denn sonst haben weder Tschitschagow noch Wittgenstein Lorbeeren geerntet. Der Admiral — um mit diesem zu beginnen — hätte 35000 Mann ins Gefecht bringen können; infolge seines Zögerns hatte er deren nur

15000 zur Stelle. Diese ließen sich von 10000 Franzosen, Polen, Schweizern und Deutschen schlagen. Allerdings waren die Franzosen durch die Stellung begünstigt, da ihre Gegner in einem Walddefilee vorrücken mußten, auf dem sie ihre Geschütze nur in beschränkter Anzahl verwerten konnten. Napoleons Garde brauchte wiederum nicht eingesetzt zu werden. Hauptmann Röder berichtet, daß die bei dieser stehenden Hessen nicht einen einzigen Toten oder Blessierten hatten. Wo und wie das letzte Häuflein der Württemberger an den Kämpfen des rechten Ufers teilnahm, ist nach den spärlich darüber fließenden Quellen heute nicht mehr festzustellen. Polen und Schweizer — die roten Schweizer, die wir von Polozk her kennen — haben rühmlich mitgefochten. »Wie Löwen«, sagt Thomas Legler von den letzteren, deren vier Regimenter am Morgen der Schlacht noch etwa 1500 Mann stark gewesen waren, während beim Appell des Abends kaum 300 mehr antworteten. »Ihr habt alle das Kreuz verdient«, soll ihnen der französische General Merle zugerufen haben.

Ein Moment höchster Spannung muß es gewesen sein, als die Schweizer sich am Morgen zu dem schweren Waffengange fertig machten. Sie hatten die Straße von Brili nach Stachow und damit den wichtigsten Punkt der französischen Stellung zu verteidigen. Die Schweizer begriffen, wie einer der besten helvetischen Militärschriftsteller schön gesagt hat, »daß ihnen der Ehrenposten der Armee anvertraut war.« »Sie schwuren, heldenhaft zu kämpfen, wie es der Altvordern Brauch gewesen.« Die ganze Scene zeugt von einem hochgesinnten Heroismus, dem wir hinsichtlich der Eigenart der Klangfarbe aus der neueren Geschichte kaum etwas zur Seite zu setzen vermöchten. Man müßte in die Ära der Richter, der Decier, wenigstens bis in Winkelrieds Zeiten zurückgehen, um etwas dieser Todesweihe Ähnliches zu finden.

Kaum ist der ernste Gesang eines angestimmten Liedes verklungen, als Napoleon über das Blachfeld reitet. Das Schillersche Pathos des neuen Rütlischwures verschwindet: Shakespearisch bunte Historienbilder treten an seine Stelle. Ein Ordonnanzoffizier meldet: »Die Linie ist angegriffen!« Sie kommen heran, die Russen. Anfangs bieten ihre Massen den Schweizer Schützen unfehlbare Treffziele. Keine Patronen mehr! Die Rotröcke stoßen

den Feind mit den Bajonetten nieder. Die Russen werden geworfen.

So geht es eine Weile unter wechselreichen Kämpfen weiter. Inzwischen ist Oudinot wiederum verwundet und der unermüdliche Ney an seine Stelle getreten. Bald werden die Schweizer in ihrer linken Flanke bedroht.

Da greift eine französische Reiterdivision ein, Doumercs Kürassiere — noch 600 Mann! Auch diesen gebührt ein Anteil am Ruhme des Tages. Denn in glänzender Charge attackieren sie die Russen, von denen ein ganzes Regiment, von den Panzerreitern auf der einen, von der Schweizer Infanterie auf der andern Seite umschlossen, zur Ergebung gezwungen wird.

Hierauf trat eine Pause ein, während der sich beide Parteien zu neuem Kampfe vorbereiteten. Tschitschagow konnte acht frische Infanterieregimenter in die Linie werfen, Schützenregimenter, die, was sonst bei den Russen selten der Fall, in der Handhabung der Feuerwaffe ihren Gegnern gewachsen waren. Bei diesem Gefecht, in dem auch die Polen »wie eine Mauer« standen, hatten die Schweizer ungemein zu leiden. Siebenmal mußten sie das Bajonett ergreifen. Voller Wehmut betrachtete ein französischer General das übrige Häuflein der Alpensöhne.

Aber der Sieg war erkämpft und die Russen mit blutigen Köpfen abgewiesen.

Auch auf dem linken Ufer hatte die Schlacht eine verhältnismäßig günstige Wendung genommen. Hier haben neben Polen fast nur Deutsche gekämpft, außer einigen zersplitterten Resten gewesener Truppenkörper, die sich dem 9. Korps angeschlossen hatten.

Unter den Berichten über diese Kämpfe zeichnet sich einer derartig vor allen übrigen durch Genauigkeit aus, daß er es verdient — mit einigen Abstrichen — dem Leser vorgelegt zu werden. Der Verfasser, der badische Kapitän v. Zech, schildert die Vorgänge folgendermaßen: »Die badische Brigade stand rechts an den Fluß gelehnt und wurde von einer Zwölfpfünderbatterie, welche einem andern Korps zugehört hatte, unterstützt; links hielt sie die äußersten Häuser von Weselowo[1] und einen Teil

[1] Verwechslung mit Studienka. Weselowo lag eine Strecke weit hinter der

eines Plateaus besetzt, wo sich die bergischen Truppen an sie schlossen. Die Division Girard bildete den linken Flügel, der, weil er sich nicht bis zu einem nahegelegenen Walde ausdehnen konnte, ohne allen Stützpunkt in einer höchst nachteiligen Aufstellung bleiben mußte. Um diesem Übelstand nach Kräften abzuhelfen, wurde die Kavallerie, jetzt noch aus dem badischen und hessischen Regimente bestehend, hinter diesen Flügel gestellt. Auf dem Plateau standen die Truppen so weit von der Kante desselben zurückgezogen, daß sie aus der feindlichen Stellung nicht eingesehen werden konnten. Das Geschütz, aus 14 Piecen bestehend, war auf einigen vorteilhaften Punkten der Anhöhe verteilt und eine Tirailleurlinie bis an den Fuß vorgeschoben.

Die feindlichen Korps hatten die gegenüberliegenden Höhen besetzt und ein lebhaftes Artilleriefeuer eröffnet, dem bald jenes der Tirailleurs auf der ganzen Linie folgte. Zu gleicher Zeit rückte die Infanterie des linken Flügels, gedeckt durch ein nahe vor der Front der badischen Brigade gelegenes Gehölz, welches nicht hatte besetzt werden können, in die kleine Ebene von Weselowo[1] herab und suchte längs dem Ufer des Flusses vorzudringen. Nach einem ziemlich hartnäckigen Gefecht gelang es ihr auch, die äußersten Bataillons des rechten Flügels in einem Augenblick zurückzudrängen, als diesen die Munition zu mangeln begann.

Schon kurz zuvor hatte Markgraf Wilhelm von Baden(-Hochberg), von Weselowo aus, ein Bataillon seiner Brigade zur Ablösung nach jenem Punkt abgeschickt und eilte nun, als die feindlichen Angriffe einen günstigen Erfolg zu erhalten schienen, selbst dahin, nachdem er noch ein Bataillon zur Unterstützung nachzufolgen beordert hatte. Nach kurzen Anstrengungen gelang es, die feindlichen Fortschritte zu hemmen. Sobald die erwartete Unterstützung in der Nähe war, ließ der Markgraf das Feuer einstellen und im Sturmmarsch mit dem Bajonett angreifen. Die Ruhe und Entschlossenheit, mit welcher die Truppen ihren General seine Anordnungen treffen sahen, und das feste Vertrauen, das er sich bei allen früheren Vorfällen erworben hatte, brachten eine so vor-

Aufstellung des Victorschen Korps, noch jenseits der (kleinen) Witebsk-Wilnaer Straße.

[2] Gemeint ist für W. immer Studienka.

treffliche Stimmung hervor, daß selbst Verwundete bei diesem Angriff ihre Reihen nicht verließen. Der Erfolg entsprach der Erwartung. Die feindlichen Truppen wurden zurückgeworfen, das Gehölz selbst besetzt und bis zu Ende des Gefechts gegen alle Angriffe behauptet.

Auf dem linken Flügel hatte indessen das Geschützfeuer schon viele Lücken gemacht. In dem Verhältnis, als sich die feindliche Linie hier verlängerte, umfaßten auch ihre Batterieen diesen Teil der Stellung und beschossen die gegenüberstehenden Truppen mit immer zunehmender Wirksamkeit. Um diese Artillerie zu entfernen oder, vielleicht noch mehr, um den Feind abzuhalten, sich bis an die Beresina auszudehnen und den freistehenden linken Flügel von dort aus anzugreifen und aufzurollen, befehligte der Marschall den General Damas mit der bergischen Brigade zum Angriff der gegenüberliegenden Höhen.

In zwei Kolonnen formiert, jede etwa noch von der Stärke eines Bataillons, rückte die Brigade von dem Plateau herab. Das badische Husarenregiment folgte zu ihrer Unterstützung. Unten im Tale angekommen, wurde die zweite Kolonne hinter einem Graben, dessen hoher Rand sie gegen das Geschützfeuer decken konnte, angehalten, während die andere durch ein kleines Gehölz ihre Bewegung fortsetzte. Die Tirailleurlinie des Feindes hatte sich gleich anfangs, zum Teil durch jenes Gehölz, zurückgezogen. Einige Hundert Schritte von dem Ausgange desselben entfernt, fand die Kolonne russische Infanterie aufgestellt und wurde mit einem lebhaften Feuer von ihr empfangen. Zweimal versuchte sie dieselbe zum Weichen zu bringen und die Anhöhe zu ersteigen, doch jedesmal ohne Erfolg und mit vielem Verlust. Durch die mißlungenen Angriffe in Unordnung gekommen und vom Feinde gedrängt, zogen sich diese Truppen wieder durch das Gehölz und mit der als Rückhalt aufgestellten Kolonne, welcher sich die Unordnung auch mitteilte, nach der Position zurück. Obgleich die feindliche Infanterie, durch das zur Deckung aufgestellte Kavallerieregiment abgehalten, die Verfolgung nur bis an den diesseitigen Rand des Gehölzes fortsetzen konnte, verlor die Brigade auf ihrem Rückzuge doch durch das Feuer der Batterieen noch viele Leute.

Als endlich die Kavallerie ihre frühere Stellung wieder eingenommen hatte, rückte eine Infanterieabteilung aus dem Gehölz und ließ ein Bataillon, von mehreren zahlreichen Schwärmen Kosaken unterstützt, zum Angriff vorrücken. Dieser mußte, mit hinreichendem Nachdruck ausgeführt, von den verderblichsten Folgen für das 9. Korps sein. Sobald die vorrückenden Truppen sich dem Fuß des Plateaus genähert hatten, befahl der Marschall den beiden Kavallerieregimentern (zusammen noch 350 Pferde stark) den Angriff auf dieselben. Die Kosaken wurden auch ohne besonderen Widerstand geworfen; die diesseitige Kavallerie geriet aber dabei in das Feuer des Bataillons und zog sich, durch die ausgeführte Attacke nicht mehr in der Verfassung, dasselbe auch noch anzugreifen, in die Position zurück. Der General FOURNIER wurde anfangs dieses Gefechts verwundet, weshalb der Oberst v. LAROCHE nun das Kommando beider Regimenter übernahm. Er erbat sich sogleich von dem Marschall die Erlaubnis zu einer zweiten Attacke auf die Infanterie, griff dieselbe mit dem badischen Husarenregiment an und ließ die hessischen Chevaulegers im Trab der Bewegung folgen. Das feindliche Bataillon (vom 34. Jägerregiment) gab sein Feuer auf 60—80 Schritte und war im Augenblick darauf gesprengt, zum größten Teil gefangen und der Rest niedergehauen. Sowohl durch das Feuer als die Verteidigung mit dem Bajonett, welche teilweise in Haufen geschah, hatte das Regiment sehr viele Leute verloren. Es übergab die Gefangenen dem hessischen Regiment und verfolgte die einzelnen Infanterietrupps, welche, zum Tiraillieren zerstreut, sich nicht schnell genug sammeln konnten. Indessen sprengten einige Züge feindlicher Kürassiere zur Unterstützung herbei. Der Oberst v. LAROCHE warf sich auch diesen entgegen, wurde aber dabei verwundet und gefangen genommen und die wenige Mannschaft, welche ihm noch geblieben war, zurückgewiesen. Demungeachtet gelang es einem Wachtmeister, ihn wieder zu befreien, als einige französische Kanonen ihr Feuer auf diese Kavallerie richteten. Durch diesen schönen Angriff waren plötzlich dem Feinde die errungenen Vorteile wieder entrissen, das Regiment aber, welches ihn ausgeführt hatte, dabei fast gänzlich aufgerieben. Von mehr als 200 Pferden, aus welchen es noch zu Anfang des

Treffens bestanden hatte, gingen nach Beendigung desselben nur mehr gegen 50 mit dem Korps über die Beresina. Es war eine belohnende Gunst des Schicksals für dieses Regiment, in einem Feldzug, wo alle Kavallerie durch Mangel und Strenge des Klimas einen gewissen Untergang vorauszusehen hatte, mit einer ehrenvollen, durch glänzenden Erfolg gekrönten Waffentat von dem Schauplatz abtreten und durch eigene Aufopferung die Rettung seiner Waffengefährten erkaufen zu können.

Nachdem auf diese Weise auch auf dem linken Flügel das Gefecht wieder hergestellt war, gelang es den Anstrengungen des Feindes nicht mehr, auf irgend einem Punkte vorzudringen, wohl aber durch das gut unterhaltene Feuer seiner zahlreichen Artillerie und durch jenes seiner Tirailleurs, dem ohnehin so geschwächten Armeekorps noch empfindliche Verluste beizubringen.«

Aus dem Zechschen Berichte scheint hervorzugehen, daß die, wie wir wissen, größtenteils aus Rekruten bestehenden bergischen Regimenter die harte Probe, vor die das 9. Korps am 28. November gestellt wurde, verhältnismäßig am schlechtesten bestanden haben. Doch sprechen die Verlustziffern dafür, daß auch diese jungen Burschen nicht feige waren. Sergeant Toenges zählte nach dem Kampfe seine Kompagnie: zwei Offiziere, ein Feldwebel, ein Sergeant, vier Korporale, fünf Gemeine, darunter ein Offiziersbursche, 13 Köpfe im ganzen. Beim Eintreffen auf dem Schlachtfelde war sie noch 103 Mann stark gewesen. Der Bestand der ganzen bergischen Brigade soll sich am Abend auf 60 Mann beziffert haben, mit denen sich ein Oberst bei dem Grafen Hochberg meldete, der zu dieser Zeit das Kommando über die sämtliche Infanterie des Victorschen Korps übernommen hatte.

Die übrigen Truppen haben jedenfalls auf der Höhe der Situation gestanden. Von größter Wichtigkeit war die Wiedereroberung des in dem obigen Bericht erwähnten Gehölzes durch die Badener, da die feindliche Artillerie von hier aus die Brücken beschießen konnte, über die gerade in diesen Stunden die Hauptmasse der Isolierten in dichtem Gewühl sich hinwälzte.

Militärisch war mit der Abweisung der russischen Angriffe die Aktion erledigt. Wir haben nur noch ein Wort über den Rückzug des Victorschen Korps zu sagen, um uns dann der dramatisch

noch bewegteren und menschlich interessanteren Seite unseres Gemäldes, den Erlebnissen des nicht mehr geordneten Teiles der Armee, zuzuwenden, unter dem jede Spur »heiliger Ordnung« geschwunden war und die *bête humaine* in voller Nacktheit hervortrat.

Zur Sicherung der Passage erhielt Graf Hochberg gegen Mitternacht Befehl, den Zugang zur Artilleriebrücke durch die Grenadierkompagnie des badischen Leibregiments unter Kapitän v. Zech besetzen zu lassen. Um 1 Uhr begann die Artillerie ihren Durchzug. »Ungefähr um 3 Uhr morgens«, sagt Zech, »kamen die letzten Munitionswagen auf das rechte Ufer.« Dann folgte die badische Infanterie, die sich schon seit zwei Stunden in Bewegung gesetzt hatte, aber zunächst an die andere Brücke dirigiert war. Da diese schon unbrauchbar geworden, mußte sie mit großem Zeitverlust auf die erstgenannte überführt werden. Erst gegen 4 Uhr war sie drüben. Übrigens schwanken begreiflicherweise die Zeitangaben. Ein französischer Genieoberst Chapelle, der bei den Brückenarbeiten beteiligt gewesen, behauptet — wohl unrichtig —, daß um 1 Uhr schon das ganze 9. Armeekorps mit Ausnahme »einer schwachen Arrieregarde« hinübergewesen sei und »niemand mehr die Brücken passiert habe.« Die »schwache Arrieregarde«, die noch immer zum Schutze der Nachzügler zurückblieb, war von der Brigade Girard gebildet, den sächsischen Regimentern v. Low und Rechten nebst den Polen. Sie haben als die letzten geordneten Truppen — erst vor Tagesanbruch, wie ein Offizier des Regiments v. Rechten ausdrücklich bezeugt — die Beresina überschritten.

Die beiden Pelotons bergischer Lanciers, die als zur Bedeckung des Marschalls Victor kommandiert, der Katastrophe der Division Partouneaux entronnen waren, hatten sich schon im Laufe des Tages auf das rechte Ufer gerettet. Weniger klar ist, wann der Übergang der preußischen Regimenter stattgefunden hat und ob diese gemeinsam den Fluß überschritten. In verschiedenen Relationen wird über die Ulanen berichtet, daß auch sie erst in der Nacht vom 28. auf den 29. sich über die Brücken gekämpft hätten. Es wird auch erzählt, daß sie vorher lange hin und her geritten wären, selbst versucht hätten mittels ausgehobener Scheunen-

tore eine Fähre zu bauen. Drüben angekommen, sollen sie sich mit den Resten der Husaren vereinigt haben. Nach andern Berichten hätte aber diese Vereinigung schon auf dem linken Flußufer stattgefunden. Das ist schwerlich glaubhaft; denn es steht fest, daß wenigstens ein Teil der Husaren bereits am Tage des 28. hinübergegangen ist. Sehr bestimmt äußert sich hierüber KALCKREUTH, der seine Abenteuer in aller Umständlichkeit erzählt, auch daß zur Zeit seiner Passage der Belag von der Brücke vollständig abgetreten war und er auf dem nur 1 1/2 Fuß breiten Mittelbalken reiten mußte. Diesen halsbrechenden Ritt mußte auch der kranke Oberst v. CZARNOWSKY mitmachen, der bisher im Wagen gefahren, in letzter Stunde aber zu Pferde gestiegen war. Die Anstrengung kostete ihm das Leben. Er starb zwei Tage später. Einer seiner Offiziere hatte sich geopfert, war bei dem Kranken geblieben.

Wenn es nun schon nicht immer leicht ist, die oft erheblich voneinander abweichenden Angaben zu vereinbaren — da, wo es sich um noch geschlossene Truppenkörper handelt, — so wird diese Aufgabe doppelt schwierig den sich vielfach ganz widersprechenden Aussagen der Isolierten gegenüber. In deren Aufzeichnungen haben Angst und Erregung, Unkenntnis der Zeit- und Ortsverhältnisse, Stehenbleiben der Uhren, Verwechslung von Namen und Vergessen der Daten eine Verwirrung angerichtet, die exakte Feststellungen außerordentlich erschwert. Hierzu kommt das Sensationsbedürfnis mancher Erzähler, die sich darin gefielen, eine ohnehin schreckliche Wirklichkeit zu übertreiben und immerhin noch natürliche Geschehnisse in einer Form darzustellen, die sie oft als physisch unmöglich erscheinen läßt.

Dazu tritt noch ein anderer Umstand. Die Isolierten sind in ihren Urteilen vielfach ungerecht, indem sie für Verzögerungen, Mißhandlungen und Abweisungen, kurz, für alles erlittene Ungemach die Autoritäten verantwortlich machen, denen doch die Pflicht oblag, vor allem für die kämpfende Armee Platz zu schaffen. Anderseits ist ihnen selbst von manchen Beurteilern der Vorwurf gemacht worden, daß sie ihr Unglück allein »verschuldet«, indem sie infolge ihrer Fassungs- und Haltungslosigkeit die Fristen versäumt hätten, wo, während der Tage und noch mehr zur Nachtzeit, die Brücken frei gewesen wären. Auch das entspricht nur

teilweise der Wahrheit, wie eine genauere Darlegung der Orts- und Zeitverhältnisse erweisen dürfte.

Am Nachmittag des 26. war der Brückenschlag vollendet worden. Wir hörten, daß um diese Zeit der Transport der für die Schlacht auf dem rechten Ufer bestimmten Streiter und des Armeematerials begann. Eine absolute Notwendigkeit, der alles andere weichen mußte. Wer sich zwischendrängte, wurde mit Kolbenstößen abgewehrt. *Les voitures ne passent pas*, hieß es, selbst wenn ein Wagen mit Blessierten sich näherte. Diese Erfahrung machte Heinrich v. Brandt, der daher trotz seiner Wunden ausstieg und sich einem Artillerieregiment anschloß. Die Wartezeit am Ufer hatte ihm Gelegenheit gegeben, den Marschall Ney zu bewundern, der im leichten Mantel dastand, während Berthier und Prinz Eugen in warme Pelze gehüllt waren.

Nun wird aber das Verfahren der Gendarmen von einem so kompetenten Beurteiler wie Röder verteidigt. Dieser erzählt, daß selbst der Übergang der Garden erst erfolgen konnte, nachdem man sich, »durch die Isolierten, die sich herzugedrängt hätten, Luft gemacht hatte.«

Immerhin hätte sich bei weniger scharfer Durchführung dieser Maßregeln manche Härte wohl vermeiden lassen. Denn hart war es, hart für die Armen, die sich unter unsäglichen Anstrengungen bis zu einer der Brücken durchgewürgt hatten, wenn am Eingang ein schnauzbärtiger Cerberus ihnen den Zutritt zu dem oft gerade nur von wenig Menschen und Fahrzeugen betretenen Rettungspfade verweigerte. Glücklich, wer zu einem Trupp gehörte, der etwa noch ein militärisches Gepräge bewahrt hatte, oder Kraft genug besaß, im Notfall mit dem Säbel in der Faust sich durchzuschlagen. So passierte der General v. Hammerstein mit noch 60 bis 80 Reitern die rechtsliegende Brücke. Ähnlich der bayrische General v. Preysing mit einem kleinen Gefolge von Offizieren seiner einstmaligen Chevaulegersregimenter.

Auch der Generalshut vermochte sich als solcher in den ersten beiden Tagen noch einigen Respekt zu verschaffen. Subalternoffizieren half nicht selten die Kameradschaft der die Wachen kommandierenden Oberen. Andere wußten sich trotz des strengen

Verbotes unter marschierenden Abteilungen einen Platz zu verschaffen. So der westfälische Feldwebel WAGNER, der mit 10 Voltigeurs erschien, die er mit Erlaubnis eines Kapitäns des 4. bergischen Infanterieregiments unter dessen Kompagnie verteilte, während er selbst mit gezogenem Säbel einer Sektion voranschritt. So ein württembergischer Chevaulegersleutnant, Graf PÜCKLER, der sich »mit seinem Wägelchen zwischen zwei Kanonen zwängte«. Dasselbe tat Oberleutnant MURALT als demontierter Kavallerist. Noch andere, die Kraft und Energie genug bewahrt hatten, brauchten offene Gewalt. Premierleutnant SCHEFFEL schlug und ritt ein paar Gendarmen nieder und jagte dann spornstreichs davon. Niemand hatte Zeit und Lust, ihm nachzulaufen. Das sind einzelne Beispiele kühner Selbstrettungen, die wohl interessant, aber für das Ganze nicht typisch erscheinen. Wir kommen nun auf die vielfach gehörte Behauptung zurück, daß die Rettung der Nachzügler im ganzen in größerem Umfange ausführbar gewesen wäre, wenn diese selbst die ihnen sich bietenden Gelegenheiten zum Aufbruch und Durchkommen besser benutzt hätten. Ganz abzuweisen ist diese Auffassung schwerlich. Denn es ist von Augenzeugen bemerkt worden, daß die Brücken während der Nächte vom 27. zum 28. und sogar vom 28. auf den 29. zeitweilig völlig frei gewesen sind. Der Württemberger KAUSLER bezeugt das von beiden Nächten. Der bergische Sergeant v. TOENGES will während der ersteren auf einer der Brücken umherspaziert sein, wo er seinen Kapitän antraf, der sich, »mit dem Gesicht nach dem Wasser gekehrt«, der Lage entsprechend, melancholischen Betrachtungen hingab. MARBOT ist sogar der Ansicht, daß es am Abend des 27., als die Hauptmasse der Isolierten bei Studienka eingetroffen war, unter Anwendung heilsamen Zwanges hätte gelingen müssen, die dort Versammelten alle hinüberzubefördern. Sein Vorschlag wäre aber im Hauptquartier mit Achselzucken aufgenommen worden, wie auch ein anderer, anscheinend sehr plausibler, der dahin lautete, eine Anzahl umherstehender Wagen und Karren in das nur etwa zwei Meter tiefe Wasser zu fahren, um auf diese Weise neue Übergänge zu schaffen. MARBOT selbst will zu der angegebenen Zeit durch Überredung und Gewalt etwa 2- bis 3000 Menschen hinüberspediert haben (?!). Aber die meisten setzten den Ermah-

nungen störrischen Eigensinn entgegen. Stumpfsinnig saßen sie an den Gemäuern von Studienka, unfähig, zu irgendwelchem Entschlusse sich aufzuraffen. Der einzige Gedanke, der sie noch bewegte, war auf die momentane Befriedigung des dringendsten Bedürfnisses — Schutz gegen Hunger und Kälte — gerichtet. Alles andere war ihnen gleichgültig geworden.

Wenn die Abende hereindunkelten, die frühen Novemberabende an der Beresina, war es vollends schwer, sie zum Aufstehen zu bewegen, zumal sie nach den bitteren Erfahrungen der letzten Wochen richtig voraussahen, daß auch jenseits des schwarzen Wassers, das vor ihnen gähnte, neue Entbehrungen ihrer warteten. Da wollten sie lieber am Feuer sitzen bleiben, wenigstens noch einige Stunden, wenn es auch die letzten waren. Oder sie beredeten einander, wie es in solcher Lage leicht zu geschehen pflegt, daß es morgen besser gehen werde. Selbst Leute von Bildung und Einsicht ließen sich von dieser Fata Morgana berücken. Ein Stabsoffizier der württembergischen Kavallerie sagte am 27. zu Roos: »Napoleon wird auf der andern Seite so geschickt manövrieren, daß wir alle ungehindert den Fluß passieren werden«, und der gute Doktor glaubte ihm, kroch in die von einem halbblinden Soldaten bewachte Kalesche des Generals v. Hügel und schlief bis zum folgenden Morgen, wo er gefangen wurde. Doch muß zu seiner und vieler anderer Entschuldigung gesagt werden, daß sie in der Regel schon durch fruchtlose Versuche — deren Roos nicht weniger als fünf gemacht haben will — entmutigt waren, bevor sie in diesen torporähnlichen Zustand versanken. Zudem war ja auch der Übergang in den Nächten nicht so leicht zu bewerkstelligen, da von Zeit zu Zeit immer wieder Truppenmärsche erfolgten, vor denen her alles links und rechts zur Seite geschoben wurde. Dazu kamen die Beschädigungen und Ausbesserungen, die den Verkehr hemmten.

Allmählich hatten sich die Eingänge zu den Brücken derart verstopft, daß sie mehrfach mit Aufbietung aller Kräfte gereinigt werden mußten. Eine Wagenburg von beträchtlicher Breite und immenser Tiefe stand vor ihnen aufgefahren, die sich, wenn eine Truppenabteilung vorüber war, alsbald von selbst wieder schloß. In diesen Wagen waren geraubte Schätze verpackt, die

man bis hierher gerettet hatte, Hausrat der von Moskau geflüchteten Familien, Offiziersbagagen; in diesen Wagen stöhnten Blessierte, saßen schluchzende Frauen und jammernde Kinder. An 3000 schätzt ein Augenzeuge die Anzahl der Fahrzeuge, die er bei Borisow sah. Bei Studienka soll diese Wagenburg den Raum von einer Viertelquadratmeile bedeckt haben. Einen Ausblick über das wüste Chaos zu gewinnen, war den dazwischen Steckenden unmöglich. Roos, der das Dach eines Wagens erstieg, vermochte selbst von dort aus die Brücken überhaupt nicht zu sehen. Daher entstanden Zweifel über deren Lage. Scharen des Wartens müder Pilger wanderten flußaufwärts nach Weselowo zu, wo man eine dritte Brücke vermutete, die leider nur in der Einbildung existiert hat, aber noch heute in einigen Schriften ein schattenhaftes Dasein fristet. Wem es gar zu lang wurde, der versuchte, wenn er sich Kraft der Arme oder dem abgetriebenen Gaul noch die nötigen Muskeln zutraute, durch Schwimmen oder Durchreiten sich zu retten. Nicht wenigen ist das gelungen. »Allein die meisten ertranken vor unsern Augen«, sagt der bergische Leutnant v. Reck, der diesem Experiment zuschaute.

Auch das »Lied vom braven Mann« erklingt bei dieser Gelegenheit. Wenn Ségur von einem französischen Kanonier erzählt, der aus den Armen eines versinkenden Weibes ein Kind nimmt, wenn der französische General Fézensac von einer Marketenderin zu sagen weiß, die durch die Wogen reitet, die eine Hand am Zügel, die andere am Kopfe, auf dem sie ein kaum einjähriges Wesen verwahrt, so können wir aus bayrischen Kriegsakten ein Pendant dazu beibringen. Der Wachtmeister Nikolaus Feger von der 1. Schwadron des 6. Chevaulegersregiments hat soeben den Fluß durchquert. Sein Roß war wohlgenährt, denn es hatte noch vor wenigen Tagen einem russischen Dragoner gehört, den der Wachtmeister abgeschossen hatte. Schon hat der tapfere Mann den sicheren Strand erreicht, als er, rückwärtsblickend, zwei französische Stabsoffiziere und einen Polen auf müden Gäulen dem Versinken nahe sieht. Er reitet wieder ins Wasser, holt sie alle drei heraus, und der dankbare Pole, ein Kapitän v. Jaschinsky, hat später in der Gefangenschaft zu Minsk seinem Helfer ein Zeugnis über die schöne Tat ausgestellt.

Ähnliche Geistesgegenwart bewies der sächsische Leutnant Roth v. Schreckenstein, der uns in der Schlacht an der Moskwa begegnete, über die er später ein so tüchtiges Buch geschrieben hat. Er war in allen Körperübungen bewandert, sehnig und abgehärtet. Die Gewißheit, daß er es im Notfall mit dem eiskalten Gewässer und seinen Schollen aufnehmen könne, verlieh ihm genügende Spannkraft der Seele, um sich nicht »rücksichtslos zu Pferde in den Fluß hineinzustürzen.« So fand er, während andere ihre Ungeduld ins Verderben führte, den Mut zum Ausharren und zum Helfen. Noch in letzter Stunde – am 29. – schaffte er den stehengebliebenen Wagen seines Generals v. Thielmann[1] hinüber und rettete mehrere Personen, worüber er sich noch in späteren Jahren freute. Der Leutnant Roth v. Schreckenstein war einer von den sehr wenigen, die den Tagen an der Beresina eine Art von freundlicher Erinnerung bewahrt haben.

Mit Schauder aber dachten daran alle zurück, die in dem Menschenpferch gesteckt haben, der sich am Schlachttage des 28. unter wütendem Toben und doch mit erschrecklicher Langsamkeit über die wenige Fuß breiten Stege schob. Zumal während der Zeit, als die Russen das von der Schlacht her uns bekannte Waldstück besetzt hatten und ihre Geschütze gegen die Brücken spielen ließen, boten diese Bilder des Entsetzens, die dann, von der Phantasie noch vergrößert und verallgemeinert, dem unseligen Wasser den verruchtesten Namen in der Weltgeschichte verschafft haben.

Wir werden uns wohl oder übel entschließen müssen, einige Landsleute in diese Marter zu begleiten, die auf dem Passionsweg des großen Heeres die Kreuzigung darstellt.

Einer von denen, die den Kelch dieses Leidens – obwohl noch nicht einmal bis zur Hefe – geleert, war Major v. Lossberg.

»Einmal unter den Menschen eingeklemmt,« sagt er, »hatte man keine Wahl über den zu nehmenden Weg. Ebenso war es auch, wenn man sich nicht in den äußersten Kolonnen zu beiden Seiten befand, eine Unmöglichkeit, wieder heraus zu kommen. Man folgte so nahe wie möglich seinem Vordermanne, welches

[1] Der General Thielmann selbst war mit seinem Gefolge einige Stunden zuvor auf das rechte Ufer gelangt, unter großen Fährnissen, wie man aus den Worten seines Begleiters v. Burkersroda entnehmen kann.

oft durch die vielen sich kreuzenden Kolonnen unmöglich gemacht wurde. Bei solchen Bewegungen entschied der Augenblick, indem die eine Kolonne eine jede entstehende Lücke der andern benutzte, um sich unaufhaltsam hineinzuschieben, wodurch dann die letztere so lange zum Halt genötigt wurde, bis sich auf dieselbe Weise das Glück wieder für sie erklärte. Hier war auch hauptsächlich der Augenblick, wo nur die Kraft des Pferdes und fester Sitz im Sattel rettete. Die Menschen, welche sich zu beiden Seiten mit Sachen behängt oder bepackt hatten, verloren solche sämtlich; ja, die Fußgänger behielten selbst keinen Knopf auf dem Rocke. Meinen Säbel erhielt ich mir nur dadurch, daß ich ihn zu meiner Selbsterhaltung zog und ihn hauptsächlich dazu benutzte, die Pferde meiner Neben⸗ und Vordermänner damit auf den Beinen zu erhalten. Auch das meinige erfuhr eine gleiche Behandlung, wozu es keiner mündlichen Übereinkunft bedurfte, indem das eine stillschweigend durch die Not gebotene Maßregel war. Die Schwierigkeiten mehrten sich mit der Annäherung an die Brücke, wo der Boden durch die starke Passage so schlammig geworden war, daß Menschen und Pferde, einmal ins Straucheln gekommen, sich nicht wieder zu helfen vermochten und von den folgenden überritten wurden. Einmal war auch ich diesem Schicksale sehr nahe, als ich zwischen niedergetretene Pferde geriet, welche sich aufzurichten bemühten und dadurch das meinige so herabzogen, daß es bereits völlig auf den Knieen lag. Nur durch die Muskelkraft desselben und dadurch, daß mein Hintermann, ein preußischer oder sächsischer Offizier, dasselbe nicht allein tüchtig hieb, sondern auch mit der Spitze des Degens stach, wurde ich dieser Gefahr entzogen. Zweimal verfehlte die Kolonne, welcher ich mich angeschlossen hatte, den richtigen Weg nach der Brücke, was dann jedesmal ein Umkehren und den Versuch veranlaßte, in eine andere Kolonne mit der Hoffnung sich einzudrängen, daß sie den rechten Weg treffen würde.

Nur noch zwei Schritte von der Brücke entfernt, traf ich dicht am Ufer im Wasser, wo sich das Eis aufgelöst hatte, eine Kolonne zu Pferde, von der sich einige Reiter vergebens bemühten, die Brücke durch Springen zu erreichen, was mich mit mehreren Offizieren meiner damaligen Umgebung veranlaßte, die Pistolen

zu ziehen und den im Wasser Haltenden drohend zu bedeuten, uns erst vorüberreiten zu lassen. Die Drohung wirkte, und ich war auf der Brücke, dem ersehnten Ziele so vieler tausend Menschen, und, durchdrungen vom innigsten Dankgefühle gegen das höchste Wesen, überschritt ich sie. Aber in welcher Lage befand ich mich! Es war bereits finster geworden; nicht einen einzigen bekannten Menschen fand ich in meiner Nähe, und äußerst plötzlich war der Übergang von der größten Hitze, welche ich, unter den Menschen steckend, empfand, zur empfindlichsten Kälte auf der dem Winde so ausgesetzten Brücke, welche in dem Augenblicke meines Übergangs nur von einzelnen Menschen, wegen einer nötigen Reparatur, betreten werden konnte. In welcher Abspannung sich mein Körper befand, wurde ich erst in dem Augenblicke gewahr, wo ein heftiger Frost mein Innerstes durchrüttelte und ich mich von einem kalten Schweiße bedeckt fühlte; herzlich freute ich mich daher, ungefähr 100 Schritt von der Brücke französische Biwakfeuer zu finden, deren größtem ich mich näherte.«

Das war einer, der, wie gesagt noch nicht einmal die schlimmsten Dinge erlebt hat. Noch Schrecklicheres haben andere unserer Landsleute gesehen. Karl v. Suckow, der in denselben Stunden wie Lossberg, vielleicht nicht weit von jenem, vor einer der Brücken im Gedränge eingekeilt war, stand geraume Zeit auf dem Leibe einer noch lebenden Frau: »Ich fühlte die Bewegung ihres Körpers unter meinen Füßen, ich hörte ihren Schmerzensruf, und dennoch konnte ich sie erst nach einer ziemlich langen Pause von meiner Last befreien.« Das arme Weib war inzwischen verröchelt. Kurz vorher hatte Suckow einen Wagen anfahren sehen, in dem eine elegante Dame mit zwei Kindern saß. Ein russisches Geschoß tötete eins der Pferde. Die Geängstigte sprang heraus, die Kleinen auf den Armen. Aber vergebens bat sie mit weinender Stimme die Vorübereilenden um Hilfe. Nach wenigen Augenblicken war auch sie von dem Menschenstrome verschlungen. Beispiele dieser Art sind in Menge bekannt geworden. Ein schwäbischer Militärarzt Huber sah, wie am Ufer der schönen jungen Frau eines französischen Obersten, die ein vierjähriges Töchterchen bei sich hatte, der linke Schenkel über dem Knie zerschmettert wurde. Um das schutzlose Wesen nicht der rasenden Menge

zu überlassen, erdrosselte sie das Kind mit ihrem blutgetränkten Strumpfband, legte die kleine Leiche auf den Boden und ließ sich, ohne einen Laut von sich zu geben, von den Nächsten überfahren.

Nur die wenigsten besaßen die Standhaftigkeit dieser heldenhaften jungen Mutter. »Es war nichts Seltenes, Niedergetretene sich mit den Zähnen an die über sie Hinschreitenden festklammern zu sehen, von denen sie aber gleich den ärgsten Feinden gemordet wurden.« Der badische Leutnant v. Clossmann sah in der folgenden Nacht, wie ein Reiter einem Strauchelnden, der sich an ihm festzuhalten versuchte, ohne weiteres die Hand abhieb.

Auch Karl v. Suckow gehörte zu den rücksichtslosen Naturen, die sich im Notfall zu solchen Handlungen entschließen. Gut für ihn, daß er sie bei dieser Gelegenheit nicht selbst auszuführen brauchte. Auf der Beresinabrücke hatte er einen noch rücksichtsloseren Vordermann, einen riesigen Hanseaten, Kapitän im 3. französischen Kürassierregiment, der alle nötigen Handgriffe für ihn besorgte, »indem er mit einem seinem Umfange angemessenen Prügel unbarmherzig auf seine Umgebung losschlug.« Als er auch mit diesem Helfer nicht schnell genug vorwärts kam, sprang der behende kleine Leutnant von dem zu dem rettenden Stege führenden Damm auf das Randeis des Flusses und kletterte von unten her auf die Brücke, die zum Glück für ihn die Gendarmen gerade ziemlich leer gemacht hatten.

Während die vom Schicksal Ausersehenen ihr Ziel erreichten, fielen Hunderte von den geländerlosen Planken ins Wasser, wo sie durch die Schollen in die Tiefe gezogen wurden. Der ganze Fluß war mit Leichen gefüllt. Einen eigentümlichen Anblick gewährte eine lange Reihe schwimmender Pferde, die ihre Reiter verloren und sich selbst an die Brücken gerettet hatten. Mit den Köpfen hielten sich die Tiere an den Rändern der nur etwa zwei Fuß über dem Wasserspiegel liegenden Bretter fest, bis die Kraft sie verließ und, da sich niemand ihrer annahm, eins nach dem andern versank. Ein noch betrübenderes Bild hat der Hauptmann v. Linsingen gezeichnet: Auch bei den von Zeit zu Zeit erfolgenden Räumungsarbeiten wurde natürlich mit äußerster Schonungslosigkeit verfahren. Was nicht zu rechter Zeit ausweichen konnte,

ward von dem Straßendamm am Ufer weggefegt, und das kroch und winselte dann so lange im Morast der Gräben umher, bis die kaum noch Menschen zu nennenden Gestalten endlich in des Todes Arme sanken.

Auch die folgende, die letzte der Nächte an der Beresina, in der das Victorsche Korps hinüberging, war noch eine Nacht des Grauens. Zu den Brücken war bloß noch mittels eines durch das Getrümmer mit der Axt geschlagenen Ganges zu kommen, was in der Dunkelheit nur Mann für Mann geschehen konnte. »Wir schritten über Berge von Kadavern«, meldet der badische Feldwebel STEINMÜLLER. »Alles, was sich unsern Bajonettspitzen entgegensetzte, wurde niedergestoßen«, sagt das Journal des badischen Leibregiments. Graf HOCHBERG selbst mußte zu diesem Mittel greifen, um sich von einem zwischen zwei Wagen eingeklemmten Pferde zu befreien, gegen das er gedrückt wurde. Der ganz entkräftete Oberst DALWIGK, der infolge der Strapazen die Sprache verloren hatte, wurde in die Flut gedrängt, aus der ihn nur die Aufopferung eines Trainsoldaten rettete, der am weißen Mantel den hessischen Reiteroffizier erkannt hatte.

Nach dem Übergang der Truppen wurde die Passage immer wieder für eine Zeitlang frei. Aber die zurückgebliebenen Nachzügler verspürten meist auch jetzt noch keine Lust, die letzte Stunde zu benutzen, obwohl General ÉBLÉ wiederholt in den Biwaks herumsagen ließ, daß bei Tagesanbruch die Brücken angezündet werden sollten. Als das nichts half, ließ er als Warnungssignal verschiedene Wagen in Brand stecken. Diese Maßregel soll nach Oberst CHAPELLE einigen Erfolg gehabt haben. Bedeutend kann aber auch dieser nicht gewesen sein, nach LOSSBERGS Zeugnis, der eine halbe Stunde vor der endlichen Zerstörung, um nach einem zurückgelassenen Soldaten zu sehen, noch einmal die eine der Brücken überschritt und erst zurückkehrte, als »bereits die nach dem linken Ufer zu führende Hälfte abgedeckt und die Böcke nur durch einzelne Dielen verbunden waren.« »Obgleich gewiß noch mehrere 1000 Menschen«, sagt er, »auf dem linken Ufer waren, so herrschte doch auf demselben Grabesstille.«

Da flammte das herbeigeschleppte Brennzeug empor, und alsbald ergriff das Feuer die alten dürren Bretter. Bei dem Schein

dieser Flamme kam Leben in den stumpfen Haufen. Eine Anzahl von Menschen wollte sich noch durch die Flammen retten; andere versuchten, mit gleichem Mißerfolge, ihr Glück auf dem Eise, das sich zwischen den beiden Stegen angesetzt hatte. Die einen verbrannten, die andern ertranken. STEINMÜLLER vergleicht die trostlos am Ufer Umherirrenden mit den stygischen Schatten, die den Nachen des Fährmanns erwarten; andere reden von »Tausenden«, die bei der Schlußkatastrophe noch ihr Leben eingebüßt haben sollen. Das ist gewiß eine arge Übertreibung; die große Mehrzahl saß, in ihr Schicksal ergeben, mit verglasten Augen da. Aber es mag ein »herzzerreißender Anblick« gewesen sein, der sich dem Auge darbot, als die Russen von dem linken Ufer Besitz nahmen und die halb bewußtlosen Menschen herdenweise in das Elend getrieben wurden, das uns ein an der Beresina Mitgefangener im letzten Kapitel des Buches schildern wird.

Bevor wir die Ufer des Flusses verlassen, wollen wir noch einen Blick auf die Lage derer werfen, denen es gelungen war, auf die eine oder andere Weise das unheilvolle Wasser hinter sich zu bringen. Anfangs war die Freude groß. »Das Erscheinen eines jeden war ein Jubel«, sagt BURKERSRODA. Aber diese Freude wurde durch die traurigen Nachrichten getrübt, die jeder Ankömmling über die Zurückgebliebenen mitbrachte. Dazu kamen ungewöhnlich schlechte Biwaksverhältnisse an dem, wie das linke, mit Menschen überfüllten rechten Ufer. Die Herren des württembergischen Hauptquartiers hatten sich am Abend des 27. hart am Flusse gelagert. Kaum aber war der Schnee in ihren Feldgeschirren zu Kochwasser geschmolzen, als Truppen des 9. Korps den Biwakplatz besetzten. Die Offiziere brachen daher nach dem etwas weiter nördlich gelegenen Saniwki auf, wo sie an einem Hause lagerten, das am andern Morgen in den Nachtfeuern der Garden verschwunden war. Dabei fiel unaufhörlich der Schnee in dicken, weichen Flocken hernieder. »Beim Erwachen«, sagt MARTENS, »fanden wir uns tief eingeschneit, und das zu unserm Glücke, denn bei uns ging bald das spärliche Feuer aus, und wir wären ohne diese Schneedecke dem Erfrieren ausgesetzt gewesen.«

Nahrungsmittel waren hier und da vorhanden, wenigstens bei den noch geordneten Truppen des 2. und 9. Korps. Die ersteren

hatten noch etwas von den Vorräten übrig, die sie sich von den Russen PAHLENS erkämpft hatten. Bei den Badenern war erst unlängst ein Transport angekommen, den ein Leutnant HAMMES nach vielen Abenteuern durchgebracht hatte. Manchem hatte der Zufall geholfen. MARTENS war in den Besitz eines Säckchens mit Kaffeebohnen gekommen, das er an dem Sattel eines Pferdes aufgebunden fand: »Nun wurde damit ein stärkender Trank bereitet, mit welchem ich nebst andern auch den Major v. SEYBOLD erquickte, der halb erstarrt am Boden lag. Tränen erstickten seinen Dank dafür.« LOSSBERGS Leute hatten einen Sack mit Biskuits gefunden, aus dem sie sich die Taschen vollsteckten. Als man das Gebäck mit Wasser aufquellen wollte, fanden sich ein paar Gäste ein, um so willkommener, als sie zum Brot das Fleisch mitbrachten, vier Hühner, die sie gefangen hatten. Graf Hochberg verspeiste sogar einen Hasen, den sein Windhund auf dem Schlachtfeld des 28. erlegt hatte.

Andern erging es übler. General v. THIELMANN und sein Gefolge fanden nichts zu essen. Doch war ein Kessel voll Tee vorhanden, einem seiner Offiziere gehörig, der den belebenden Trank kameradschaftlich verteilte.

Traurige Biwaks hatten in diesen Tagen auch die Hessen. Ihnen fehlten die Kochgeschirre, ein Mangel, der fast so schlimm war, wie der der Nahrungsmittel. RÖDER erzählt, daß in Studienka in drei Vierteln eines irdenen Kruges, den ein Soldat in Borisow gefunden, seine ganze Kompagnie gekocht habe: »an mich kam die Reihe erst nach Mitternacht, als nur noch ein Drittel des Gefäßes übrig war.« Auch auf dem andern Ufer verbrachten die Hessen »bei einem schneidend kalten Winde und jammervollen Biwakfeuern« eine schlimme Nacht, in der wieder viele erlagen.

Rechnet man sie nun alle zusammen, die diesseits und jenseits geblieben, im Kampf gefallen, ertrunken, auf andere Weise verunglückt oder in Feindes Hand gefallen waren, so wird der Verlust auf französischer Seite 20 bis 30 000 Mann betragen haben, darunter etwa die Hälfte Gefangene, letztere, mit Ausnahme der Division PARTOUNEAUX, fast durchweg Nachzügler. Bei den Badenern und Schweizern waren je 85 Offiziere, bei den Bergern 79, bei dem völlig trümmerhaften westfälischen Korps 26 außer

Gefecht gesetzt worden; weit über die Hälfte von ihnen war tot, allein 63 Badener. Gegen 50 Kanonen sollen die Russen erbeutet, besser: gefunden haben, da sie teils in den Fluß geworfen, teils in Schlamm und Sümpfen stehen und stecken geblieben waren. Deutsche Geschütze scheinen kaum dabei gewesen zu sein, jedenfalls nicht viele.

So war der »Sieg« der Russen kein Sieg zu nennen, aber — ein schwerwiegender Umstand — der noch schlagfertige Teil der großen Armee, der einschließlich der erst vor einigen Tagen dazu gestoßenen Truppen 26000 Mann betragen, hatte sich auf ein Drittel vermindert. Aus den übrigen, soweit sie nicht verstümmelt auf dem Schlachtfeld lagen, waren Isolierte geworden. Auch das war eine Nachwirkung der Tage des 26. bis 29. November.

Warum war die Katastrophe keine vollständige? Der alte Ruhm des Kaisers hatte die Hand des Feindes unsicher gemacht. Wenn aber Napoleon diese Chance mit genialem Griff zu erfassen und zu benutzen verstand, so war ihm das nur durch den wahrhaft beispiellosen Heroismus der Seinen möglich.

Wieviel die fremden Kontingente dazu getan, glauben wir gezeigt zu haben. So können neben den Franzosen, den Polen und den Schweizern auch die Deutschen ihren Anteil an der düster leuchtenden Glorie der letzten Novembertage von 1812 beanspruchen.

DRITTE PHASE DES RÜCKZUGS.

I. VON DER BERESINA NACH WILNA.

Die gefürchtete Schranke war überstiegen. Da es unmöglich erschien, der Armee einen Rasttag zu gewähren, ging der Marsch unaufhaltsam gegen Wilna weiter. Für die fernere Verfolgung setzte der Russe fast nur noch leichte Truppen ein, die, wie er hoffen durfte, zur endlichen Vernichtung des entkräfteten Gegners ausreichen würden.

Doch schien diesem noch einmal ein schwacher Strahl des Glückes aufzuleuchten. Ungehindert wurden die Brücken bei Zembin passiert. Auf den Gesichtern Einsichtsvoller malte sich Erstaunen. Wir wissen, welche Bewandtnis es damit hatte. Eine Pechfackel, in die angehäuften Faschinen geschleudert, hätte genügt, um die Massen der Flüchtigen aufzustauen und festzukeilen.

Neben dieser Befreiung von einer neuen Gefahr trat noch ein anderer Umstand ein, der unter günstigeren Allgemeinverhältnissen vielleicht geeignet gewesen wäre, der zerrütteten Armee wieder etwas aufzuhelfen: die Verpflegung, die sich schon beim Überschreiten der alten litauischen Grenze gebessert hatte, wurde in den ersten Tagen nach dem Übergang über die Beresina eine noch leichtere. Freilich ist das mit Vorbehalt zu verstehen. Unter den Zeugen gibt es etliche, die das gerade Gegenteil behaupten. SUCKOW will wissen, daß in dieser Zeit »alles« gefehlt habe. Aber unser Freund SUCKOW gehörte zu den »Isolierten«, war ein Traineur *par excellence*, und denen ist es allerdings in dieser Zeit besonders schlecht ergangen, da die unter stündlich sich steigernden Schwierigkeiten kämpfende Arrieregarde ihnen ohne weiteres — und sogar auf Befehl — die Lebensmittel wegnahm und sie *sans façon* aus den Häusern warf, in die sie sich einquartiert hatten.

Dagegen wird mehrfach bezeugt, daß, wer noch Waffen trug oder körperlich noch einigermaßen widerstandsfähig war, in den nächsten Tagen eher Gelegenheit fand, sich mit Lebensmitteln zu versehen, als auf dem ganzen bisherigen Rückzuge. Das hing nun so zusammen: Von Zembin bis Malodeszno marschierte das Heer auf der öfter genannten kleinen Wilnaer Straße, die erst bei dem letztgenannten Orte wieder in die große von Minsk herkommende

Heerstraße einbiegt. Man hatte das Glück, durch eine vom Kriege weniger berührte Gegend zu ziehen, in der nicht nur Städte und Dörfer noch standen, sondern auch die Scheunen mit Frucht und Pferdefutter vielfach gefüllt waren. Dazu kam wieder die zahlreiche Judenschaft, die um hohen Preis immer etwas aufzutreiben wußte. Übrigens wird hier ausdrücklich betont, daß die kurze Besserung in der Verpflegung nur einige Tage lang (etwa vom 30. November bis 4. Dezember) anhielt. Schon an dem verhängnisvollen Kreuzwege von Malodeszno ändert sich abermals das Bild, und vor der Ankunft in Wilna herrschte schon wieder entsetzlicher Mangel, der durch den Eintritt einer enormen Kälte bis zur Unerträglichkeit gesteigert wurde.

Jedenfalls war der Vorratsmangel ein paar Tage lang weniger fühlbar. Munteres Schweinegequiek ließ sich in den Gehöften vernehmen, das sich bald in das Angstgeschrei der erhaschten Tiere verwandelte, die der Soldat in größter Geschwindigkeit abwürgte oder mit Bajonettstichen tötete.

»Was das Manna der Wüste einst den Israeliten war,« sagt Burkersroda, »wurden uns hier die litauischen Schweine. Gewiß ist, daß diese Tiere in ganz ungewöhnlicher Anzahl in jenen Dörfern gefunden wurden und die Veranlassung zu der eifrigsten Jagd gaben, die je gehalten worden ist. Das sonst die Roheit des Krieges bezeichnende Bild eines durch den Säbel verstümmelten Schweines, das man oft nach Abnahme eines Schinkens auf drei Beinen noch laufen sah, kam hier nicht vor. Zerrissen und gleichsam sichtlich vor den Augen verschwunden war das ganze Tier unter den Händen seiner Verfolger; überall hörte man nur das Gebrüll der blutenden Ochsen, und überall sah man Feuer auflodern, an denen die Beute sogleich gebraten und verzehrt wurde. Auch Brot und Branntwein hatte man hier und da gefunden, und alle Scheuern waren voll Futter. Einige Stunden hatten alles umgestaltet; es fehlte nur Ruhe, an die aber nicht gedacht werden durfte, die Notwendigkeit starker Märsche war nie größer gewesen.« Am Abend des 30. November hat der Leutnant in Gesellschaft des Generals v. Thielmann in einem Dorfe zwischen Pleszenitzi und Malodeszno geschlafen und die Gesellschaft hatte sich »bei Kartoffeln und Schweinebraten recht wohl

befunden«. An demselben Abend liegt Hauptmann Röder mit seinen Hessen im Biwak; auch seine Leute haben »vollauf Schweinebraten«, und den Pferden fehlt es nicht an Heu und ungedroschenen Garben; für den Hauptmann selber ist sogar ein Hahn vorhanden.

Aber auch diese — ausnahmsweise gute — Sache hatte eine schlimme Kehrseite. Der geschwächte Magen konnte, wie derselbe Röder bemerkt, den Genuß des fetten Fleisches nicht mehr vertragen; man »übernahm sich« am leckeren Mahle; und auch die vorgefundenen schwer verdaulichen Gemüsearten, Erbsen, Sauerkraut und saure Rüben, übten eine unheilvolle Wirkung. Wieder brachen starke Diarrhöen aus, und wir sehen manchen unserer Helden in Situationen, die im friedlichen Bürgerleben etwas Komisches haben mögen, aber bei einer Kälte von 25 und mehr Grad Reaumur auf freiem Felde zu den verzweifeltsten gehören, die ein von allen verlassener Mensch durchmachen kann.

Immerhin: wer noch leistungsfähige Verdauungsorgane besaß, dem ging es ein paar Tage besser. Namentlich wer noch Kraft und Mut hatte, sich von der Straße selbst in die benachbarten Dorfschaften zu wagen, fand manchmal ein bequemes Nachtlager und auf den Höfen des Adels leidliche Unterkunft. Noch lange lebte unter den Offizieren der württembergischen Division die Erinnerung an die »schöne Tischlerin«, so genannt wegen der Schreinerwerkzeuge, mit denen ihr Zimmer gefüllt war — die Bewohnerin eines halbverlassenen Edelhofes, wo sie den Heimatlosen freundliche Aufnahme bot. Faber du Faur hat ihr Andenken durch eine hübsche Zeichnung verewigt.

Anders der litauische Bauer, der sich, je mehr man Wilna nahte, um so tückischer zeigte. Hier trat den durchwandernden Pilgern die ganze rohe Wildheit dieses Volkes entgegen. Wenn der Jude mehr stahl, raubten die Bauern öffentlich, fielen über die Vereinzelten her, nahmen ihnen, was sie fanden, und töteten die Besitzer der meist dürftigen Habe ohne Erbarmen. Suckow begegnete eines Abends auf der Landstraße zwei riesigen, mit Knüppeln bewaffneten Kerlen, die sich mit einem trunkenen Soldaten zu schaffen machten. Ein Schluck aus der Schnapsflasche, den er ihnen bot, machte sie zwar für den Augenblick ge-

schmeidig, aber nach seinem Weitergehen, meint er, würden sie ohne Zweifel den Hilflosen erschlagen haben. Was hier Vermutung war, sahen andere mit offenen Augen. Sergeant Toenges fand eine ganze Dorfschaft mit der Beraubung ihrer Opfer beschäftigt; ihm selbst nahmen zwei handfeste Bauerndirnen das letzte Stück Brot ab; ein Mann, den er um einen Trunk Wasser bat, antwortete mit einem Axthiebe. Leifels sah — ein Beispiel von vielen —, wie die Unmenschen einen Bayern in die Glut eines brennenden Hauses warfen.

Die rapide sich steigernde Entkräftung der auf der Wilnaer Straße einherziehenden Menschen wurde durch die plötzlich wieder zunehmende Kälte befördert, die bald ungeheuerlich anwuchs. Denn, als ob sich alles gegen die den Grenzen des unwirtlichen Landes zustrebenden Scharen verschworen: jetzt fiel der russische Winter, der ihnen nicht mehr die Schollen eines eistreibenden Flusses entgegenzusetzen hatte, mit der ganzen Macht seines alles erstarrenden Frostes über sie her.

Schon im Laufe des 1. Dezember begann das Thermometer wieder zu sinken. Am 4., sagt Lossberg, nahm die Kälte von Stunde zu Stunde zu und hatte gewiß schon — 20° erreicht. Die Zahl der Grade mag für diesen Tag vielleicht etwas zu hoch bemessen sein, da die meisten Aussagen darin übereinstimmen, daß erst am 6. der Frost in voller Schärfe einsetzte. Noch am 5. hatte der inzwischen auch in der Nähe des großen Heeres angelangte Wrede das Flüßchen Wilia (das bei Wilna vorüber und bei Kowno in den Njemen fließt) offen gefunden. In der Nacht zum 6. aber hatten sich die trüben Wasserwogen in eine feste Eisdecke verwandelt, die der bayrische General sogar mit einer Zwölfpfünderbatterie gefahrlos überschreiten konnte. Dafür waren ihm in der vorhergehenden Nacht 30 Mann auf Vorposten erfroren. Jedenfalls war der 6. Dezember schon ein furchtbarer Tag, obwohl an ihm die Kälte noch nicht den »höchsten Grad« erreicht hatte. Diese trat vielmehr erst am 7. und 8. ein. »Der 7. Dezember«, schreibt Hochberg, »war der schrecklichste Tag meines Lebens. Um 3 Uhr morgens befahl der Marschall (Victor) den Abmarsch. Als das Signal dazu gegeben werden sollte, war der letzte Tambour erfroren.« Das Journal des badischen Leibregiments gibt für diesen Tag — 27° Reaumur an in Übereinstimmung

Tag	Mo	monath 9br
Sa 7	—	6 St. weiter
So 8	—	5 St. über
Mo 9	—	über
Di 10		Duchowtschina [illegible] nach Smolensk
Mi 11		nachts alarmiert
Do 12	—	Mo. 2 Uhr [illegible] mein [illegible]
		[illegible]
Fr 13	—	nach Smolensk, [illegible]
Sa 14	—	Geld [illegible]
So 15	—	4 St.
Mo 16		Krasnoi Pferde gefangen [illegible]
		[illegible]
Di 17		Lady. [illegible]
Mi 18		Dubrowna bey [illegible]
Do 19		Orscha [illegible] im Ort
Fr 20		[illegible] 2 St. [illegible] Ort
Sa 21		Kochanowo Bivac
So 22		Toloczyn Bivac
Mo 23		Malewka [illegible]
		[illegible]
Di 24		Krupka
Mi 25		Losnitza
Do 26		4 St. [illegible]

Tag	monat 9br
Fr 27	bey Borisow [illegible]
Sa 28	über die Beresina [illegible]
So 29	[illegible] alarmiert [illegible]
Mo 30	6 St. [illegible], bey Major Kiliani [illegible] Plescenica
Di 31	6 St., bey Kiliani.

Dieses Tagebuch [illegible] zu meiner Erinnerung [illegible] über

Xbr
2 Molodziezno
5 Smorgonie der Kaiser Napoleon nach Paris abgereist, und der König von Neapel das Oberbefehl übertragen
7 Wilno [illegible]
12 Kowno [illegible]

mit Larrey, der an einem in seinem Knopfloch hängenden Thermometer die Temperatur maß. Am folgenden Tage (8. Dezember) beobachtete dieser — 28°. Es mag daher wahr sein, daß, wie einige behaupten, sogar ein Minimum von — 30° wenigstens strichweise vorgekommen ist.

Dieser Kälte entsprechend nehmen die Bilder aus der Landschaft wie dem Leben in diesen Tagen etwas Geisterhaftes, sozusagen Überirdisches an. Die äußerste Kälte ist mit Stille verknüpft, die in absoluter Form in den ewigen Eiswüsten um die Pole herrscht. Tiefes Schweigen hatte sich auch auf den Menschenhaufen herabgesenkt, der sich maschinenmäßig auf der spiegelblanken Fläche der Wilnaer Straße einherbewegte. Hören wir ein paar Stimmen von Leuten, die am heimischen Kamine die Sprache wiederbekommen; denn die Aufzeichnungen der Journale werden fast alle lakonisch. Man muß einmal eins davon sehen, z. B. die letzten Seiten des Tagebuchs des Leutnants Münich,[1] der am Ende klagt, daß seine erfrorenen Hände ihm nicht mehr gestattet hätten, die zuletzt fast unleserlich werdenden Schriftzüge noch weiter fortzuführen. Johann v. Borcke schreibt: »Es schien als ob die Welt erstarrt und unbeweglich sei. Kein Lüftchen regte sich, und die Schneeflocken fielen kristallhell senkrecht zur Erde, die Vögel taumelten erfroren aus der Luft nieder. Alles war stumm, und man vernahm keinen menschlichen Laut mehr; nur das Knirschen der Tritte im Schnee und das Pfeifen der Wagenräder verkündeten noch Leben.« »Von den Vorübergehenden ließ sich kein Wort noch Laut vernehmen,« sagt ein anderer, »eine dumpfe Stille, das Schweigen der Verzweiflung, herrschte rings umher.« »Alle Gegenstände,« kündet Brandt, »Wald, Häuser, Feld waren in Schnee gehüllt, dessen Glanz die Augen blendete. Die Sonne hing wie eine glühende Kugel am Himmel, aber ohne Wärme. Millionen Schneeteilchen schwammen oder hingen in der Atmosphäre, die wie Diamanten schimmerten.« Diese in der Luft schwebenden »Schneeteilchen«, vielmehr Eiskristalle, erzeugten die den nördlichen Breiten eigentümliche Erscheinung der Nebensonne, des Halo. Das ist die »doppelte Sonne«, von der der bayrische Auditeur Hofreiter als dem »höchsten Zeichen der Kälte« redet.

[1] Siehe die Anlage.

Beim Lesen mancher Einzelheiten glaubt man in arktischen oder antarktischen Regionen zu wandeln. Ein deutscher Offizier meldet, daß seinen Leuten die Augen zugefroren seien; ein anderer, daß der ausgeworfene Speichel, bevor er auf den Boden kam, sich in Eisknöllchen verwandelte; ein dritter, daß beim Anfassen eiserner Gegenstände sich die Haut von den Knochen löste; noch ein anderer, daß er sich mit dem Gesicht an die Brust seines Pferdes lehnen mußte, »um nur Atem holen zu können.«

Die Wirkung dieser übernatürlichen Kälte auf die ausgemergelten Leiber mußte eine völlig verheerende sein. Alle Arten von Leiden und Unglücksfällen, denen wir in den vorhergehenden Abschnitten begegneten, mehrten sich jetzt in geometrischer Progression. Ganze Biwaks starben in einzelnen Nächten aus. Achtlos legten sich die immer neu Hinzuströmenden auf die Leiber der Verendeten, die sie als Kopfkissen benutzten, bis sie ihnen selbst zum »Sterbelager« wurden. Auch war es kein Zufall, daß gerade auf diesen Stationen des Leidensweges wieder einige der gräßlichsten Brandunfälle vorkamen, da die vor Frost fast Steifgewordenen jede Kraft verloren hatten, sich der in den Häusern und Stallungen unaufhörlich ausbrechenden Feuer zu erwehren. Sergeant Toenges sah bei Malodeszno eine bis unter das Dach mit Menschen, großenteils Frauen und Kindern, angefüllte Scheune abbrennen. Drei Tage darauf wohnte er schon wieder einem ähnlichen Brande bei. In denselbenTagen erlebte Furtenbach die Einäscherung eines großen Gebäudes, in dem vielleicht an 150 Mann umkamen, darunter besonders viele Kranke, die sich in einem hinteren Raum ins Heu gestreckt hatten: »Es war erschütternd, das Gebrüll dieser armen Schlachtopfer zu vernehmen, ohne Hilfe leisten zu können. Seit unserem Rückzug war das Brennen an der Tagesordnung und man hierüber schon ganz abgestumpft, allein dieser Anblick war der scheußlichste, der bisher vorfiel.«

Mehr noch als früher kam es jetzt auch vor, daß Leute, die das Gefühl in den Extremitäten verloren hatten, die Füße in die Biwakfeuer steckten, bis sie, von den Flammen ergriffen, oft erst nach stundenlangen Qualen, den Geist aufgaben. Suckow erzählt, daß ihm in einer jener bitterkalten Nächte das Gewinsel eines

Mannes, den man halbverbrannt aus den Gluten gezogen, verscheucht und gezwungen habe, seine trostlose Wanderung vor der Zeit wieder aufzunehmen.

Vielfach wurde das Verhalten solcher Unglücklichen einfach dem Wahnsinn zugeschrieben. »Er hat das Gehirn erfroren!« hieß es bei ihrem törichten Gebahren, an dem gleichwohl oft nur die durch den intensiven Frost hervorgerufene Ungelenkigkeit schuld war. Die Glieder gehorchten dem Willen nicht mehr. Daneben ist freilich sicher, daß auch wirklicher Wahnsinn infolge der ausgestandenen Leiden nicht selten eintrat und die Selbstmorde aus Verzweiflung wieder häufiger wurden, wenn auch die sensationslüsternen Berichte mancher Franzosen, die von Scharen um die Feuer tanzender und sich in diese endlich hineinstürzender Blödsinniger auf Erfindung, wenigstens arger Übertreibung beruhen mögen.

Ségur und Labaume behaupten, daß und zwar gerade in dieser Zeit von den Hungernden Menschenfleisch gegessen worden sei. Die Generale Gourgaud und Marbot haben das bestritten, letzterer mit dem Hinweis, daß, wie auch hier auf Grund unwiderleglicher Zeugnisse festgestellt wurde, nach dem Übergange über die Beresina die Lebensmittel etwas reichlicher vorhanden waren. Aber das gilt eigentlich nur bis zum Wiedereintreffen auf der großen Straße. Zudem war Gourgaud Generalstabsoffizier im kaiserlichen Hauptquartier, wo noch immer etwas zu haben war. Dagegen haben niedriger gestellte Zeugen, die noch in ganz andere Tiefen des Elends schauten, mit Bestimmtheit behauptet, daß sie Menschenfleisch hätten essen sehen. Besonders viel wissen tapfere Sergeanten, bei den Franzosen Bourgogne, unter den Deutschen Leifels, Steinmüller, Schrafel, davon zu erzählen, ungebildete Leute, deren Urteilskraft aber doch zur Feststellung dieser Tatsache als ausreichend erachtet werden darf. Da will der eine Menschenbouillon getrunken, der andere gesehen haben, daß Nachzügler »gebratenes Menschenfleisch verschlungen hätten« und so weiter. Sollte Flunkersucht den braven Männern einen Streich gespielt haben? Man würde es gern glauben, und man mag vielleicht auch hinter die eine und die andere Mitteilung ein kleines Fragezeichen setzen dürfen. Aber trotz allen Sträubens wird

es nicht gelingen, an der Tatsache des Kannibalismus vorüber⸗
zukommen. Besonders bei den Gefangenen beider Heere kann
sie nicht in Abrede gestellt werden. Herren von Bildung, der
Württemberger YELIN und vor allem der bayrische Leutnant
FURTENBACH, ein sehr unterrichteter Offizier, erheben hier die
Hand zum Schwure. Letzterer sagt wörtlich: »Ich sah die greu⸗
liche Scene, daß Soldaten am Feuer Herzen von menschlichen
Leichnamen brateten (*sic*); daß dieses wahr, kann ich verbürgen,
und noch schaudere ich ob dieser scheußlichen Nacht.« Hier ist
die Rede von gefangenen Franzosen und Deutschen, denen die
russische Eskorte nichts zu essen geben wollte. Daß auf der andern
Seite die von der Beresina mitgeführten gefangenen Russen, die,
soweit sie nicht den Begleitmannschaften entsprangen, mitsamt
ihren Wärtern verhungerten, zu der gleichen Kost griffen, darf
nach verschiedenen darüber vorliegenden Zeugnissen als ausge⸗
macht gelten[1]. Es soll selbst vorgekommen sein – nein, es ist vor⸗
gekommen –, daß Menschen in der äußersten Not ihre eigenen
Arme benagt, ja, zerfleischt haben.

Neben dem Hungertode, der namentlich in den letzten Tagen
vor dem Eintreffen in Wilna wieder zahllose Opfer forderte, trat
jetzt in ungemeiner Häufigkeit eigentliches Erfrieren (*congelatio*)
ein, mit dem Unterschiede gegen früher, daß auch die in voller
Bewegung Befindlichen in Menge davon befallen wurden.

»Sobald einer, erschöpft, nur einen Augenblick verweilte,«
sagt Sergeant v. TOENGES, »ergriff ihn des Winters eisige Hand
und hielt ihn für immer fest. Umsonst versuchten diese Unglück⸗
lichen, ihre allmähliche Erstarrung fühlend, sich wieder aufzurich⸗
ten und, der Sprache und jeder Empfindung schon beraubt, einige
Schritte zu tun: ihr Blut erstarrte in den Adern, eine gänzliche
Lähmung ergriff ihr Herz, die dann auch auf den Kopf über⸗
ging, und so schwankten diese Opfer des Todes, wie in einem Zu⸗
stande von Trunkenheit, noch einige Augenblicke besinnungslos
umher. Aus ihren Augen drangen blutige Tränen; tiefe Seufzer
stiegen aus ihrer Brust empor, und in sprachloser Verzweiflung
starrten sie bald den Himmel, bald die Erde, bald uns Leidens⸗
gefährten an. Bald sanken sie nun auf die Kniee; dann auf die

[1] Vergl. auch das auf S. 130 bei einer ähnlichen Gelegenheit Gesagte.

Hände; noch wankte ihr Kopf einige Augenblicke hin und her; dann aber sank er auf den Schnee, der nun von einem dunkeln, dem weit geöffneten Munde entströmenden Blute gerötet wurde: krampfhaft stöhnten die Unglücklichen noch einmal empor, und — ihr Leiden hatte ein Ende.«

Ganz ähnlich hat der französische Arzt René Bourgeois, haben auch andere das Ende durch Erfrieren geschildert, z. B. Ségur, dem der Sergeant Toenges oder der Herausgeber seines Buches sich an der eben angeführten Stelle auch im Wortlaut nahe angeschlossen hat.

»Heute«, sagt Röder von dem menschenmordenden 7. Dezember, »fielen die Pilgrime der großen Armee, die doch schon manchen harten Frost bestanden hatten, wie die Fliegen, und die ganz neu gekleideten, noch ziemlich wohlgenährten, kaum aus Wilna marschierten Ersatzsoldaten ganz eben so häufig und plötzlich wie die alten, matten Krieger, die sich schon von Moskau hierher geschleppt hatten.« Auf der Strecke von einer Werst (etwas über einen Kilometer) zählte Löwenstern 148 erfrorene oder verhungerte Menschen und 78 tote Pferde.

Die »Ersatzsoldaten«, von denen Röder spricht, waren die Truppen der (34.) Division Loison, des letzten größeren Nachschubes, der der Armee gefolgt war.[1] Die Division hatte sich in Königsberg gesammelt, war von dort im November nach Kowno und von da nach Wilna aufgebrochen, hatte hier eine Zeitlang in Garnison gelegen und wurde am 4. Dezember der Moskauer Armee entgegengeschickt, zum Schutze der Flüchtigen und ihrer Führer, auch des Kaisers selber, der bekanntlich am 5. in Smorgoni die

[1] Hierzu kamen noch einige andere Ergänzungstruppen, die bisher in Wilna geblieben waren, u. a. eine Abteilung Württemberger unter dem Major v. Berndes, auch ein 300 Mann starkes Bataillon Schweizer unter dem Kommandanten Bleuler. Sie alle haben die im Text geschilderten Schicksale der Division Loison geteilt. So berichtet der württembergische Flügeladjutant Graf Beroldingen in einem am 23. Dezember von Königsberg abgesandten Schreiben, daß das — etwa 1000 Mann starke — Ergänzungsregiment des Majors v. Berndes auf dem Rückzug nach Wilna auf 65 Mann herabgesunken sei, wenigstens in dieser Kopfzahl die Stadt zum zweiten Male verlassen habe. Mit nur noch 30 Mann habe Major v. B. darauf bei Kowno wieder den Njemen passiert.

Trümmer seines stolzen Baues verlassen hatte, um nach Paris zu eilen und mit der ihm eigenen rastlosen Tatkraft eine vollständige Neubildung seiner zusammengebrochenen Kriegsmacht zu be⸗treiben.

Wir werden hierauf und auf die weiteren Schicksale der Divi⸗sion Loison zurückkommen.

Für jetzt ist die Rede von der Einwirkung des Klimas auch aut diese vollständig gesunden und verhältnismäßig wohlgenährten Truppen, die außer dem zwar anstrengenden, aber schon um 14 Tage zurückliegenden Marsche von Königsberg nach Wilna und einer allerdings mittelmäßigen Verpflegung in dieser Stadt bisher keinerlei Ungemach erlitten hatten. Aber unvermittelt und ohne genügende Schutzmaßregeln, die sich wohl hätten treffen lassen, aus den warmen Stuben Wilnas in die grausige Kälte hin⸗ausgeführt, erlagen sie dieser ebenso schnell, ja, noch schneller als die abgemergelten Moskauer. »Es war eine ganz eigene Er⸗scheinung,« fährt Röder an der eben angezogenen Stelle fort, »daß man die kaum noch ziemlich munter sprechenden Leute, wie vom Schlage getroffen, neben sich niederstürzen sah und auf der Stelle tot erblickte.« »Oft sahen wir Soldaten wie vom Blitz getroffen«, sagt auch Doktor Geissler. Doch hat es bei vielen dieser jungen Burschen einen harten Todeskampf gegeben. Ein zu dem der Division beigegebenen Kontingent der mitteldeutschen Kleinstaaten gehörender Offizier, der gotha⸗altenburgische Leut⸗nant Jacobs, berichtet, daß mancher seinen Kameraden Lebewohl ge⸗sagt und sich, den Tornister unter dem Kopf, seitwärts vom Wege niedergelegt habe, um ruhig sterben zu können. »Andere ge⸗bärdeten sich wie rasend, verwünschten unter Flüchen und Schimpfreden ihr Schicksal, stürzten nieder, rafften sich wieder auf und fielen endlich doch wieder hin, um nie wieder auf⸗zustehen.« Auch der koburgische Premierleutnant Wilhelm v. Schauroth will die »gräßlichen Verwünschungen« gehört haben, unter denen die Kraft dieser noch lebensfreudigen Jugend mit dem sie plötzlich überfallenden Tode rang.

Unter den angeführten Umständen mag es nahezu unfaßlich erscheinen, daß man jetzt noch Menschen begegnet, die unver⸗zagt einem Elende trotzten, das über menschliche Dimensionen

hinausgewachsen zu sein schien. Und doch hat es solche gegeben, sowohl einzelne Personen, die in der Ertragung von Leiden den andern mit gutem Beispiel vorangingen, wie auch ganze Truppen⸗körper, die zum Schutze der übrigen noch immer in bisweilen sehr hartnäckigen Nachhutgefechten dem verfolgenden Feinde entgegentraten.

Als eine Heldin in schlichtem Kleide erscheint die Frau eines württembergischen Feldwebels, von der MARTENS, der sich dem Paare angeschlossen hatte, so viel zu erzählen weiß. »Der liebe Gott läßt uns nicht verhungern,« sagte sie, wenn wieder einmal die Vorräte auszugehen drohten, »wir haben ja noch Kleie (!) bei uns; mit dieser machen wir einen Brei, zum Salzen hat mein Mann Schießpulver in der Tasche.« »Die Frau BASLER bewies eine merkwürdige Standhaftigkeit,« heißt es an einer andern Stelle des Martensschen Tagebuches, »während ich mit ihrem Manne erschöpft am Feuer lag, war sie stets besorgt, das wenige Essen zuzubereiten; sie sprach selten, nie hörte ich eine Klage ihren Lippen entschlüpfen. Wo es galt, die letzten Kräfte zusammen⸗zunehmen, da ging sie mit gutem Beispiel voran und war uner⸗müdet um unsere und ihre Erhaltung besorgt. Diese arme Frau verlor einen Sohn, der als Tambour unseres Regiments bei Smo⸗lensk verwundet wurde und, wie ich glaube, daselbst im Spital sein Leben endete. Ich sah zu, wie man ihm die Kugel aus dem Schenkel herausschnitt, wobei er, mit demselben Mute wie seine Mutter begabt, kaum eine Miene verzog.«

Sergeant TOENGES schleppte einen blinden Fourier seines Ba⸗taillons mit sich fort. »Den Blindgewordenen ließ ich nicht«, sagt er. Grenadiere der Garde, die um ein Feuer saßen, hatten Mitleid mit den beiden und rieten, dem Kranken Schnee auf die Augen zu legen, was auch momentan half. Bald darauf verlor TOENGES seinen Kameraden in Smorgoni im Gedränge. Auch das Ehepaar BASLER kam in Wilna abhanden, und ihr Begleiter hat nie wieder von den Leuten gehört.

Das Menschentum war in dem unglücklichen Heere noch nicht ganz erstorben. SUCKOW erzählt, daß durch ein Loch in der Hosentasche sein Geld auf die Landstraße gerollt sei und vor⸗überziehende württembergische Soldaten es ihm bis auf das

letzte Kopekenstück aufgelesen hätten. Der Vorfall verdient um so mehr hervorgehoben zu werden, als jene bei dem abgerissenen Anzuge des Leutnants den Offizier in ihm nicht mehr erkannten und sich ein Tambour ihm am Ende freundlich mit der Frage nahte: »Hast du alles wiederbekommen, Kamerad?« Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch FABER DU FAURS der Wirklichkeit abgelauschtes Bild nicht vergessen, das einen Kampf von Nachzüglern mit Kosaken darstellt, wobei zwei oder drei Soldaten einen auf Krücken gehenden Offizier und dessen geängstigte Frau gegen die heransprengenden Feinde verteidigen. All das ist vorgekommen, inmitten eines Meeres freilich von stumpfer Verzweiflung, Gleichgültigkeit gegen das Los des sterbenden Nebenmenschen, dem man nach wie vor, und in dieser äußersten Not mit schrecklicher Regelmäßigkeit, seine letzten Kleider nahm. Die Räuber trösteten sich in dem christlichen Gedanken, auf diese Weise die Leiden eines ohnehin Verlorenen um einige Augenblicke gekürzt zu haben.

Höhere Anerkennung noch als die Verteidigung einzelner Kameraden verdient die Haltung der Truppen, die sich noch immer bei der Nachhut mit den Russen schlugen. Diese Kämpfe bieten freilich militärisch nur geringes Interesse, da sie im wesentlichen nur in Kosakenüberfällen und vorsichtig tastenden Angriffen der übrigen russischen Vortruppen auf der einen, in der Abwehr solcher Angriffe auf der andern Seite bestanden, wobei naturgemäß immer größere Teile der französischen Arrieregarde abbröckelten, bis diese zu existieren zeitweilig ganz aufhörte. Das Fesselnde ist hier die Einzeltat, ist der unter den verzweifeltsten Umständen bewiesene Mut und die Aufopferung, womit der noch in Reih und Glied stehende Soldat, wie bei Krasnoi und an der Beresina, für die Debandierten eintrat.

Das Leben bei der Nachhut hat Graf HOCHBERG klassisch geschildert: »Die Arrieregarde verließ gewöhnlich morgens zwischen 1 und 3 Uhr den Biwak und stellte sich, wenn die Straße durch Wagen versperrt war, auf, um letzteren wieder Zeit zum Weiterkommen zu lassen. Unterdessen blieb die Masse der aufgelösten Korps wieder ruhig in ihren Biwaks und in den Dörfern zunächst der Straße, in welchen sie sich niedergelassen hatten. Erst mit

anbrechendem Tage kamen von allen Seiten Scharen dieser Isolierten herbeigeströmt und füllten die Straßen, besonders bei Engwegen, wo die Bewegung des Trains gehemmt war, dermaßen an, daß die Arrieregarde wieder zum Aufmarsch genötigt wurde, was sich am Tage mehrmals wiederholte. Täglich sah man sich genötigt, eine Menge Wagen stehen zu lassen, bei welchen sich dann viele dieser Nachzügler versammelten, um durch Plünderung etwas zu erreichen. Ein einziger Wagen reichte oft hin, um den Marsch lange zu verzögern. Hatten die Isolierten gegen Mittag einen Vorsprung und ein an der Straße gelegenes Dorf erreicht, so hielten sie an, bereiteten sich ein Mittagsmahl aus den Lebensmitteln, die sie sich auf jede mögliche Weise verschafft hatten, und ließen die Arrieregarde unbekümmert an sich vorüberziehen; erst die Kanonenschüsse der russischen Avantgarde schreckten sie auf. Von Kosaken begleitet, die sie oft ausplünderten und wieder laufen ließen, kamen sie dann im Trab der Arrieregarde nachgelaufen und nötigten sie wieder zum Aufmarschieren. Diese, indessen in ein Gefecht verwickelt, das oft bis in die Dunkelheit dauerte, konnte dann erst spät ihre Stellungen verlassen, um noch einige Stunden weiter in das Biwak zu marschieren. Was hier noch etwa an Lebensmitteln, Holz und Stroh zu finden gewesen wäre, hatte die vorausgeeilte Menge verbraucht, und die Arrieregarde fand gar nichts mehr. So nahm die Verringerung der streitbaren Mannschaft immer mehr zu. Jeder neue Tag wiederholte die Scenen des vorhergegangenen.«

Geführt wurde die Nachhut zuerst von Ney, dann vom 3. Dezember ab von Marschall Victor. Am 6. Dezember löste sich dessen Korps bei Smorgoni und Krapowna auf, und die Nachhut des Heeres übernahm von Oszmiani an die Division Loison, darauf, kurz vor Wilna, bei Rukoni der inzwischen gleichfalls herangekommene Wrede mit den Bayern.

Die Nachhut hatte am 2. bei Pleszenitzi, dann am 4. bei Malodeszno ernstere Gefechte. In beiden haben sich die Badener des an der Beresina erworbenen Ruhmes würdig gezeigt. Bei Pleszenitzi kam es darauf an, ein Walddefilee so lange zu verteidigen, bis es die verfahrenen Artillerie- und Munitionskolonnen passiert hatten, was unter Verlusten und großer Verwirrung schließ-

lich gelang. Bei dieser Gelegenheit hatte Graf Hochberg eine Begegnung besonderer Art: »Während ich«, erzählt er, »mit meiner Brigade am Eingang des Waldes stehen blieb, kam eine schöne junge Frau auf mich zugestürzt und bat mich dringend, den Wagen, in welchem ihr kranker Mann saß, noch passieren zu lassen, da er und sie sonst verloren wären. Der klägliche Zustand dieser Frau bewog mich, ihr in der Reihe der Munitionswagen einen Platz zu verschaffen, und so verließ sie mich mit einem herzlichen Händedruck.« Nicht lange nachher mußte der Graf ein Haus von Isolierten räumen lassen, um seinen nach dem Nachtgefecht von Malodeszno ermüdeten Truppen Obdach zu schaffen. Da hört er die Stimme eines weiblichen Wesens, das ihn anflehte, sie nicht von ihrem Lager zu verstoßen. Es war dieselbe Dame, die inzwischen ihren Gatten verloren und ohne alle Hilfe sich selbst überlassen war. »Daß ich sie die Nacht nicht auf die Straße warf,« schließt der Graf seine Erzählung, »versteht sich von selbst; wenige Tage darauf fand ich sie tot im Schnee.«

Interessanter noch als der Kampf bei Pleszenitzi ist die Affäre von Malodeszno. Ein gewisser Zauber schwebt um dieses Gefecht, das den sächsischen Regimentern v. Low und Rechten, die noch an der Beresina rühmlich gefochten, ein Ende machte. Die Scenerie des merkwürdigen Kampfes ist ein tiefverschneiter Park, nach altfranzösischem Geschmack mit hohen Hägen von Weißbuchen angelegt. Im Hintergrund erhebt sich das seitwärts von der großen Heerstraße gelegene, im Rokokostil erbaute schöne Schloß des Grafen Oginski. Auf diesem Herrensitze hatte am vorhergehenden Tage der Kaiser Quartier genommen, und von hier hat er das 29. Bulletin datiert, in dem er, das Gräßlichste noch immer verhüllend, den Untergang seines Heeres der Welt mitteilte. Der Rest der sächsischen Regimenter erhielt Befehl, eine Brücke, über die der Weg einige hundert Schritte von dem Schlosse entfernt vorüberführte, zu verteidigen, dann abzubrennen. Von den Sachsen sollen nur vier Offiziere, von denen drei kurz darauf starben, zurückgekehrt sein. Sie waren alle verwundet, ihr Trupp bis auf 16 Mann getötet oder wehrlos geworden. Der übrige Teil der Division Girard — die Polen —, stand auf einer dicht vor dem Schloßgarten gelegenen, aber von diesem durch

einen sumpfigen Graben getrennten Anhöhe. Die Badener hatten den Garten selbst besetzt und zum Schutz ihrer Stellung einige Geschütze aufgefahren. Die Verbindung zwischen beiden Truppenteilen war durch einen Faschinendamm hergestellt worden.

Gegen 2 Uhr nachmittags attackierte der Feind die Division Girard, die Graf Hochberg unterstützte. Dann richteten die Russen ihren Angriff auf den Schloßpark selbst, und der badische Führer mußte, um dem Feinde die Zielpunkte zu nehmen, seinen frieren den Soldaten befehlen, die angezündeten Feuer zu löschen.

Die Lage war sehr ernst, da die Badener, denen kaum noch zehn Patronen für den Mann blieben, das gegnerische Feuer nur schwach zu erwidern vermochten. Endlich brach die Nacht herein. »Die Dunkelheit«, sagt ein badischer Feldwebel, »war für uns von großem Nutzen; denn der Feind stand bataillonsweise gegen 100 Mann von uns.« Aber die Russen benutzten das Dunkel zu einem Überfall, den sie über den zugefrorenen Graben ausführten. Plötzlich vernahm man den tiefen Klang ihrer Hörner, der sogenannten Halbmonde, und Graf Hochberg hatte kaum noch Zeit, um seine Brigade mit gefälltem Bajonett an den Graben zu führen. Bei dieser Gelegenheit wäre er selbst beinahe ein Opfer seines Mutes geworden. Ein feindlicher Jägerunteroffizier schlug sein Gewehr auf ihn an; aber der Schuß eines Badeners streckte den Russen zu Boden. Eine Medaille, die man auf der Brust des Entseelten fand, nahm der Graf als Andenken an einen der merkwürdigsten Tage seines Lebens mit nach Hause. Die Spitzen der badischen Bajonette vertrieben den Feind, den man — ein oft angewendetes Auskunftsmittel der Bedrängnis — durch die nun in sehr großer Zahl angezündeten Wachtfeuer über die eigene Schwäche zu täuschen wußte.

Das Gefecht hatte auch der badischen Brigade den Todesstoß versetzt. Drei Tage darauf hatte Hochberg, wie er selbst sagt, »nichts mehr zu kommandieren«.

Nun kam Loisons Division an die Reihe, die Nachhut zu bilden. Schon vorher hatte sie Gelegenheit gefunden, einen wichtigen Dienst zu leisten. Am 5. Dezember war sie in die Nähe von Smorgoni gekommen, wo Napoleon von seinen Marschällen

Abschied genommen und die Armee verlassen hatte, nachdem er das Kommando seinem Schwager MURAT übergeben. In dem diesseits von Smorgoni gelegenen Städtchen Oszmiani hatten LOISONS Truppen in der Nacht vom 5. zum 6. Dezember kampiert, zuerst in den Häusern, dann auf den Straßen. Denn man war in der Nacht durch den Schreckensruf »Kosaken!« vom Lager gescheucht worden. Es fand ein unregelmäßiges Gefecht in den Gassen statt, das indes die wie immer feuerscheuen Ukrainesöhne zum schleunigen Abzug veranlaßte. Von den Loisonschen Soldaten war eine Anzahl in den Straßen gefallen; dann vor der Stadt noch etwa 60 Mann, die unvorsichtig den Kosaken dorthin nachgelaufen waren.

Eine weit größere Verheerung aber richtete das nun folgende Nachtbiwak unter freiem Himmel an, das befohlen wurde, weil man der Nähe des Feindes wegen die Leute nicht wieder in die Häuser gehen lassen wollte.

Die Division Loison hat in jener ereignisreichen Nacht einen ausgezeichneten Dienst geleistet. Die in Oszmiani erschienenen Kosaken gehörten zu dem fliegenden Korps SESLAWINS, eines der verwegensten Parteigänger des russischen Heeres. Ohne die Anwesenheit der Loisonschen Soldaten, dieser aus Franzosen, Neapolitanern und den Mannschaften fast aller deutschen Kleinstaaten, Koburg und Gotha, Weimar und Altenburg, Schwarzburg, Anhalt usw. bunt zusammengewürfelten Truppe, wäre der Kaiser NAPOLEON aller Wahrscheinlichkeit nach den Feinden in die Hände gefallen, und das Rad der Weltgeschichte wäre ein gutes Stück anders gefahren.

Es haben auch manche von ihnen den Kaiser gesehen, als er beim Morgengrauen des andern Tages in Oszmiani eintraf. Der weimarische Militärwundarzt GEISSLER gehörte zu ihnen. Er schildert die Begegnung in folgender Weise: »NAPOLEON trug einen grünen, mit Goldquästchen besetzten Pelz und eine dergleichen Kappe. Er sah ernst, aber sehr wohl aus. Wir betrachteten diesen mächtigen Sterblichen in der Entfernung weniger Schritte, während die Generale GRATIEN und VIVIÈS[1] mit den Obersten der Regimenter

[1] VIVIÈS war Brigadegeneral in der Division Loison, GRATIEN vertrat deren Führer, der erst in Wilna zu seinen Truppen stieß.

sich im Halbkreis um den Kutschenschlag aufgestellt hatten. Es war die Rede von dem eben stattgehabten Überfall, der den Kaiser, welcher vielleicht glaubte, seine Abreise sei dem Feinde schon bekannt, unangenehm zu berühren schien. Die Persönlichkeit dieses außerordentlichen Mannes, seine Gesichtszüge, mit dem Stempel großartigster Originalität gezeichnet, die Erinnerung an die mächtigen Taten, womit er seine Zeit bewegte, rissen uns zu unwillkürlicher Bewunderung hin. War die Stimme, die wir hörten, nicht dieselbe, deren geringster Ton in ganz Europa widerhallte, Kriege erklärte, Schlachten entschied, das Geschick der Reiche bestimmte und den Ruhm so vieler erhob oder vernichtete?«

Unzweifelhaft geht aus dem Bericht hervor, daß auch in diesem kritischen Momente NAPOLEONS Persönlichkeit ihren alten Zauber bewahrte. Die Zeugnisse anderer Offiziere der Division stimmen hiermit überein. Die Mannschaft wollte den Kaiser mit einem *vive l'Empereur!* begrüßen, was mit Rücksicht auf das Inkognito, unter dessen Schleier der heerlos gewordene Imperator reiste, verboten wurde. Diese Umstände lassen eine aus russischer Quelle stammende Erzählung, nach der ein französischer Stabsoffizier zu einem Mordanschlag gegen NAPOLEON geraten und ein deutscher Kapitän S. (v. SEEBACH?[1]) der Division LOISON die Tat habe vollbringen wollen, wenig glaubhaft erscheinen.

Der Schritt, das Heer zu verlassen, ist bis auf den heutigen Tag NAPOLEON viel verübelt worden. An der Beresina hatte er das Anerbieten einiger Polen, ihn allein über den Fluß und nach Wilna zu geleiten, stolz zurückgewiesen. Jetzt war nichts mehr an der Armee zu retten, und andere Pflichten riefen ihn gebieterisch von hinnen. Wer gerecht sein will, darf nicht vergessen, daß NAPOLEON kein Fürst von Gottes Gnaden, sondern ein Imperator und Usurpator, ein Heerkönig in des Wortes eigenster Bedeutung war. Er konnte die Verwicklungen voraussehen, die die Katastrophe des zu Ende gehenden Jahres ihm im folgenden bringen würde. Er mußte nach dem Verluste der alten neue Legionen aus dem Boden stampfen.

[1] Der Kapitän v. SEEBACH befehligte die 2. Kompagnie des 1. Bataillons des Regiments Herzoge zu Sachsen.

Aber ein tiefes Stöhnen drang aus dem sterbenden Heere her⸗vor, als die anfangs geheimgehaltene Tatsache bekannt wurde, daß der oberste Lenker, der allein das uneingeschränkte Vertrauen des gemeinen Mannes besaß, von den Seinen gegangen war. »Diese überraschende Nachricht machte auf die Zurückge⸗bliebenen einen tiefen und schmerzlichen Eindruck«, sagt Mar⸗tens. »Nun betrachtete sich alles als verlassen«, meint Yelin. »Unsere Bestürzung war unsagbar«, schreibt Linsingen. Selbst die Graubärte von der alten Garde hörte man auf den Kaiser schimpfen, und Major Horadam, der Kommandeur des Frank⸗furter Regiments der Loisonschen Division, fühlte sich veran⸗laßt, in einem Tagesbefehl vor »übertriebenen Gerüchten« zu warnen. Einige Rheinbundoffiziere sollen, wie der bayrische Hauptmann v. Gravenreuth erzählt, damals den Vorschlag ge⸗macht haben, da man »genug gelitten hätte«, zu den Russen über⸗zugehen, was die Bayern entrüstet von sich wiesen.

Diese, die Bayern des Wredeschen Korps, treffen nunmehr gleichfalls mit den Trümmern des Hauptheeres zusammen, und wir benutzen die Gelegenheit, um uns auch mit den Zwischen⸗schicksalen ihres nicht viel weniger vom Unglück verfolgten Korps bekanntzumachen.

Nach seiner Trennung vom 2. Korps hatte sich Wrede unter manchem Hin⸗ und Herziehen im ganzen westwärts gewendet. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß es auch bei den Bayern immer weiter abwärts gegangen war. Nächst der Ruhr, die früher unter ihnen gewütet, räumte jetzt der Typhus gewaltig auf. Auch in der Nähe des bayrischen Korps trieben sich Rekonvaleszenten und Traineurs in Menge herum. Ihr Los war wie überall das gleiche. Sie fielen den Feinden in die Hände oder verkamen in Spelunken. Friedrich v. Furtenbach fand eines Tages in einem verlassenen Judenkruge nicht weniger als 21 solcher Elenden, von denen noch drei mit dem Tode rangen. Andere, die sich zu Ex⸗zessen verleiten ließen, wurden erschossen.

Verschiedene bayrische Offiziere klagen über die Strenge Wredes; namentlich ist Gravenreuth recht schlecht auf seinen Chef zu sprechen.

Der entschlossene, aber auch rücksichtslose Charakter des Ge⸗

nerals ist uns bekannt. Jedenfalls gelang es ihm aber, die Disziplin im 6. Korps wiederherzustellen, und seinem Ehrgeiz ist zuzutrauen, daß er, falls der ganze linke Flügel des Heeres unter seinem Befehl gestanden, vielleicht bessere Erfolge erzielt haben würde als die uneinigen Marschälle. So wie die Sache lag, lebte auch er nach wie vor in Zwist mit den französischen Behörden, jetzt besonders mit dem Wilnaer Gouverneur, dem Holländer Dirk van Hogendorp, der ebensowenig wie Wrede zu den sogenannten liebenswürdigen Naturen zählte und durch Mangel an Organisationstalent Napoleons Sache, der er sehr treu ergeben war, eigentlich nur schadete.

Übrigens erhielt Wrede von Wilna aus eine beträchtliche Unterstützung: die Brigaden Coutard und Franceschi, von denen die erstere das 4. westfälische und ein hessisches Infanterieregiment umfaßte. Die übrigen Truppen waren Nichtdeutsche. Hierdurch kam Wredes zusammengeschmolzenes Korps wieder auf 9500 Mann. Unternehmungslustig, wie er war, hat der bayrische General damals den kühnen Plan erwogen, Wittgenstein in den Rücken zu fallen. Es war zu spät, und da die Umstände drängten, auch die Zahl seiner Kombattanten alsbald wieder reißend abnahm, so mußte sich Wrede wohl oder übel entschließen, an das Hauptheer sich heranzuziehen, über dessen wahren Zustand er so wenig wie Victor unterrichtet war, ehe ihn der Anblick davon überzeugte.

Am 4. Dezember kamen die Bayern mit den Trümmern der Hauptarmee bei Wileyka zuerst in Berührung. Der Ort, unfern Smorgoni, liegt etwas nördlich der großen Heerstraße. Nachzügler und Isolierte, die von dieser seitwärts gegangen, zogen vorüber, an deren Äußerem man die hoffnungslose Lage des Ganzen erkannte. Es war wie bei Losnitza, als die Victorschen kamen.

Aber es blieb wenig Zeit, sich um diese Dinge zu kümmern. Wredes Aufgabe war nunmehr, den rechten Flügel der Arrieregarde zu decken. Sie wurde ihm nicht leicht gemacht. Schon bei Wileyka kam es zum Kampfe. Ein Nachhutgefecht wie sie alle, aber merkwürdig durch den eisernen Mut, den die bayrische Artillerie, besonders die Batterieen Gotthardt und Gravenreuth, bewiesen. Gravenreuths Tagebuch gibt hierüber lehrreichen Auf-

schluß. Seine Munition war so schlecht geworden, daß die Geschosse nicht einschlugen. Öfteres Fahren durch Wasser hatte die Patronen verdorben. Zudem war es bei der niedrigen Temperatur nicht mehr möglich, »Kugeln und Granaten mit freier Hand zu erfassen, daher das Laden sehr erschwert war.« Da sich Wrede über den Mißerfolg unwillig äußerte, blieb Gravenreuth, ohne einen Schuß zu tun, 1 1/2 Stunden im Geschützfeuer der Russen stehen, gleichzeitig von Kavallerie bedroht, die aber keinen Angriff wagte, da sie die wie zum Schießen bereiten Kanoniere fürchtete. Erst am Abend räumte Gravenreuth die von ihm besetzte Höhe. Das bayrische Korps zog sich in der Nacht weiter westwärts nach dem Flüßchen Naroth zurück. In der folgenden Nacht gelang es ihm, in der schon angegebenen Weise die plötzlich zugefrorene Wilia zu überschreiten.

In diese Nacht fällt ein seltsames Intermezzo. Der kleine Rest von den bayrischen Reitern, die mit in Moskau, später größtenteils der *escadron sacré* einverleibt gewesen waren, hatte nach deren Auflösung einen der vielen Trupps gebildet, die sich einzeln, so gut es ging, durchschlugen. Auch der vielgenannte Batteriechef Widnmann gehörte zu ihnen, während der Führer der bayrischen Kavalleriedivision Graf Preysing mit einigen Offizieren, darunter dem Tagebuchschreiber v. Flotow und dem Major Bieber, am 29. November nacheilenden Kosaken in die Hände geraten war. Flotow hatte sich bei dieser Affäre als echter Ritter bewiesen, indem er den auf dem Eise eines Teiches eingebrochenen Grafen rettete, ihm zur weiteren Flucht sein Pferd gab und sich schließlich mit seinem General, den er nicht verlassen wollte, gefangen nehmen ließ. Ein Teil der andern Offiziere war in der Nacht zum 6. Dezember von der großen Heerstraße abgezogen und in ein Dorf gekommen, wo sie einem Gericht Kartoffeln gegenübersaßen. Da meldete Widnmanns Bedienter, daß jenseits eines an dem Dorfe vorbeifließenden Wassers Truppen erschienen wären und gerade ein Biwak bezögen. Er wurde sofort als Kundschafter hinübergeschickt und traf dort Angehörige des Wredeschen Korps, unter andern den Hauptmann Gravenreuth, der ihm in kameradschaftlicher Gesinnung sofort einige Lebensmittel für die Notleidenden zusteckte, dann

selbst erschien und mit ihnen ein freudig-trauriges Wiedersehen feierte.

Am folgenden Tage zog Wrede in der Richtung auf Wilna über Slobodka, Kenna und Rukoni weiter. Er kam nun völlig in den zurückflutenden Strom des aufgelösten Heeres und hatte den Schmerz, auch seine Truppen in wenigen Stunden auf die Hälfte zusammenschmelzen zu sehen. Wie Schnee an der Sonne schwanden sie hin, sie, die noch erst kürzlich schöne Proben ihrer Haltung gegeben hatten, so daß Gravenreuth erzählt, wie einer seiner Fuhrsoldaten mit den Worten: »Verzeihen Sie, Herr Hauptmann, ich kann meinen Dienst nicht mehr leisten!« tot umgefallen sei. Jetzt trennten sich »ganze Haufen« von den Regimentern. Auch halfen debandierte Bayern auf der Straße einen Kassenwagen berauben, stopften sich die Taschen voll Gold — eine unnütze Last, die manchem geradezu den Tod brachte.

Und doch hat Wrede mit dem, was unter den Fahnen blieb, die Umstände gerechnet, noch Erhebliches geleistet. Er führte jetzt die Nachhut, und so ging es auf der großen Straße weiter, die man nur zeitweilig verließ, um immer wieder dahin zurückzukehren. Eine Stunde vor Wilna suchte ihm der Feind, der eine der vor der Stadt liegenden Höhen besetzt hatte, den Weg dorthin zu verlegen.

Ein Augenzeuge, allerdings Nichtkombattant, berichtet über diesen Kampf, den letzten, der auf der unheilvollen Minsk-Wilnaer Straße ausgefochten wurde, folgendermaßen: »Wieder aut sein Glück und die beharrliche Tapferkeit der Seinen vertrauend, wies er (Wrede) des feindlichen Anführers schimpfliche Aufforderung zum Ergeben auf Gnade und Ungnade mit der verdienten Verachtung entschlossen zurück, und rasch ordnete er alles auf Leben und Tod. In geschlossenem Viereck verteidigte das schwache Korps sich gegen die Übermacht der russischen Geschwader, die immer enger den Kreis um dasselbe schlossen. Kaltblütig ließ man die wütend Angreifenden nahen, um mit desto wirksamerem Feuer sie niederzustrecken. Auch viele der Unseren fielen, durch das zahlreiche feindliche Geschütz getötet und verwundet. Aber die aufrecht Gebliebenen erschütterte keine Gefahr. Das Beispiel der Hingebung des Feldherrn und seine erhebende Rede

wirkte auf sie mit unwiderstehlicher Gewalt. Immer geschlossen und fechtend, zogen sie Schritt vor Schritt gegen die Stadt, aus welcher sie vergebens Hilfe gehofft. So vor ihr angelangt, fanden sie statt der noch immer erwarteten Hilfe nur hemmende wilde Verwirrung. Geschütz, Gepäck, Wagen aller Art, Menschen und Pferde füllten, gleichsam unauflösbar ineinander verkettet, die enge, nach dem Tor führende Straße. Bald ward daselbst das Gedränge lebensgefährlich, und als von den den Schauplatz beherrschenden Höhen das russische Geschütz in die sich Drängenden blitzte, erreichte die Verwirrung den höchsten Grad. Mehr als die Kanonen getötet, wurden erdrückt und zertreten, und es ist gewiß, daß, wenn die zahlreichen feindlichen Scharen, statt das stehengebliebene Gepäck zu plündern, diesen Augenblick benutzt hätten, die Stadt anzugreifen, alles, was sie von Napoleons Heer noch an Menschen und Schätzen enthielt, ihnen zur wohlfeilen Beute geworden wäre.«

In wesentlicher Übereinstimmung mit dem oben erwähnten Zeugen, dem Auditeur Hofreiter, hat sich der bayrische Oberst v. Seiboltsdorff, damals Major, über den Hergang ausgesprochen. Auch er redet von dem »Unwillen« Wredes bei der Entsendung des feindlichen Parlamentärs, und daß der General für seine Person durch einen vom Feinde unbesetzten Hohlweg nach Wilna vorausgeritten sei, um dort Unterstützung zu verlangen: »Den Geist seines Korps kannte er zu gut, um ihm nicht zum voraus bestimmt zutrauen zu können, daß es sich in keinem Falle ergeben und, so lange als möglich, durchzuschlagen versuchen werde.«

Diese Hoffnung hat den Führer nicht getäuscht. Wie sich die Truppe im ganzen durchgebissen, kündet die Geschichte. Aber im Staube der Akten verborgen ruht heute die Tat eines einfachen Korporals Johann Bald von der 4. Schwadron des 4. Chevaulegersregiments. Ihm konnte später amtlich bezeugt werden, daß er dem Freiherrn v. Schleitheim, der nach Verlust seines Pferdes mit erfrorenem Fuße den geschwind marschierenden Kolonnen mühsam nachhinkte, den eigenen Gaul mit den Worten anbot, »es wäre besser, dem König würde ein Offizier als ein Korporal erhalten, er aber könnte sich mit seinen gesunden Beinen vielleicht noch erretten.«

Erfreulich zu hören, daß diese Beine den Korporal Bald in die Heimat zurückgebracht haben.

Natürlich waren auch die wenigen Bayern völlig auseinandergekommen. Furienbachs Kompagnie, die beim Abzug von der Düna 129 Mann und vor dem letzten Gefecht noch einige 50 Mann stark gewesen war, zählte bei der Ankunft in Wilna noch 3 Unteroffiziere und 9 Gemeine. Erst in der Nacht gelang es Wrede, wieder etwa 300 Bewaffnete, darunter einen Trupp Chevaulegers, zusammenzubringen.

Man hat die letzte Strecke von Midniki nach Wilna die »lange Beresinabrücke« genannt, ein vielsagendes Wort, das mehr als umständliche Schilderungen den schon auf der Straße herrschenden Wirrwarr kennzeichnet. Dieser erreichte aber erst seinen Höhepunkt, als die Scharen das Minsker Tor erreichten, unter dessen düsterem Bogen sich jetzt noch einmal ein Kampf aller gegen alle abspielte, wie ihn selbst dieser an Vorkommnissen solcher Art so reiche Feldzug von 1812 kaum vorher und bestimmt nicht nachher wieder gesehen hat.

Während das Gros der Armee erst im Laufe des 9. Dezember vor Wilna eintraf, hatten die ersten Flüchtlinge bereits in den vorhergehenden Tagen die Hauptstadt Litauens erreicht. Ein von Yorck zu Erkundungszwecken nach Wilna geschickter Offizier, der Leutnant v. Canitz, sah schon am 4. und noch früher solche *revenants* erscheinen, »Gestalten, wie sie im wirren Traum die seltsamste Phantasie kaum aussinnen könnte.« Vom 8. Dezember an begann das Gedränge am Tor, und die von nun ab Eintreffenden konnten sich den Durchgang nur mit Mühe erzwingen. Voller Entsetzen sah Martens, »wie ein Offizier von einer Kanone erfaßt und unter dem Bogen so erdrückt wurde, daß ihm das Gedärme aus dem Leibe hing.«

Am 9. war es natürlich am tollsten. Haarsträubende Einzelheiten sind von diesem Tage zu uns herübergekommen. Dem Hauptmann Röder war ein Fernrohr in der Tasche platt gedrückt worden; er glaubte, alle Rippen gebrochen zu haben, und gab sich schon verloren, als er von den Hinterfüßen eines im Todeskampfe liegenden Pferdes in die Höhe geschleudert wurde, was ihn um einige Schritte weiter brachte. Leifels will sogar

einen Menschen gesehen haben, der den Versuch machte, über die Köpfe der wie ein Knäuel fest zusammengepreßten Menge hinwegzuklettern(?). Nur die brutalste Gewalt öffnete den Weg. Selbst ein Mann wie Graf HOCHBERG bediente sich eines Stockes, den ihm ein Feldwebel gegeben, um sich durch seine Leidensgenossen hindurchzuprügeln. Viele suchten sich dem Gestopfe zu entwinden, um auf Seitenwegen, die ihnen von ihrer früheren Anwesenheit in Wilna her bekannt waren, in die Stadt hineinzukommen. Einer der Glücklichen, denen das gelang, war der bayrische Leutnant v. FURTENBACH, der mit mehreren Soldaten eine unfern gelegene Klosterpforte erreichte, die dort aufgestellte Schildwache niederschlug und so ins Innere der Stadt kam. Andere, wie BURKERSRODA, gaben den Versuch ganz auf und quartierten sich vorderhand in der auf der russischen Seite gelegenen und daher sehr exponierten Vorstadt ein, wo sie durch die halbzugefrorenen Fensterscheiben eines Ökonomiegebäudes zusehen konnten, wie mit großen Eiszacken behangene Figuren sich langsam dem Tore zuschoben.

Wir wollen den Leutnant v. BURKERSRODA in seinen Betrachtungen nicht stören, sondern uns vielmehr denen anschließen, die es endlich fertiggebracht hatten, in die einzige unzerstörte größere Stadt Rußlands, die das Heer auf seinem Rückzug passierte, einzudringen.

II. DIE GREUEL IN WILNA.

Noch einmal sollten die Erwartungen der »großen Armee«, die nun, wie ein Mitleidender sie voller Betrübnis nennt, eine »kleine Armee« geworden, aufs grausamste getäuscht werden. Denn wer noch hoffen konnte, der hatte auf Wilna die letzten Erwartungen gesetzt, auf Wilna, wo, wie man wußte, noch einige frische Truppen und vor allem reiche Vorräte zu finden waren, die NAPOLEONS weitblickende Vorsicht dort aufgespeichert hatte und aus denen — wie man wiederum hoffte — anders als in dem halbzerstörten Smolensk und an den kleinen Zwischenstationen die Nackten bekleidet und die Ausgehungerten endlich einmal völlig gesättigt werden würden.

Was aus dem größten Teil der frischen Truppen geworden, ist uns schon bekannt, und es wird dem Leser sofort ersichtlich sein, daß die Kräfte der jetzt auch auf kaum 2000 Mann herabgekommenen Division LOISON mit Einschluß der Bayern, der Reste der Garde und der Wilnaer Garnison nicht imstande sein würden, einem ernstlichen Angriff des Feindes, der jeden Augenblick zu erwarten stand, längere Zeit Widerstand zu leisten.

Aber die Vorräte waren da; in unermeßlicher Fülle lagerten sie in den Speichern. Nach französischen Angaben sollen Brot, Mehl und Zwieback für 100000 Mann auf 40 Tage, Fleisch an lebendem Vieh auf 36 Tage, an Wein und Branntwein 9 Millionen Rationen vorhanden gewesen sein. Dazu Massen an Gemüsen, Fourage, Kleidungsstücken, letztere besonders in einem Magazin der Universitätsgebäude, endlich über 3000 Gewehre und große Quantitäten an Pferdegeschirr und Munition aller Art.

Nun waren die Verhältnisse in Wilna die wunderlichsten von der Welt. Als Statthalter von Polen mit beinahe unumschränkter Vollmacht hatte MARET, Herzog von BASSANO, in der Stadt an der Wilia geherrscht. Ein treuer Diener seines Herrn und ein nicht ungeschickter Diplomat, war er doch der Lage nicht gewachsen. Schon der Umstand, daß er, ein Nur-Diplomat, auch militärische Funktionen ausübte, mußte bei der hereinbrechenden Katastrophe von verhängnisvoller Wirkung sein, zumal MARET in dem Wilnaer Gouverneur v. HOGENDORP einen wenig fähigen

Gehilfen hatte. Es darf hier noch einmal an dessen ungeschickte Behandlung Wredes und an die mangelhafte Ausrüstung der Loisonschen Truppen erinnert werden, die man sozusagen in Sommerkleidern in eine Kälte von — 30° Reaumur hinausschickte, der die Deutschen dieser Abteilung zum größten Teil, die gleichfalls dazugehörigen neapolitanischen Gardisten des Königs Murat fast ausnahmslos in ein paar Nächten erlagen. Eine Hauptaufgabe Marets bestand darin, die wirkliche Lage der retirierenden Armee möglichst zu verschleiern, zumal das diplomatische Korps der auswärtigen Mächte in Wilna seinen Sitz hatte. Dieses mußte, so lange es ging, in der Täuschung erhalten werden, daß alles gut stehe, wenigstens — als der Rückzug nicht mehr geleugnet werden konnte —, daß ein wohlgeordnetes Heer sich den Ufern der Wilia nähere. Aus diesem Grunde wurde in den Armeebefehlen von Korps und Divisionen gesprochen, als sie längst zu schwachen Pelotons herabgesunken waren, und in Wilna wurde Napoleons Sieg an der Beresina mit einer Ostentation gefeiert, die den Charakter dieses Sieges völlig entstellte. Glänzende Feste waren in Wilna ohnehin an der Tagesordnung. Schon bei der am Kaisersgeburtstage stattfindenden Illumination war vom Rathause das leuchtende *N* heruntergefallen, ein Ereignis, das an den Fall der Bellonastatue zu Berlin im Jahre 1806 erinnert. Mochten manche darin eine üble Vorbedeutung sehen: es gelang, den Glauben an Napoleons Allmacht und an die Unbesieglichkeit seines Heeres im großen und ganzen doch aufrecht zu erhalten, bis die gleich immer dichteren Wolken sich heranwälzenden Scharen der Flüchtigen vor dem hohen Tore erschienen.

Nun stob der Schwarm besternter Diplomaten und Generale auseinander, und die nach Kowno führende Straße bedeckte sich alsbald mit glänzenden Equipagen, auf die die abgerissenen Moskauer »Bettler« neidische Blicke warfen, bis sich der ganze Zug, in den sich Artillerieparks und Kassenwagen mischten, zwei Tage später an der Höhe von Ponari festfuhr, das groteskeste und vielleicht das traurigste der Schauspiele dieser Art.

Alle »Spitzen« verließen in hastiger Eile die Stadt, in der sie noch Pflichten zu erfüllen gehabt hätten: der Herzog von

Bassano, der General Hogendorp und andere. Selbst ein Mann von löwenartigem Mute, Held Murat, wird dem unrühmlichen Beispiel bald folgen. Er hatte völlig den Kopf verloren, der Held von Tarutino, seit es keine Schwadronen mehr gab, die er in tollkühnem Wagen opfern konnte. Eine unglückliche Wahl hatte Napoleon getroffen, als er diesem den Befehl über die Zurückgelassenen übergab. Hätte er dem zähen Davout, dem eisernen Ney in der Scheidestunde zu Smorgoni den Kommandostab in die Hand gedrückt — vielleicht wäre auch jetzt noch manches anders geworden. Vielleicht — doch es galt die Eifersucht der französischen Marschälle durch den Königstitel seines Schwagers zu beschwichtigen. In Wirklichkeit nützte freilich dieser höchstens dazu, die Abwesenheit des Kaisers um ein paar Tage länger geheim zu halten, da das in den Armeebefehlen beibehaltene *Sa Majesté ordonne* kaum erraten ließ, welche Majestät gemeint war.

Nichts trauriger als die Beratungen auf dem Wilnaer Schlosse, wo Berthier und Murat, gleich Partnern im Whistspiel, die Erteilung von Befehlen einander zuschoben, um die Verantwortung von der eigenen Person abzuwälzen. So war und wurde für nichts gesorgt, am allerwenigsten für die Unterkunft der auf den Straßen umherirrenden Soldaten. »Zwar waren unter Tags«, sagt Hauptmann Röder, »Offiziere an den Toren angestellt, die Leute anzuweisen, wohin sie sich begeben sollten, und auf der Munizipalität stand mit großen Buchstaben angeschrieben, welche Sammelplätze und Unterkünfte den Soldaten jedes Korps angewiesen seien (z. B. dem 4. Armeekorps das Kloster St. Raphael jenseits der Wilia). Daß dieses aber am Abend in einer großen unbekannten Stadt, wo man den Fragenden nicht verstand, nicht genügen konnte und schon unter gewöhnlichen Umständen nicht genügt haben würde, auch wenn jene Offiziere an den Toren verblieben wären, wie es nicht der Fall war, ist klar. Und so rannten dann die Zerstreuten aller Orten herum, entweder um die angewiesene oder doch vorerst irgend eine Unterkunft zu suchen.«

Was von den Isolierten — und die ganze Armee bestand jetzt eigentlich aus Isolierten — noch irgendwie zusammenhielt, suchte zusammenzubleiben. Martens ging in eins der beiden württembergischen Lazarette, in dem 600 kranke und verwundete Unter-

offiziere und Soldaten lagen und auch mehrere Offiziere, die zwei Zimmer des Gebäudes innehatten. Hier revanchierte sich der auf Stroh gebettete Major v. SEYBOLD für die Tasse Kaffee, mit der ihm jener an den Ufern der Beresina das Leben erhalten hatte. Bald floh der Leutnant diesen Ort des Jammers, wo er einen entkräf-teten Kameraden, den Hauptmann v. HAUG, am glühenden Ofen, gegen den er gefallen, lebendig braten sah.[1] Den Westfalen war das Franziskanerkloster als Sammelplatz angewiesen. Die Offi-ziere aber hatten sich mit ihrem General v. OCHS in einem Privat-hause einquartiert, wo sie gegen weitere Eindringlinge »die Haus-tür mit dem Entschlusse verrammelten, wie es auch komme, wenigstens eine einzige Nacht unter Dach und Fach zuzubringen.« Den Badenern war das Bernhardinerkloster bestimmt; doch blieben auch deren Offiziere, um den Grafen HOCHBERG geschart, in einem Privathause, dessen traurigen Anblick der Graf mit dem eines Spitals vergleicht, da er fast der einzige war, der bis dahin mit einem geringen Frostschaden davongekommen war. Um HOCHBERGS Behausung sammelte sich nun auch von Soldaten fast alles, was zur badischen Brigade gehört hatte. »Jeder glaubte hier einer Verbesserung seines Schicksals entgegensehen zu können.« Über diese »Verbesserung« weiß das Journal des badischen Leibregiments zu melden: »Man traf ein fürs Korps bestimmtes Depot. Alles wurde preisgegeben und an Offiziere und Soldaten so gut wie möglich ausgeteilt. Ein gewisser CA-PRANO war mit einem Weinlager aus Baden angekommen; gegen einen billigen Preis sollte er (*sic*) an einzelne des Korps verkauft werden, wo war aber hier an Ordnung und Abwarten zu denken? Jeder trank und nahm, was er bekam. Ebenso ging es auch mit den an Offiziere und andere geschickten Paketen; sie waren alle durcheinandergeworfen, und was einer habhaft werden konnte, war sein Eigentum.«

Doch das gibt erst einen recht schwachen Begriff von den Vor-

[1] Wenn es sich nicht um eine Verwechslung handelt, hat dieser Unglück-liche noch wochenlang mit seinen Wunden gelebt. Wenigstens wird in verschiedenen Aktenstücken des württembergischen Geh. Haus- u. Staats-archivs ein Hauptmann v. HAUG (Inf.-Regt. Nr. 2, Herzog Wilhelm) als am 6. Febr. 1813 zu Wilna gestorben gemeldet.

gängen. Wilna war nicht allein eine unzerstörte, es war auch die einzige von ihren Bewohnern nicht verlassene Großstadt. Aber die Einwohner verschlossen den einströmenden Kriegern ihre Türen. Bisher war es anders gewesen; die vornehmen Kreise hatten sich an dem gesellschaftlichen Treiben der Franzosen beteiligt, und noch bei den unlängst stattfindenden Festlichkeiten hatten schöne Litauerinnen mit den Offizieren der Garnison fleißig getanzt. Jetzt, wo das Unglück offenkundig hereinbrach, wandte man den Fremden den Rücken. Nur der Pole beherbergte sie, wie an den meisten Orten, durchweg bereitwillig. Polen waren z. B. die Bewohner jenes Ökonomiegebäudes, in dem BURKERSRODA mit andern sächsischen Offizieren einkehrte und mit gastlich dargebotener Flasche von dem Hausherrn empfangen wurde. Deutsche Handwerker, die in der Stadt lebten, nahmen sich wenigstens ihrer Landsleute hilfreich an. Nur einige Litauer, selbst einzelne Juden, folgten dem Beispiele. Manche Offiziere und Soldaten kamen bei ihnen recht glücklich unter, zumal wenn sie sich verpflichteten, dem Hause, das sie aufnahm, gegen die allgemein befürchtete Plünderung als Schutzwehr zu dienen. So fand LOSSBERG in der Behausung eines höheren Forstbeamten Unterkunft, obschon dessen Frau eine Stockrussin war. Er wurde hier mit reichlicher Speise und einer Flasche Medoc bewirtet und erhielt beim Abschied von seinem Gastgeber noch einen kleinen Vorrat an Spirituosen, Kaffee, Zucker und Salzfleisch mit auf den Weg. Auch warnte ihn sein Wirt, als es Zeit war, die Stadt zu verlassen, um nicht den Kosaken oder dem Pöbel in die Hände zu fallen, der, wie er richtig prophezeite, mit dem Abrücken der letzten Franzosen zu rasen beginnen werde. Wir könnten der Beispiele solcher einzelnen, denen es in Wilna verhältnismäßig gut ergangen, noch mehrere anführen, vermeiden es aber schon aus dem Grunde, weil sie durchaus kein typisches Bild ergeben würden. Denn es steht leider fest, daß von allen Greueln jener entsetzlichen Zeit die in Wilna vorgefallenen am entsetzlichsten waren.

Namentlich waren es die Juden, deren Habgier und Grausamkeit sich hier in der widerwärtigsten Gestalt zeigte. Gleich beim Eintreffen der Spitzen des Heeres mischten sie sich unter die

Soldaten und spähten mit funkelnden Augen nach den Kostbar-keiten, die sie noch immer bei den aus der reichen Zarenstadt Zurückgekommenen vermuteten. Schon in der ersten Straße, die er nach dem Passieren des Minsker Tores betrat, sah Suckow die schmutzigen Kaftans und die brandroten Fuchsmützen auf-tauchen, unter denen der spitze Judenbart hervorlugte. Sie hatten alles, was man haben wollte: Brot und Schnaps, auch Delikatessen und selbst Schlitten und frische Pferde. »Aber Geld mußte der Herr haben«, sonst hieß es »ist nich.« Selbst der kleine Mann, der nicht viel besaß, wurde schamlos ausgebeutelt. Sergeant Toenges ärgerte sich, als ein Judenweib einem armen Kerl für wenige Tropfen schlechten Fusels einen Franken abnahm.

Ergiebiger gestaltete sich für die Männer in den Spitzbärten der Handel mit den Offizieren, von denen manche von den in Wilna anwesenden Kriegskommissaren etwas ansehnlichere Summen empfingen. Suckow, der in dieser Lage war, trat mit einem Kameraden in die Speisewirtschaft eines Herrn Levi ein, der seinen Vorrat schon fast ausverkauft hatte. Für den Rest, ein paar Eier und zwei Flaschen Bier, forderte dieser sieben Silber-rubel, und als er deren nur vier erhielt, geleitete er seine Gäste mit den gemeinsten Schimpfreden aus dem Hause. Diese begaben sich darauf in das Café Lichtenstein, dessen Besitzer ein Glaubens-genosse des Herrn Levi war. Das Lichtensteinsche Kaffeehaus, eines der frequentesten Wilnas, spielte während des kurzen Aufenthaltes der durchziehenden Armee eine Rolle als Ver-sammlungslokal der Offiziere, auch der deutschen, namentlich der Württemberger, die ihr Hauptquartier darin aufgeschlagen hatten und deren Kriegskommissar in dem oberen Stockwerk des weitläufigen Gebäudes wohnte. Keiner dieser biederen Schwaben hat es unterlassen, der zweifelhaften Gastfreundschaft, die dort ge-boten wurde, wenigstens einige Zeilen zu widmen. Ein vielsagendes Bild Faber du Faurs hat einen der inneren Räume des Hauses fest-gehalten, der mit dem darin aufgespeicherten Kram mehr den Ein-druck einer Trödelbude als einer Wirtschaft macht. Hier sieht man Offiziere, zum Teil mit verbundenen Gesichtern, von Hebräern um-lagert, die mit prüfenden Blicken die Schätze mustern, die letzten Stücke aus Moskaus Palästen, die ihnen zum Kauf angeboten werden.

Währenddessen war Leutnant Yelin damit beschäftigt, die Brosamen von Tischen und Bänken zusammenzulesen.

Für die Bessergestellten hatte Herr Lichtenstein in anderen Zimmern seines Etablissements eine wohlbesetzte Tafel. Hören wir unsern Freund Suckow, der sich überall zurechtzufinden wußte und einen guten Teil seiner aus 14 Dukaten bestehenden Barschaft in ein Diner umsetzte, das trotz des minderwertigen Weines, der aufgetischt wurde, behagliche Erinnerungen in ihm hinterließ, zumal er Bestecke, Servietten und andere Luxusartikel fand, »deren wir uns seit mehr denn einem halben Jahre gänzlich entwöhnt hatten.« Auch Graf Scheler hat an dem Essen teilgenommen, und auf seinen Wunsch wurde ein französischer Husarenoffizier an die Luft befördert, seiner losen Reden wegen, die er gegen die Schwaben führte. Wiederum ein kleines Beispiel der vielen Reibereien, die zwischen den Angehörigen der verschiedenen Nationen vorkamen. Nebenbei bemerkt: Graf Scheler hat in diesen wirren Tagen Zeit gefunden, zwei — noch erhaltene — Meldungen an seinen König abgehen zu lassen.[1]

Übrigens erwachte, bei Deutschen wie Franzosen, an den Tafeln des Lichtensteinschen Restaurants für einen Augenblick wieder etwas von der heiteren Fröhlichkeit, die dem Soldaten so oft über die Strapazen des Feldzugs hinweghilft und die selbst in den Eiswüsten Rußlands momentweise emporblühte. Als Suckow, der unter den Kindern germanischer Rasse allerdings zu den Leichtherzigsten gehörte, den großen Billardsaal des Kaffeehauses betrat, ertappte er sich über dem Singen eines lustigen Liedchens, und er fand die Stimmung, sich in beschaulicher Muße das Treiben in diesem Lokal zu betrachten. Die gelungene Schilderung, die er davon entworfen, verdient in ihrer Totalität hier wiedergegeben zu werden:

»Wie soll ich ihn beschreiben, den Wirrwarr, der in diesem Saale herrschte! Dieser machte eine Operation, der er, nach dem Zustande seines Bartes zu urteilen, schon lange entfremdet sein mochte — er rasierte sich. Jener hatte sich ganz gemütlich in die Ecke eines komfortablen Divans gebettet und träumte dort vom

[1] Auch der Flügeladjutant Oberst Graf Beroldingen hat am 9. Dezember über die Lage nach Stuttgart berichtet.

lieben Vaterland, welches er jetzt doch mit etwas mehr Grund hoffen durfte zu erreichen, nachdem er sich in Beziehung auf Gefahren, Strapazen und Entbehrungen, mit einem schwäbisch-populären Ausdruck bezeichnet, ‚aus dem Groben gearbeitet hatte.' Ein Dritter wechselte vor versammeltem Publikum die Wäsche. Ein vierter hielt mit sichtlichem Wohlgefallen die Musterung ab über seine Kasse, deren Aufbesserung er dem Herrn Schönlin[1] zu verdanken hatte. Die Mehrzahl der Anwesenden endlich hatte sich bereits beim Würfelspiel beteiligt, das von den nun wieder lebenslustiger gestimmten jungen Männern auf dem grünen Teppich des vorhandenen Billards arrangiert war. Er bot ein reges Bild zu jener Stunde, dieser gefüllte Saal!

Kurze Zeit sah ich diesem Getreibe zu, als ich, ermüdet vom Marsch und durch so verschiedene Erlebnisse des heutigen Tages angegriffen, endlich nun auch ein Plätzchen suchte, wo ich diese Nacht mein müdes Haupt bergen könne. Lange blieben meine Forschungen erfolglos. Jeder Sessel, jeder Tisch, der kleinste Winkel in diesem weiten Saale hatte schon seine Insassen gefunden. Wo ich mich auch nahen mochte, von überall schallte es mir entgegen wie jenem armen Tamino in der Zauberflöte: ‚Zurück!' Nur ein Raum hatte bis jetzt noch keinen Liebhaber gefunden — der unter dem Billard! Schnell, um jede mögliche Konkurrenz abzuschneiden, lagerte ich mich dort, wenn ich mich auch ohne alle weiche Unterlage nicht gerade auf Rosen gebettet fühlte. Noch lange hörte ich über dem Plafond meines Schlafzimmers die Würfel klappern und die Ausrufe: ‚*Passe, manque, va banque, quitte à deux*' usw., bis ich endlich einschlief.«

Während Leutnant Suckow und seine Gefährten sich der eigennützigen Gastfreundschaft des Herrn Lichtenstein erfreuten, ging es der großen Menge draußen um so schlechter. Da sich die Häuser den armen Soldaten verschlossen, schlugen diese Türen und Fenster ein, drangen in die Behausungen, namentlich der Juden, wo sie sich eine schmutzige Lagerstatt teils wieder gegen schweres Geld erkauften, teils mit Gewalt eroberten, unter Mißhandlung der Insassen, die am folgenden Morgen dafür schwere Rache nehmen sollten. Schon während der Nacht wurden viele

[1] Dieses war der Name des württembergischen Generalkriegskommissars.

Kranke und Verwundete, namentlich Gardisten, aus den Betten auf die Straßen geworfen, wo sie bald umkamen.

Auch die reichen Magazine blieben der Mehrzahl nach ver- schlossen. Erst am Abend des 9. erschien ein Befehl, Lebens- mittel und Kleidungsstücke ohne langsame Verwaltungsformen auszuteilen. Jetzt wo es zu spät war! »Es fiel zu dieser Zeit nie- mand mehr ein,« sagt Röder mit bitterem Sarkasmus, »sich zum Empfang zu melden, noch gab es irgend jemand mehr, der zu Aus- teilungen aufzufinden gewesen wäre.«

Im Laufe des vorhergegangenen Tages war nur gegen Quittung und nur an Abteilungen noch bestehender Truppenkörper abgegeben worden, und wie wenige Regimenter waren noch in der Lage, solche zu entsenden! Und auch diese hatten die größte Mühe, etwas zu bekommen, wenn nicht die Bestimmungen bis auf den I-Punkt erfüllt waren. Trafen aber Kommandos verschiedener Regimenter, wohl gar von fremden Nationen, zusammen, so gab es die üblichen Raufereien. Ein klassischer Zeuge ist der gotha-alten- burgische Leutnant Jacobs, der selbst ein Kommando zum Brot- fassen geführt hat: »Es war Befehl gegeben worden, für vier Tage Lebensmittel zu empfangen, und der Oberst v. Egloffstein[1] schickte deshalb am Abend des 9. Dezember den Leutnant Jacobs mit 100 Mann und dem Befehl in das Brotmagazin, so viel als mög- lich desselben sich zuzueignen. Da dieses von dem Marktplatz sehr entfernt war und schon einzelne Kosaken in die Vorstädte einge- drungen waren, so gab er ihm auf alle Fälle 25 bewaffnete Karabiniers (die hundert übrigen Soldaten waren natürlich unbewaffnet) mit. Der Magazinverwalter verweigerte die Brotabgabe ohne Anwei- sung des *commissaire-ordonnateur*, und so sah sich der Offizier ge- nötigt, ihm zu erklären, daß er sich den Bedarf für sein Regiment mit Gewalt zu verschaffen wissen werde. Jetzt ging der Aufseher mit ihm auf den Brotboden, wo soeben der alten Garde ihr Brot sehr gewissenhaft zugezählt wurde. Er bat diese, sich etwas zu beeilen, aber sei es, daß sie sein Französisch nicht verstanden, sei es, daß der Magazinaufseher die Gardisten gegen ihn aufgehetzt hatte, er fand diese nicht nur nicht geneigt, seine Bitte zu erfüllen, sondern sah sich auch bald von ihnen umgeben und mit Gewalt nach der

[1] Kommandeur des Regiments Herzoge zu Sachsen (vergl. Einleitung).

Treppe zugedrängt. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als die 25 Karabiniers zu Hilfe zu rufen, die denn auch sogleich die Treppe heranstürmten und nun den Magazinboden schnell leer machten. Die übrigen hundert Mann folgten ihnen nach und füllten eiligst ihre Säcke mit den hartgefrorenen Broten, unter stetem Fluchen und Schimpfen des Magazinverwalters, der mit allen Behörden der französischen Armee der Reihe nach drohte.«

Endlich führte die Not auch in Wilna zur offenen Gewalt. In der Nacht zum 10. begannen die Verzweifelten, mit Hilfe von Einwohnern, die Vorratshäuser zu erbrechen, hauptsächlich Kleidermagazine, aus denen sich die Offiziere der Division Loison Soldatenkapots verschafften, für den Weitermarsch nach Kowno eine willkommene Beute. Auch gelang es, ein paar Speicher mit Lebensmitteln zu öffnen, aus deren Luken Brote und Mehlsäcke zwischen die Untenstehenden flogen, die sich darum balgten und schlugen. Als man sich endlich auch einiger Branntweinniederlagen bemächtigte, stürzte die Menge johlend hinein, zertrümmerte die Fässer, zündete selbst innerhalb der Gebäude Feuer an, und viele wurden ein Opfer ihrer wilden Orgien. Greulich, — doch wer wird es wagen, gegen diese Unglücklichen einen Stein zu erheben?

Währenddessen war der Wilnaer Markt der Schauplatz von in ihrer Art kaum weniger grauenhaften Scenen. Hier hatten die Häuflein der Loisonschen Division und der Bayern, die sich in treuer Pflichterfüllung wieder zusammengefunden, ihre Gewehrpyramiden aufgestellt, um sich in der eisigen Nacht — das Quecksilber des Thermometers zitterte wieder um das Merkzeichen des 30. Kältegrades — so gut es ging, zu erwärmen und das steinhart gefrorene Brot, das man aus den Magazinen herbeigeschleppt, zum Tauen zu bringen. »Aber oft mißglückte das Experiment, und das Eis wurde Kohle.« Von Zeit zu Zeit tauchten Schattengestalten aus den Nachbarstraßen auf, näherten sich den spärlichen Wärmequellen und baten um ein Plätzchen an den Feuern. Leutnant SCHAUROTH von den Koburgern redete seinen Leuten zu, einer kleinen Gruppe von Franzosen und Holländern diesen Dienst zu erweisen. Dabei sah er etwas, das er zeitlebens nicht wieder vergessen konnte:

»Kaum hatten diese ihre Plätze am Feuer eingenommen, so fiel auch einer von ihnen sogleich tot nieder. Er hatte noch nicht ganz seinen Kampf mit dem schwindenden Leben vollendet, so nahmen schon einige seiner Kameraden ihren Sitz auf ihm ein, um etwas weniger durch die Kälte zu leiden. Darauf entspann sich unter ihnen ein Streit um ein Stück gefrorenen Kommißbrotes, das einer der Holländer einem Gardisten für den Rest seiner Barschaft in der Höhe von 9 Franken abkaufen wollte. Da aber der Gardist mehr dafür verlangte, so wollte der Holländer seine geringe Barschaft wieder zu sich stecken. Er hatte jedoch durch Frost so gelitten, daß er statt der Finger nur noch die bloßen Knochen zu dieser Manipulation verwenden konnte, und so entfiel den traurigen Überresten seiner Hände auch noch das wenige, das ihm von seinem neben ihm sitzenden Kameraden sofort entwendet wurde. Hierdurch wurde in dem Besitzer des Brotes das Ehrgefühl eines Gardisten rege, und er nahm sich des Unglücklichen an — zu dessen Verderben. Beim Handgemeinwerden mit dem Täter wurde der Holländer umgeworfen, um nicht wieder aufzustehen. In der Hitze des Gefechts waren seine Beine, welche schon bis an die Kniee abgestorben waren, von dem Feuer ergriffen und bis auf die Knochen verbrannt worden, so daß es vor Gestank nicht auszuhalten war.«

Endlich war auch diese Nacht vorüber, und aufs neue ließ sich der Geschützdonner vernehmen. Ein baldiger Angriff war vorauszusehen gewesen, und einsichtige Vorgesetzte hatten die kurzen Stunden der Ruhe benutzt, um ihre Umgebung zu mahnen, sich für die letzten Märsche nach der nun in erreichbarer Nähe winkenden Grenze fertig zu machen. Graf Hochberg beschwor seine Offiziere, diesem Rate zu folgen. »Aber ausgestandene Fatiguen,« heißt es im Journal des badischen Leibregiments, »Krankheit, erfrorene Glieder und das Voraussehen ferneren größeren Elends brachten die meisten zum Entschluß des Bleibens.« So verlor Hochberg 74 seiner besten und brauchbarsten Offiziere, die in Wilna zurückblieben und größtenteils dort starben. Ähnliche Versuche wurden in andern Quartieren gemacht. Viele der Aufgeforderten antworteten mit Hohnlachen. »Dieses Lachen werde ich nicht vergessen«, sagt der ritterliche Hailbronner, der seiner-

seits in der Kaffeeschenke, wo er sich während des Eindringens der Feinde befand, rasch entschlossen ein Brot und ein Fläschchen Schnaps aufpackte und, nachdem er seinen letzten Taler auf den Tisch geworfen, zur Tür hinausstürzte. Hätten die Unseligen, die im Hause zurückblieben, vorausgesehen, welche Qualen ihrer harrten, sie wären doch noch mitgegangen; denn der Tod auf der Straße nach Kowno war immer noch leichter als das Hinsiechen in den Wilnaer Hospitälern. Es gab umgekehrt auch Leute, die partout mitwollten, obwohl die brandigen Glieder den Dienst versagten. Beim Abzug des Generals v. Ochs hängte sich ein westfälischer Hauptmann v. Bobers, früher preußischer Offizier, an den Wagen des Generals, bis ihm die Kräfte versagten. »Mit Schaudern«, sagt Borcke, »hörten wir seine letzten Laute verhallen, indem wir ihm, dem Rettungslosen, den Rücken wenden mußten.«

Das ereignete sich am Morgen des 10., als die Russen ernstlich in die Stadt eindrangen und die Kosaken alles niederstachen, was ihnen begegnete. Auch fanden noch einige Straßenkämpfe mit den Abziehenden statt. Es waren wieder die Truppen der Division Loison und die Bayern, die sich dem Feinde entgegenstellten. Doch müssen wir, um nicht ungerecht zu werden, daran erinnern, daß auch Franzosen, zumal von der alten Garde, Schulter an Schulter mit ihnen gekämpft haben. Als ein alter Sergeant Picart von der Kaisergarde den Generalmarsch hörte, schlug er seinem Kameraden Bourgogne, dem Memoirenschreiber, mit den Worten auf die Schulter: »Vorwärts Landsmann! Wir sind von der Garde, wir müssen die ersten unter den Waffen sein.« Und Bourgogne ging mit, obwohl er von der Ruhr ergriffen war, eine offene Wunde am Fuße hatte und das erste Glied des Mittelfingers seiner rechten Hand abzufallen drohte.

Deutsche und französische Tapferkeit haben am 10. Dezember 1812 gewetteifert: Ney und Loison neben Wrede. Der war tags zuvor oder in der Nacht vor die Wohnung des Marschalls gekommen, um ihm eine kleine Anzahl Reiter als Eskorte anzubieten, wenn er Wilna verlassen wolle. Da soll Ney wieder eins seiner lapidaren Worte von sich gegeben haben, die dem vierschrötigen Helden so gut standen: alle Kosaken der Welt sollten ihn für die Nacht

nicht aus der Stadt herausbringen. Das war ein anderes Wort, als die unziemliche Bemerkung MURATS, daß er sich nicht in diesem *pot de chambre* fangen lassen wollte, weshalb er noch am 9. nach einem am Kownower Schlage gelegenen Wirtshause abgegangen war.

Um die nach Kowno führende Straße zu erreichen, mußten NEY und WREDE ihre Truppen durch Seitengassen und Höfe führen, nachdem sie die Haufen der übrigen auf ihrer regellosen Flucht so lange wie möglich geschützt hatten. Sie nahmen dann eine Aufstellung an dieser Straße, bis das Gros der Fliehenden vorüber war, worauf sie wiederum die Nachhut bildeten.

Wehe denen, die zurückgeblieben waren! Es waren ihrer annähernd 10000, außer den etwa 5000 in den Hospitälern liegenden Kranken. Nach RÖDERS Angabe wurden noch an diesem Tage 500 in den Straßen ermordet, teils von Kosaken, zum Teil von den Juden. Die Angaben hierüber sind so zahlreich und so übereinstimmend, daß leider nicht im mindesten daran gezweifelt werden kann. Bei RÖDER, JACOBS, TOENGES, FURTENBACH, dem Dr. GEISSLER oder wie sie heißen mögen, bei Gebildeten und Ungebildeten, Deutschen oder Franzosen, auch bei den auf russischer Seite Stehenden findet man Anklagen über Anklagen gegen die feige Grausamkeit der Wilnaer Juden, die ihre Opfer eigenhändig zu Tode marterten oder den Kosaken überlieferten, denen sie sich dadurch zu empfehlen glaubten.

Auch der kleine SUCKOW wurde am frühen Morgen unter seinem Billard mit einem Fußtritt hervorgeholt und aus dem Café Lichtenstein geworfen. In fliegender Eile lief er die Trottoirs der Straßen entlang, wo die russischen Lanzenreiter schon ihre blutige Arbeit verrichteten. In schauerlichen Tönen drang das Wehgeschrei der Mißhandelten in das württembergische Spital hinein und verkündete den dort liegenden Kranken, was sie selbst von den eindringenden Feinden zu erwarten hätten. Übrigens haben sich, wie es LOSSBERG prophezeit worden war, auch die christlichen Wilnaer an dieser Schlächterei beteiligt, und nur die Polen bewiesen die alte Treue. RÖDER der noch längere Zeit in Wilna verblieb, hat erzählt, daß sie manchmal den Hebräern ihren Raub entrissen und sich selbst angesichts der Kosaken mit jenen herumgeschlagen hätten.

Wir können Wilna leider noch nicht verlassen. Auch die Opfer der folgenden Tage fordern ihr Recht.

Was in Smolensk und Moskau bei dem Wegzug der Streitbaren den Anschluß verfehlt hatte, war meist sofort abgeschlachtet worden. Auch in Wilna wurde, wie wir eben hörten, gemordet: aber die Unzahl der Zurückgebliebenen und manche andere Umstände ließen es nicht wohl zu, all den Tausenden ein gleiches Geschick zu bereiten. Der dem Ende sich nahende Krieg war etwas menschlicher geworden, wenn man es menschlich nennen darf, Gefangene, statt sie auf einmal abzutun, in tage- und wochenlangem Siechtum unter Entbehrungen aller Art verschmachten zu lassen.

Wilnas Klöster wissen davon zu erzählen. Wenn die Mauern dieser düstern Bauten reden könnten, die des Basiliusklosters vor allem, wohin man die gemeinen Soldaten aller Nationen zusammentrieb! Dr. Geissler, der in diesem Fall freilich nicht als Augenzeuge redet, aber doch wohlunterrichtet erscheint, erzählt in Übereinstimmung mit andern, daß die Leute in 13 Tagen nur etwas Zwieback, aber weder Holz noch einen Tropfen Wasser erhielten und »nur der in den Höfen liegende, mit Leichen bedeckte Schnee ihren brennenden Durst löschte.« Die Sterblichkeit war daher an diesem Orte ungeheuer. »Das St. Basiliushospital«, sagt der Engländer Wilson, der mit der Kutusowschen Armee in Wilna ankam, »bot den schrecklichsten Anblick dar: 7500 Leichen waren in den Gängen wie Bleimulden übereinander geschichtet; auch in allen anderen Räumen lagen solche herum; und die zerbrochenen Fenster und die Löcher in den Mauern waren mit Füßen, Beinen, Händen, Rümpfen und Köpfen, wie sie in die Öffnungen paßten, zugestopft, um die kalte Luft von den Lebenden fernzuhalten. Das Faulen des tauenden Fleisches, wo die Teile sich berührten und der Prozeß der Zersetzung vor sich ging, verbreitete ringsum einen leichenhaften Gestank.«

Die Zahl mag etwas übertrieben sein. Denn so viele Menschen hat man wohl kaum in ein Gebäude zusammensperren können. Aber das Aussehen der Toten hat der englische General auf Grund eigener Besichtigung geschildert:

»Als die gefrorenen Leichen zu zwanzigen oder dreißigen auf einmal in Schlitten fortgeschafft wurden, um in eine Grube außer-

halb der Stadt geworfen zu werden, waren die verschiedenen Stellungen, in welchen der Tod sie gelassen hatte, sehr merkwürdig zu beobachten: jede Leiche schien in einem Augenblick der Muskelanstrengung und tätigen Wollens erstarrt zu sein. Selten war Ruhe in einem der Glieder; fast alle drückten eine Bewegung von hoher Spannung, Schmerz oder Flehen aus, welcher die Augen entsprachen. Es war eine illustrierte Geschichte der Todesqualen, die dem sinnenden Betrachter reichen Stoff zum Denken gab.«

Übrigens war das Basiliuskloster eigentlich kein »Hospital« — wie es Wilson nennt — als vielmehr ein Gefängnis für solche, die noch hatten gehen oder kriechen können. Der Unterschied zwischen Kerker und Krankenhaus ist in diesem Falle freilich nicht groß, da die Schwerverwundeten und Kranken in den Lazaretten vor den Insassen des verrufenen Klosters nur wenig voraus hatten.

Von den württembergischen Hospitälern lag — nach Yelin — das eine in der Stadt nahe am Minsker Tore, das andere draußen vor demselben, unweit der Hauptstraße, auf der sich der Rückzug bewegte.[1] Die Lage des Gebäudes macht eine Bemerkung des Leutnants wahrscheinlich, laut deren dieses Spital von den Russen völlig ausgemordet worden sein soll. Auch in das andere drangen alsbald die Kosaken. Schrecklich lebte in Yelins Gedächtnis der Moment, als das Hoftor gesprengt wurde. »Die Unmenschen drangen zu uns herein und verbreiteten sich im ganzen Hause. Wir gaben ihnen alles, was wir hatten, und flehten auf den Knieen um Mitleid, aber alles umsonst. ‚Schelma Franzuski' war der Ausruf. Dabei schlugen sie uns mit ihren Kantschus, stießen uns mit den Füßen unbarmherzig, und da der Andrang von andern solchen Unmenschen sich immer wieder erneuerte, so kam es zuletzt so weit, daß sie uns nicht nur der Kleider bis auf die Hemden und der Teppiche beraubten, sondern auch wie die Hunde prügelten, sogar den armen Verwundeten die Verbände abrissen und sie durchsuchten, ob nicht da noch etwas verborgen sei, wodurch namentlich Leutnant Kuhn, dem eine Kugel bei Moschaïsk ein Stück aus der Hirn-

[1] Yelin spricht von zwei württembergischen Hospitälern, andere von einem. Aus den Akten ist die Sache nicht zu ersehen.

schale wegnahm, wie tot umfiel und erst nach langem Bemühen wieder ins Leben gebracht werden konnte.[1]«

Leutnant Julius v. Soden, der in demselben Gebäude lag, wurde von der entmenschten Bande mit ausgesuchter Bosheit auf die aufgebrochenen Füße und die schwarzen Zehen geschlagen, daß sie bluteten. Als bei den Kranken nichts mehr zu holen war, ließ man sie auf den nackten Steinfließen liegen, und sie mochten die kahlen Wände der Zimmer betrachten, während der Wind durch die zerbrochenen Fensterscheiben pfiff.

An Medizin war kaum zu denken. Schon zur französischen Zeit war es so gewesen, und nur wenige Lazarettanstalten sollen sich dank der Sorgfalt eines ausgezeichneten Arztes, des Dr. Desgenettes, in einigermaßen erträglichem Zustand befunden haben.

Am 8. November hatte der württembergische Generalchirurgus v. Schuntter seinem Könige in einem Berichte den Mangel und die Blöße in den Wilnaer Krankenhäusern dargelegt, und daß in denselben schon damals an 16000 Mann gestorben seien. Nach dem Einrücken der Feinde blieb alles, wie es war, wurde vielmehr noch schlimmer, zumal auch 18000 marode Russen sich um Aufnahme in die Hospitäler meldeten. Natürlich kamen die Kranken der großen Armee, wenn es sich um Verpflegung handelte, zu allerletzt an die Reihe. Die Kälte in den Zimmern ihrer Lazarette war so groß, daß, wie Soden und andere behaupten, innerhalb der Gebäude den Menschen die Glieder erfroren.

Manchmal schlichen sich die vor Frost Zitternden abends hinaus, um etwas Holz zu erhaschen. Ein paar Westfalen, die das versuchten, wurden dabei erwischt und halb tot geschlagen. Zwei Stabsoffiziere wurden buchstäblich von den Läusen aufgefressen.

Wer nicht den Wunden, dem Schmutz und Elend erlag, den raffte der Flecktyphus weg, der sich in Wilna zu einer heftigen Epidemie entwickelte, an der auch mehrere tausend Stadtbürger starben, darunter zahlreiche Juden. Die Gefangenen sahen darin eine Strafe des Himmels, da die Raffgier dieses Volkes auch mit

---

[1] Leutnant Kuhn (Inf.-Regt. Nr. 4) ist dennoch mit dem Leben davongekommen und später ins Innere Rußlands abgeführt worden, von wo er zurückkehrte.

Euer Königlichen Majestaet

pr. d. 28. Febr. 1813

melde ich allerunterthänigst, daß ich mich seit dem Abmarsch des Würtembergisch. Armée-Corps von Willna, daselbst mit denen in der Anlage beschriebenen Officiers im Spital befinde.
Eine Brustentzündung war der Anfall meiner Krankheit, und es fiel mir um so empfindlicher das Corps verlassen zu müssen, da ich sonst immer das Glück hatte gesund zu seyn.

Das vorher bestandene Spital war gut eingerichtet und erhielte seine Gelder immer richtig vom Handlungshaus Jacobi in Königsberg.

Die schnelle Retirade unserer Völker mußte den Major-Kriegs-Commissaire Schönlin die Meinung beygebracht haben, daß Königsberg mit Willna bald wieder in Communication stehen würde, derselbe hinterließ also bei seiner Abreise dem Commissariats Assistenten

ad 1/8. mit 1. B.

Keller, und 600 Stück Dukaten.

Bey der Ankunft der Russischen Armee in Wilna, wo das Würtembergische Spital das große Unglück hatte, von den Kosaken ganz geplündert zu werden, ware unsere Lage verzweiflungsvoll, besonders da wir Officier schon vorher alle unsere Bagage verlohren hatten, wir wurden wie auch die meiste der Soldaten, alles unseres Kleidungsstücke und unsere wenigen Geldvorraths beraubt, dabei sehr gemishandelt, ohne daß die mindeste Rücksicht auf Blessirte oder Kranke genommen wurde.

Diese traurige Lage dauerte 24. Stunden, und endlich erholten wir uns, und sahen in welchem elenden Zustande wir waren.

Unter diesen Umständen gabe ich dem Commissariats Assistenten Keller den Befehl, denen Officiers nach dem Maßstab ihrer Gage einen Vorschuß zu geben, damit sich solche wieder mit den nothwendigsten Kleidungsstücken versehen und gegen die strenge Kälte schüzen konnten.

Das Zusammentreffen aller Umstände, die Hierherkunft des russischen Hauptquartiers, die große Anzahl gefangener Würtembergischer Soldaten die sich im Spital befanden, dieß alles vermehrte unsere Ausgaben so sehr, daß wir beschränkter wurden, und in wenigen Tagen in die traurige Lage versezt zu sehen, wo wir kein Geld haben; bis auf die heutige Stunde erhielten wir von der Russischen Crone nichts als Anweisung zu Holz, welches wir aber nicht empfiengen. Durch Zufall erfuhr ich, daß ein Würtemberger Namens Joseph von Bietigheim sich hier befinde

und Geld-Geschäften mache, ich gabe sogleich dem Commissariats-Assistenten Keller den Befehl eine Summe Geld bei ihm zu negociren, dieser erhielt auch wirklich 300. R. Louisd'ors, nach einer von mir und dem Commissariats-Assistenten Keller ausgestellte Anweisung, auf Jacobi in Königsberg, oder Königliche Hofbank in Stuttgart.

Ich werde aber mir sehr angelegen sein lassen, dem Assistenten Keller unter meinem Credit in die Hand zu gehen.

Die Anzahl der Soldaten belauft sich gegenwärtig auf 463. Mann, sowohl die Officiers als Soldaten, haben meistens ihre Hände und Füße in dem Grad verfroren, daß man viele Finger und Zehen abnehmen mußte; bey dieser Gelegenheit kann ich nicht unterlaßen, Aller Höchst Denenselben den Ober- u. Spital-Arzt Sommer, wegen seinem ununterbrochenen Fleiß und den Commissariats Assistenten Keller wegen seinem Diensteifer in Aller Höchst dero Gnade allerunterthänigst zu empfehlen.

Den Tag nach der Ankunft des Russischen Kaysers Majestaet, kamen auch Ihre Hoheit Durchlaucht der Herzog Alexander und der Prinz Eugen von Würtemberg, hier an, ich machte sogleich Hoch Denenselben meine unterthänigste Aufwartung, Hoch Dieselben versicherten uns Ihren Schutz; der Herzog Alexander Durchlaucht, hat es auch sogleich thätig bewiesen, da mir 8. Fuhren Reiß-[illegible] uns, in Beschlag genommen wurden, durch Hoch dero Verwendung von der russischen Behörde wiederum erhielten.

Man spricht von Entlassung der deutschen Officiers, auch von einer weiter Transportierung, welches uns sehr unglücklich machen würde, da wir alle noch sehr schwach sind.

Die Mortalität ist in unserem Spital bei weitem nicht so stark, als in andern Spitälern. Von Officiers haben wir den Major v. Schaumberg, Oberlieutenant Bauer und Auditor Gnapp, verloren.

Ich werde alles aufbieten um dem Allerhöchsten Dienst in jeder Lage nützlich zu seyn, muß aber dabey allerunterthänigst bitten, die Allergnädigste Verfügung ergehen zu lassen, wodurch das hiesige Spital zu Erhaltung seiner Existenz die nötige Mittel an Geld erhalte.

Ich ersterbe in aller Unterthänigkeit

Willna den 30. Dec: 1812.

allerunterthänigst treugehorsamster
General-Major
von Roeder.

den ihnen genommenen Sachen geschachert hatte. Anderseits wurden freilich die jüdischen Händler den Kranken manchmal nützlich, indem sie sich bereitfinden ließen, denen, die noch etwas verstecktes Geld besaßen, Lebensmittel zuzuführen und Botengänge für sie zu besorgen.

Trotzdem war die Lage verzweiflungsvoll, zumal die nur Blessierten mit den Fieberkranken zusammenlagen und deren gräßliches Phantasieren mit ansehen und -hören mußten. Ein württembergischer Feldgeistlicher, Greber, predigte beständig in seinen Delirien, andere jammerten ununterbrochen nach der Heimat. Ein Bedienter des bayrischen Leutnants v. Hailbronner zerschellte sich sogar den Kopf an der Mauer.

Nach einer Angabe von Yelin starben an Offizieren, Militärärzten usw., die in dem württembergischen Lazarett gelegen, 30. Ein amtliches Verzeichnis von der Hand des Obersten v. Seeger beziffert die zwischen dem 10. Dezember 1812 und dem 11. Februar 1813 in diesem Spital gestorbenen Offiziere auf 26, die der überlebenden auf 29. Von den Badenern starben, gleichfalls nach amtlicher Angabe, bis Ende 1813 in Wilna 32 Offiziere. Noch weit größer als bei ihnen war der Prozentsatz der Todesfälle unter den Mannschaften. Seeger meldet, daß in der oben angegebenen Zeit von vier Wochen von 389 Unteroffizieren und Soldaten nicht weniger als 314 gestorben waren. Mit den Toten wurde kurzer Prozeß gemacht. »Jeden Morgen hörte ich,« meldet ein Zeuge, »wie im nebenanstehenden Zimmer die während der Nacht Verblichenen die Treppen hinuntergeworfen wurden.« Man stürzte sie auch über die Altane in den Hofraum, »was immer für uns ein durchdringendes, schauerliches Gefühl war, so daß wir an dem Herabrumpeln oder -plumpsen zählen konnten, wie viel in jeder Nacht gestorben waren.«

Die Roheit der Wachen und die Gefühllosigkeit der Aufseher überstieg alle Begriffe. Den Oberstleutnant v. Grolmann, einen der gebildetsten Offiziere des badischen Kontingents, ließ ein Lazarettinspektor die Stiege hinabstoßen, weil ihn das Erscheinen des Schwerverwundeten in seiner Muße gestört hatte.[1] Im Kloster

---

[1] Oberstleutnant v. G., der ein tapferes Schwert führte und eine ebenso ausgezeichnete Feder schrieb, starb einige Zeit nachher an den Folgen der

Dobraczin prügelte ein Saalwärter die Kranken mit dem Kantschu, wenn im Saal die Lampe erlosch und einer den Unhold aus seinem ewigen Branntweinrausch zu wecken wagte.

Auf noch raffiniertere Weise wurden die Unglücklichen gepeinigt. »Mitleidige Einwohner«, erzählt der weimarische Musikmeister Theuss, »hatten an die Eingänge Wasserbehälter gebracht; die russische Wache verunreinigte diese Gefäße auf die abscheulichste Art, und die armen Gefangenen wurden gezwungen, um nicht zu verschmachten, diesen ekelhaften Trank zu genießen.« Derselbe Zeuge will auch gesehen haben, daß vom Hunger Gefolterte, die sich aus ihren Höhlen hervorschlichen, um auf den Straßen zu betteln oder in Mist- und Kehrichthaufen nach Abfällen zu suchen, von Reitern und Wagen mutwillig überrannt, verletzt und sogar getötet wurden.

In ihrer Verzweiflung wendeten sich die Gefangenen, speziell die Offiziere, an den in Wilna eintreffenden Herzog Alexander von Württemberg, den Kaiser Alexander und den Großfürsten Konstantin, ebenso an die Damen des russischen Hofes, wobei verwandtschaftliche Beziehungen mehrerer süddeutschen Höfe geltend gemacht wurden. Es geschah auch von dieser Seite mancherlei; die Kaiserin-Mutter ließ es an Geldspenden nicht fehlen. Alexander und sein Bruder Konstantin besuchten selbst die Spitäler. Die hohen Herren waren entsetzt über das, was sie sahen. Sie versprachen Hilfe, die auch nach und nach gewährt wurde. Ein Teil der Offiziere wurde in Bürgerquartiere gelegt und besser verpflegt.

Sie erhielten jetzt auch viele Freiheit, konnten in der Stadt umhergehen und den weniger Bevorzugten, die noch immer in die freudlosen Lazaretträume gebannt waren, kleine Erfrischungen mitbringen. Es ist ergreifend zu lesen, wie sich die mageren Arme ausstreckten, wenn Leutnant Yelin von seinen Gängen in die Stadt zurückkehrte, wo er den Kameraden ein paar Äpfel gekauft hatte. Da sie zuletzt fast unbeaufsichtigt waren, so gelang es einzelnen zu entfliehen. Röder gehörte zu diesen; auch Yelin wurde von

---

vor und in Wilna erlittenen Unbilden, zu denen sich ein erlösendes Nervenfieber gesellte. Über das Martyrium dieses einen Menschen ließe sich ein eigenes Kapitel schreiben, wozu es hier an Raum gebricht.

einem deutschen Sattler dazu aufgefordert, doch hatte er sich durch sein Ehrenwort zum Bleiben verpflichtet.

Aber für die meisten kamen die Vergünstigungen zu spät. Nur etwa ein Zehntel war noch zu retten; die andern waren gestorben und verdorben oder erlagen noch nachträglich dem grassierenden Typhus.

Verwesungsdunst erfüllte ganz Wilna trotz des trockenen Mistes, der überall auf den Straßen angezündet wurde. Man suchte sich der Kadaver auf jede Art zu entledigen; haufenweise wurden sie verbrannt; dann, als das zu teuer wurde, in die Wilia geworfen, die sie andern Gewässern zuführte. Nur wenige der höheren Offiziere fanden die Ruhe des Friedhofs; unter den Württembergern der erst unlängst zum General ernannte Oberst v. ROEDER, der, »solange er wirken konnte, alles zur Hilfe der andern versuchte«, bis auch ihn der unerbittliche Tod hinwegnahm.[1] Er war der einzige, »dessen irdische Hülle ein Sarg barg.« Sang- und klanglos verschwanden die anderen; selbst die toten Körper waren vom Feinde oft geschändet worden.

Das waren die »Leichengreuel von Wilna«, unter allen, die das unselige Jahr 1812 gebar, die widerwärtigsten.

[1] Dieser ROEDER ist natürlich nicht zu verwechseln mit dem hier oft genannten hessischen Hauptmann gleichen Namens, der ebenfalls in Wilna gefangen war. Einen schönen Beweis der Tätigkeit des württembergischen Generals für seine Untergebenen liefert der in Faksimile beigegebene, übrigens aus naheliegenden Gründen sehr vorsichtig gehaltene Brief an den König von Württemberg vom 30. Dezember 1812. Acht Tage später, in der Nacht auf den 6. Januar 1813, ist General v. ROEDER verschieden.

III. VON WILNA BIS KOWNO.

Während diese namenlosen Greuel in der Stadt an der Wilia vorfielen, suchte das unglückliche Heer die äußerste Grenzstadt auf russischem Boden zu erreichen: Kowno, dasselbe Kowno, wo es um sechs Monate früher in seiner kriegerischen Pracht über die Höhen gezogen war, die die waldigen Ufer des Njemen umkränzen.

Noch hatte man 15 Meilen, drei starke Tagemärsche, bis dorthin zurückzulegen. Die Verhältnisse waren im ganzen dieselben, wie auf den Märschen zwischen der Beresina und Wilna. Immer dasselbe Elend, Frost, Hunger, Mord- und Brandscenen, die wir nicht wiederholen wollen. Noch immer starben in den bitterkalten Nächten ganze Biwaks dahin. Eine französische Dame, die Marschallin Oudinot, die ihrem an der Beresina verwundeten und später durch Hammersteinsche Reiter vor den Kosaken geretteten Gemahl nach Wilna entgegengereist war, sah im fahlen Morgengrauen Reihen stummer Männer an erloschenen Feuern sitzen — regungslos alle. Der Todesengel war darüber hinweggerauscht und hatte mit den Funken der verglimmenden Asche die müden Seelen hinweggenommen.

Neben solchen oft von uns geschauten Bildern hat aber die Signatur dieses letzten Rückzugsabschnittes doch wieder allerlei Auszeichnendes, das sie von den früheren nicht unwesentlich unterscheidet.

Noch einmal hatte der Zug des Heeres ein etwas anderes Aussehen gewonnen. Anfangs sah man wieder wohlerhaltene, selbst glänzende Karossen auf der Straße, die Wagen der aus Wilna geflüchteten Beamten, auch solche von Generalen und höheren Offizieren, deren Mittel es noch gestattet hatten, sich in der Stadt neues Fuhrwerk zu verschaffen. Vor der Ankunft in Wilna war das anders gewesen, da ja die meisten Fahrzeuge an der Beresina stehen geblieben waren. Martens hebt das ausdrücklich hervor.

Aber auch die neue Herrlichkeit dauerte nicht lange. Schon eine Stunde hinter der Stadt war die Enge von Ponari zu passieren. An dieser Stelle, am sogenannten »großen Steg«, fuhr die ganze Menge fest. Schon zwei Tage vorher war durch die ersten der aus

Wilna Fliehenden eine Stauung eingetreten. Dem am 8. Dezember zur Bedeckung des Marschalls St. Cyr hier durchpassierenden bayrischen Hauptmann Maillinger war es gelungen, einen der zurückgebliebenen Reisewagen Napoleons wieder flott zu machen, zur großen Freude des ihn begleitenden Kammerdieners, der Maillingers Soldaten reich beschenkte. Um sich zu erleichtern, warf der Diener die kaiserliche Feldbettlade und einen Mantel-sack mit Leibwäsche heraus, die die Bayern unter sich verteilten. Die Bettlade nahm der Leutnant Friedrich v. Schintling mit nach Polen, wo er sie wahrscheinlich verkauft hat.

In den folgenden beiden Tagen hatte sich die Masse von Karren, Equipagen und gefallenen Pferden unaufhörlich vermehrt. Ein unbeweglicher Klumpen sperrte am 10. die Passage, ganz wie an der Beresina, die als typisches Bild in den Berichten abermals zum Vergleich herangezogen wird. Wieder fielen die alten Scenen vor, aber auch manche burleske. »Ein komisches Incident«, sagt in seiner eigentümlich französelnden Sprache Fürst Thurn und Taxis, »erheiterte für einen Augenblick dieses *coup d'oeil.* Junot kam dazu, als einige Franzosen seinen Wagen gaspillierten (plünderten). Er erklärte ihnen auf die drolligste Weise, daß er wenigstens eben so viel Recht dazu habe als sie und bemächtigte sich eines mit Diamanten besetzten Ehrensäbels und einer ganz neuen reichgestickten Galauniform, die er auch gleich, statt seiner nicht wenig abgetragenen, anzog. Mich amüsierte dies sehr.«

Manchen Westfalen hatte Junot für die Erhaltung dieser kostbaren Equipage geopfert, die nun doch verloren ging.

In anderer Art interessant ist ein Auftritt, den der Bayer Gravenreuth aus dem Defilee von Ponari mitteilt. Bei einem Versuche, seine Kanonen die Höhe hinaufzubringen, stieß er auf einen Wagen, aus dem ein französischer Offizier stieg, der ihn um Hilfe bat. »Sehen Sie nur, wer in dem Wagen sitzt,« sagte er zu Gravenreuth, »es ist eine Dame, die vom Kaiser sehr protegiert wird.« Gravenreuth fand ein reizendes Geschöpf, das ihn fragte, ob es denn gar nicht möglich sei, den Berg hinaufzufahren. Er ließ durch seine Kanoniere den Wagen schieben. Man kam aber nicht weiter als 10—15 Schritte. Als die Dame sich überzeugte, daß

nichts zu machen sei, »dankte sie auf das verbindlichste, stieg mit einem schönen Fuß aus dem Wagen, nahm eine Kassette unter den Arm und ging ganz entschlossen, geführt von ihrem Diener und Begleiter, den Berg hinauf.«

An der Wahrhaftigkeit des Erzählers ist nicht zu zweifeln. Wer aber mag die »vom Kaiser protegierte Dame« gewesen sein, die GRAVENREUTH um die Gefälligkeit ersuchte? Vielleicht die NAPOLEON persönlich bekannte Gattin irgend eines höheren Offiziers. Vielleicht dürfte aber an eine geheimnisvolle Geschichte aus dem Leben des großen Cäsars zu denken sein, die sich während des Rückzuges aus Rußland zugetragen haben soll. In den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts starb in Porto Alegre in Brasilien ein uraltes Wesen, eine Französin, AMÉLIE BONCHAMPS. Nach ihrem Tode soll man einige Zeilen Napoleons bei ihr gefunden haben, die sie in einem Säckchen um den Hals getragen hatte. Der Inhalt deutete auf ein flüchtiges Verhältnis hin, das der Kaiser in Rußland mit der Dame gehabt, deren Eltern, wie so viele, von den russischen Barbaren hingewürgt worden waren. Letzteres hatte sie selber erzählt, das Geheimnis ihres Lebens aber mit ins Grab genommen. Sollte es der Zufall gefügt haben, daß der bayrische Freiherr v. GRAVENREUTH mit derjenigen zusammengetroffen, in deren Armen der große Mann in diesen Tagen namenlosen Unglücks geruht hat? Wer kann es sagen?

AMÉLIE BONCHAMPS, oder wer es sonst gewesen, war nicht die einzige, die an der Höhe von Ponari schmerzlichen Verlust erlitt. Hier soll die letzte badische Kanone stehen geblieben sein. Auch die Bayern mußten ihre Geschütze verlassen. Noch in der vorhergegangenen Nacht hatten sie ihrem Artilleriekommandeur, Oberst v. ZOLLER, eidlich versprochen, alles nur Mögliche zur Fortschaffung der Kanonen aufzubieten. Besonders schwer fiel GRAVENREUTH der Abschied von seinem Liebling »Mars«, einem sehr gut treffenden Geschütze, das bei Wagram eine »Dulle« nahe der Mündung erhalten hatte. »Es war der härteste Schlag, der einen Batteriechef treffen konnte«, klagt der Hauptmann. Kaum wußte er bei der »eisigen Schwäche« seines Kopfes, ob alle Rohre vernagelt seien. Nur den Hessen war es gelungen, ihre Donnerbüchsen zu retten, was den Prinzen EMIL mit berechtigtem Stolz erfüllte.

Mit Ach und Krach war der Wagen des Generals v. Ochs mit dessen krankem Sohne durchgekommen, indem der französische General Allix, der sich zu jenem gesellte, das Fuhrwerk lenkte. Auch Wrede hatte einen Wagen retten können. Die meisten, denen das glückte, waren rechtzeitig nach links oder rechts ausgewichen, um auf ungebahnten Seitenpfaden, manche bis an die Brust im Schnee versinkend, die an sich gar nicht bedeutende Höhe zu gewinnen. Sergeant Toenges wagte zwischen den Wagen hindurchzukriechen. Natürlich wurde wieder gestohlen, was das Zeug halten wollte. Leifels z. B. kam auf diese Weise zu einem Mantel, dessen er sich nicht lange erfreuen sollte, da er ihn zwischen Kowno und Königsberg um eine Nachtherberge hingab.

Aber das Defilee von Ponari ist durch einen Raub ganz anderer Art berühmt geworden. Hier gingen die letzten der Trophäen von Moskau verloren; auch ein großer Teil eines nach Millionen zählenden Kriegsschatzes, der dem Straßenraube anheimfiel. Wir sind solchen Plünderungen schon manchmal begegnet. Doch hat die von Ponari aus zwei Gründen ein besonderes Interesse: erstens als das großartigste Exempel seiner Art; dann auch, weil es wirklich festzustehen scheint, daß Marschall Ney es selbst gewesen, der, das Zwecklose eines weiteren Transportversuches einsehend, das Signal oder die Erlaubnis zum Aufbrechen der Wagen gegeben hat. Ney, der Tapferste der Tapferen, der durch sein Verhalten am Dnieper, in Wilna und bald darauf noch einmal in Kowno diesen Namen verdient hat, konnte sich eine solche Freiheit herausnehmen.

Jedenfalls ist von der erteilten Erlaubnis allerseits Gebrauch gemacht worden. Deutsche und Franzosen haben sich mit seltener Eintracht in die funkelnden Napoleons geteilt, und es wird von verschiedenen Augenzeugen bestätigt, daß, als später die Kosaken erschienen, auch diese sich auf die geöffneten Wagen stürzten, ohne sich um die Nationalität der mit ihnen in friedlicher Gemeinschaft beschäftigten Goldsucher zu kümmern. Sie mochten voraussehen, daß ihnen auch die von jenen weggeschleppten Gelder kaum entgehen konnten, da die Mehrzahl der mit dem »verlockenden Metall« Beladenen ihren Lasten bald erliegen mußte.

Man mag die Auftritte mit Borcke »empörend« finden; aber wer möchte ihm beipflichten, wenn er, aus der Ferne langer Friedensjahre auf den Vorgang zurückblickend, im Tone sittlicher Entrüstung ausruft: »An der Anhöhe von Wilna gingen die letzten Spuren der Armee, Ehre, Kräfte und Geld verloren!« Die Lage war eine ganz außerordentliche, und Marschall Ney, der doch auch Verständnis für »Ehre« besaß, mochte wohl wissen, was er tat, als er, nach Gourgauds und anderer Behauptung die Geldkasten öffnen ließ. Auch Hauptmann Röder gesteht die Teilnahme seiner hessischen Landsleute an der Aufteilung der gefundenen Schätze ganz offen zu, ohne sie im geringsten zu tadeln.

Ein paar für sich fahrende Kriegskassen deutscher Regimenter, u. a. die der Hessen, wurden in das allgemeine Schicksal nicht verflochten. Auch ein Teil der kaiserlichen Kassenwagen war schon durch. Wir werden ihnen und ihren deutschen Begleitmannschaften später noch ein Wort zu widmen haben.

Für jetzt muß etwas zurückgegriffen werden. Schon der Rückzug bis zum Defilee von Ponari war nicht unangefochten geblieben. Er wurde noch immer von den Bayern, den Resten der Garde und den Truppen der Division Loison gedeckt, die die Scharen der Flüchtlinge vor sich hertrieben. Die Nachhut bildete das 4. Regiment (Herzoge zu Sachsen) und die Frankfurter. Mit ziemlich heiler Haut kamen noch die Bayern durch. Wenigstens sagt Furtenbach, daß sie keinen Teil an den Kämpfen des 10. Dezember genommen hätten. Jedenfalls hatten die Loisonschen Truppen die Hauptarbeit des Tages zu leisten.

Kaum hatten sie die letzten Häuser Wilnas verlassen, als sie sich von den schwarzen Massen russischer Kavallerie eingeschlossen sahen, die mit Schlittenkanonen die dichtgedrängte Kolonne beschossen. Die Lage ist wieder mit der bei Wiäsma und Krasnoi zu vergleichen. Anfangs gingen die Schüsse zu hoch. Sie rasselten in den Gewehren und beschädigten nur wenige.

Ein Sergeant der Grenadierkompagnie des 4. Regiments der deutschen Fürstendivision, namens Rothe, der, in den Tschako getroffen, von der Wucht des Schlages niederfiel, richtete sich mit den Worten: »Die Beine sind noch ganz, aber der Kopf brummt«,

vergnügt wieder auf und zog weiter. Ernster wurde die Sache, als die 2. Brigade der Loisonschen Division, durch einen Angriff der Kosaken von der Straße abgedrängt, eine tiefe Schlucht zu passieren hatte, von der aus das Wiederersteigen des Straßenrandes Schwierigkeiten bot. Diese Lage benutzten die Kosaken zu einem neuen Anfall, bei dem einer der verdienstvollsten Offiziere des weimarischen Kontingents, der Hauptmann v. Crayen, gefangen wurde, nachdem er einem Kosaken die Lanze von der Faust abgehauen hatte. Kapitän v. Crayen ist am 14. März 1813 in einer der Wilnaer Pesthöhlen dem Typhus erlegen.

Inzwischen hatten die Russen ihre bisher auf den Hügeln postierte Schlittenartillerie von den Höhen herabgezogen, und ihr Feuer wurde wirksamer. »Jetzt riß jede Kugel sechs und mehr Mann nieder,« sagt Leutnant Jacobs, »und der Verlust mehrte sich von Minute zu Minute.« Es war wieder ein Kampf von Wehrhaften gegen halb Wehrlose. Die Artillerie der Loisonschen war verloren, ihr Kleingewehrfeuer vermochte den Gegner nicht zu erreichen. Ihre Kavallerie bestand in einem einzigen Polen, den Leutnant Schauroth mehrmals »erfolgreich« gegen die Feinde anreiten sah, bis er durch den unglücklichen Schuß eines sächsischen Soldaten sein Pferd einbüßte.

Ein bedauerliches Mißgeschick traf das 2. Bataillon des 4. Regiments. »Es zog sich«, berichtet wieder Jacobs, »etwas zu weit links, wahrscheinlich, um sich in der Nähe eines zerstörten Hauses eine festere Position zu suchen. Der Feind, diese zu entfernte Aufstellung sogleich bemerkend, warf sich zwischen die Hauptkolonne und das 2. Bataillon, um es in seiner linken Flanke anzugreifen. Das 1. Bataillon des Regiments der Herzoge zu Sachsen kehrte sogleich um, und nach einigen von ihm getanen Schüssen zog sich die feindliche Reiterei zwar aus dem Intervall der beiden Bataillone heraus, warf sich aber mit Blitzesschnelle auf den rechten Flügel des 2. Bataillons, und, sich so gegen das Feuer des 1. sicher stellend, griff sie das andere mit solcher Kraft an, daß es nicht imstande war, ein Viereck zu bilden, sondern, in einen Knäuel aufgewickelt, vor den Augen des 2. Bataillons zusammengehauen und überritten wurde.«

Durch diesen Unglücksfall verlor das Regiment ein Drittel

seines Bestandes. Auch die anderen Teile der Division hatten starke Verluste erlitten. So erreichte man das Defilee von Ponari. Auch hier kam es wieder zu einem Kampfe. Die Feinde mochten den Augenblick für günstig erachten, um dem 4. Regiment den Garaus zu machen. Leutnant Jacobs erzählt weiter: »Da die Truppen sich rechts von der Straße abziehen und eine steile Anhöhe hinauf marschieren mußten, so sammelten sich die feindlichen Kürassiere und Kosaken zu einem neuen Angriff auf dieselben. Diesem entging zwar das 4. Regiment glücklich dadurch, daß es sich in das Wäldchen am Fuße der Anhöhe zurückzog; aber, kaum dort angekommen, wurde es von einem Schwarm Kosaken, die weder Gehölz noch Berge scheuten, in der Flanke angegriffen, und nun versuchte alles in stürmischer Flucht die Anhöhe zu ersteigen. Nur einige entschlossene Unteroffiziere und Soldaten feuerten, hinter Bäumen stehend, auf die Kosaken, die denn nun auch von dem weitern Versuch, den Berg zu erklimmen, abstanden. Als das Regiment die Anhöhe erstiegen hatte, fand es die Division oben auf dem Plateau in Vierecke aufmarschiert und erhielt sogleich den Befehl, sich ebenfalls in ein Karree zu formieren. Die russische Kavallerie, die auf einer andern Seite den Berg ebenfalls erstiegen hatte, griff gerade in diesem Augenblicke einige Regimenter an, wurde aber durch ein paar wirksame Gewehrsalven zurückgeworfen und beunruhigte für diesen Tag die Division nicht weiter. Diese setzte noch mehrere Stunden lang ihren Weg fort, marschierte bei dem Biwak der Bayern vorbei und erreichte endlich, schon spät am Abend, die Trümmer des Dorfes Mikity, wo sie Befehl erhielt, zu halten und die Nacht hinzubringen.«

Das war der Kampf des 4. Regiments am 10. Dezember. Die Arbeit dieses Tages war so hart gewesen, daß, als endlich um 10 Uhr abends Befehl zum Halten gegeben wurde, die Leute trotz der großen Kälte sich von Schweiß völlig durchnäßt fanden. Der Führer der Division Loison hatte sich seiner Truppe würdig gezeigt. Er hätte deren Verluste vielleicht mindern können, wenn er nicht bis fast zuletzt an einem Rückzug in Staffeln festgehalten, der in dieser Lage seine Bedenklichkeiten hatte. Aber an persönlichem Mut hat der General Loison mit seiner Mann-

schaft gewetteifert. »Obgleich unserem kommandierenden General,« sagt Freiherr v. SCHAUROTH, »nur noch ein Arm zu Gebote stand[1]), so war doch stets auf den gefahrvollsten Stellen des Kampfplatzes als letzte Waffe s e i n e hochemporgehobene Degenspitze zu sehen.«

Am folgenden Tage kam es bei Ziszmori abermals zum Kampfe. Jetzt hatten die Bayern die Nachhut. Marschall NEY, der sich bei WREDE befand, nahm das Gefecht an, da ihm der Generalstabschef BERTHIER wegen des eiligen Rückzugs der Arrieregarde Vorwürfe gemacht hatte. NEY war nicht der Mann, solche zu ertragen.

Das Schicksal der Bayern an diesem Tage zeigt eine gewisse Ähnlichkeit mit dem des Regiments der Herzoge zu Sachsen am 10. Dezember. Die 19. Division, in Wirklichkeit eine schwache Kompagnie, wurde von der 20. getrennt und darauf beide einzeln vom Feinde angegriffen, die erstere umzingelt und gefangen. Ihr Führer, General LAMOTTE, war verschwunden. Es gelang ihm, mit einigen Offizieren über den Njemen zu entkommen. Major v. JETT, an den das Kommando übergegangen, zog sich mit den letzten Mannschaften in ein Bauerngehöft zurück, in dem er sich, von Kosaken eingeschlossen, einem russischen Offizier ergab, auf dessen ehrenwörtliche Versicherung hin, daß die Soldaten ihr Eigentum behalten sollten. Major v. JETT hatte seinen Glauben an die Loyalität des Russen bitter zu bereuen. »Nach einer Viertelstunde«, sagt der bei dieser Gelegenheit mitgefangene Sergeant SCHÖBERL, wurden alle »rein ausgeplündert.«[2]

Nur wenig besser kam die 20. Division davon. Unter beständigen Kämpfen gelang es ihr, bis Rumsziszki zurückzuweichen. Am Morgen des 12. Dezember passierten etwa 40 Offiziere und Soldaten den Njemen. WREDE, der selbst mit kleinem Gefolge nach Kowno geeilt war, hatte den Überbleibseln den Befehl gegeben, nach dem südwestlich von dort gelegenen Balwierzisky zurückzugehen, wo sich das bayrische Depot unter dem Oberstleutnant v. THEOBALD befand. Mit diesem wurden sie vereinigt. Sie gingen darauf in der Richtung nach Plozk zurück, das dem 6. Korps als Sammelplatz angewiesen war und wo aus Bayern

[1] Den andern hatte er in einem früheren Feldzuge eingebüßt.
[2] Major v. JETT selbst ist in Wilna gestorben.

abgesandte Ergänzungsmannschaften eintrafen. Von unseren bay=rischen Freunden, die uns bis in die letzten Tage getreulich mit Nachrichten versorgten, kam Gravenreuth glücklich nach Plozk; mit ihm der typhuskranke Batteriechef Widnmann. Furtenbach war in Kalwaria gefangen worden, wohin — noch über Balwier=zisky hinaus — die Feinde die Verfolgung fortgesetzt hatten. Seine Gefangennahme erfolgte unter Umständen, die abermals auf die Rachsucht und den Verrätersinn der polnisch=litauischen Juden ein häßliches Licht werfen. Er war mit mehreren Kameraden am 14. Dezember dort angelangt. Sie hatten einen Hebräer ge=prügelt, weil er den Durchfrorenen die Stube nicht heizen wollte. Als am Morgen des 15. der Oberleutnant Braun, einer von Furtenbachs Kameraden, an das kleine Schubfenster der Hütte trat, in der die Bayern genächtigt, sahen sie Lanzenreiter, die sie anfangs für polnische Ulanen hielten, aber zu ihrem Schrecken bald als Kosaken erkannten. Die Tür öffnete sich, und der am Vorabend geprügelte Jude trat herein und überlieferte die rettungs=los Verlorenen den mitgebrachten Kosaken, die die Beute mit ihm teilten. Von einer Bäuerin erfuhr Furtenbach noch am selbigen Tage, daß die Judenschaft auch in Kalwaria ihr eigenartiges Doppelspiel getrieben, indem sie den polnischen Kommandanten des Ortes, der sich gut mit ihr gestanden, vom Herannahen des Feindes, diesen aber von dem Abzug des Kommandanten in der Stille benachrichtigt hatte. So hatten die einquartierten Bayern und Franzosen die Zeche zu zahlen. Auch der bayrische General v. Vincenti, der sich in den elendesten Umständen auf dem Edel=hofe von Kalwaria befand, wurde dort gefangen. Er starb noch an demselben Tage, dem 15. Dezember. Furtenbach wird uns im letzten Kapitel als Gefangener wieder begegnen. Unter nicht minder traurigen Umständen als jener in Kalwaria langte ein anderer unserer bayrischen Chronisten, der Leutnant v. Hail=bronner, in Kowno an. Auch Major Thurn und Taxis war in Wredes Gefolge dort angekommen und ging mit diesem später ebenfalls über Kalwaria und Lyck nach Plozk.

Die Trümmer der Loisonschen Division, die bei Rumsziszki durch das schon früher von Wilna zurückgeschickte Bataillon Anhalt (1. Bataillon des 5. Regiments der Fürstendivision) aufge=

nommen worden waren, trafen am 12. Dezember gleichfalls in Kowno ein, wo sie Zustände vorfanden, die zwar denen in Wilna nicht unähnlich waren, sich aber doch von jenen auch wieder so charakteristisch unterscheiden, daß sie, schon um irrtümliche Auffassungen zu vermeiden, besonders beleuchtet werden müssen.

Die Verhältnisse waren viel kleiner geworden. Abermals hatte sich die Zahl der Flüchtenden erheblich vermindert. Immerhin war sie groß genug, um das im Vergleich zu Wilna weit unbedeutendere Kowno bis auf den letzten Platz zu füllen. Dieselben vollgestopften Häuser, dieselben Wachtfeuer auf dem Markte; dasselbe Gedränge auf der Njemenbrücke wie in den Torstraßen von Wilna. Die Zahl der noch Waffenfähigen war auf ein Minimum herabgesunken. Verschwunden waren die Bayern; auch die Division Loison war, wie trauernd einer ihrer Offiziere schreibt, am 12. Dezember »als aufgelöst zu betrachten«.

Nur das 2. Bataillon (Lippe) des 5. Regiments, das als Besatzung in der Stadt geblieben, war eigentlich noch als geordnete Truppe zu betrachten. Ihr fiel naturgemäß die Aufgabe zu, den Ort so lange zu halten, bis die formlose Masse der übrigen sich über den Njemen hinweggewälzt haben würde. Die Truppe hat der an sie gestellten Aufgabe nicht vollkommen entsprochen, wenn auch nicht so schlecht, wie französische Schriftsteller behauptet haben. Und wer möchte sich darob wundern, wenn er das närrische Spiel des Schicksals bedenkt, das die Aufgabe der Verteidigung der Trümmer des großen Heeres den Kleinsten der Kleinen zuschob, den Bückeburgern und den Lippe-Detmoldern? Zudem hatte die Verwirrung in Kowno wieder einen Grad erreicht, der es den Verteidigern fast unmöglich machte, geschlossen zusammen zu bleiben. Von den fünf Kompagnieen des Bataillons Lippe haben sich daher drei, die der Gouverneur von Kowno auf kleine Piketts und Wachen verteilt hatte, alsbald verkrümelt, und nur zwei, die des Hauptmanns Falkmann und die des Kapitäns Barckhausen, haben eine Rolle bei der Aktion gespielt. Das war um so natürlicher, als nach den in Wilna gemachten Erfahrungen zu Kowno die Magazine der Menge preisgegeben wurden und alsbald eine allgemeine Plünderung begann, in so wilder und wüster Art und von so verderblichen Folgen für die daran Beteiligten, daß die

hartherzigen Wilnaer Magazinverwalter, die ihre Vorräte nicht hergeben wollten und die Bedürftigen vor den Türen verschmachten ließen, fast als Wohltäter der Menschheit erscheinen. Bedauerlicherweise haben auch die zur Verteidigung von Kowno bestimmten Lipper an den Exzessen teilgenommen. Der lippische Feldwebel Dornheim, der unter seinen Landsleuten die eingehendsten Mitteilungen über die Geschehnisse in Kowno gemacht hat, gibt das ganz offen zu. Für seine Person stahl er — Eisenwaren, um sie alsbald zu einem Spottpreise an einen Juden zu verkaufen. Klügere machten sich wieder an die Kassenwagen, deren mehrere auf dem Kownoer Markte standen.

Die letzten Zügel der Disziplin waren den Führern entglitten, vor allem Murat, der in diesen Tagen als ein Theaterprinz erscheint, dem man seine Garderobe entwendet hat. Es ist bekannt, daß der löwenmutige, aber charakterschwache Mann damals mehr an sein Königreich Neapel als an die Armee dachte, die er ja auch bald darauf verlassen sollte. Was noch zusammenhielt, scharte sich um den heldenmütigen Ney, der mit diesen jammervollen Resten und den Lippern eine Art von Widerstand gegen die Kosaken versuchte, die schon am 13. Dezember einzeln in die Stadt einzudringen suchten.

Alles andere war der völligen Auflösung verfallen, die man selbst in Wilna so noch nicht gesehen hatte. Vor allem sollte die Preisgabe der Branntweinniederlagen die gröbsten Ausschreitungen nach sich ziehen. Klassische Zeugen sind hier gerade die gemeinen Soldaten und die niederen Chargen, die sich an der Sauferei beteiligten, wenigstens den Versuch dazu machten. Feldwebel Toenges erzählt, daß ihm in einem Keller der Fusel in die Schuhe gelaufen sei. Leifels will sogar bis an die Kniee in dem ekelhaften Getränk gestanden haben, dessen Dünste schon hinreichten, um zu betäuben. Leichen schwammen in den Kellern umher, Hunderte von Betrunkenen lagen auf den Straßen, wo sie erfroren. Bacchantisches Geheul scholl dem Leutnant Hailbronner aus den Häusern entgegen, an deren Türen er pochte, um ein Nachtlager zu finden. Der preußische Fragmenteschreiber, der sich nach längerem Schweigen — anscheinend ist ein Teil seines Tagebuches verloren — jetzt wieder vernehmen läßt, sah, wie ein bayrischer

Wachtmeister in trunkenem Zustande von einem seiner Soldaten beraubt wurde. »Liwi, lieber Liwi,« stammelte der Unselige mit schwerer Zunge, »du wirst mich doch nicht verlassen!« Die Scene hat etwas Dämonisch-Furchtbares. In den Eiswüsten Rußlands hatten diese Menschen zusammengehalten, sich vielleicht in manchem Kampfe gegenseitig unterstützt — jetzt, auf der letzten Etappe, riß das Band, das sie aneinander gekettet, und dem einen versagte die moralische Kraft, der Gier nach der silbernen Uhr des andern zu widerstehen. Die Umstehenden sahen natürlich zu; »keiner mißbilligte oder verhinderte den empörenden Auftritt.«

Eine nicht minder widerwärtige Geschichte hat Dornheim erzählt: »Eine ansehnliche Soldatengruppe hatte mitten auf dem Marktplatze ein Feuer angezündet, dessen Flamme haushoch emporloderte. Um dasselbe hatte sich ein Teil im Schnee zusammengekauert, ein anderer Teil stand. Mitten unter diesem Soldatentroß sahen wir einen Obersten von den westfälischen Truppen, der ein kleines irdenes Töpfchen mit Schnee anfüllte und an das Feuer stellte. Er hatte eine Portion gemahlenen Kaffee hineingeschüttet; der zu Wasser gewordene Schnee fing schon an, im Töpfchen zu sieden. Eben wollte er dasselbe ergreifen und den erquickenden Trank ausleeren, als eine Masse Soldaten sich so nahe zum Feuer drängte, daß der arme Oberst auf das Gesicht fiel und das Kaffeetöpfchen umschüttete. ‚Mein Gott! auch das noch!‘ rief er aus. Diese wenigen, wahrlich im höchsten Schmerz gesprochenen Worte erweckten bei manchen von uns ein bedauerndes Mitgefühl. Die meisten Soldaten lachten aber über den Unfall, meinten, der Herr Oberst brauche keinen Kaffee zu trinken, sie tränken auch keinen.«

Noch abstoßender ist ein Begebnis, das Freiherr v. Schauroth beim Einrücken in Kowno mit einem Kürassier, einem deutsch redenden Elsässer, hatte. Von brennendem Durste gepeinigt, bat er den Mann, der mit einem gefüllten Tränkeimer vorüberging, um einen Schluck Wasser. Ein barsches »Nein!« war die Antwort. Schauroth erneuerte seine Bitte und fügte hinzu, er möge Erbarmen mit einem Offizier haben, der schon mehrere Tage ohne Speise und Trank habe zubringen müssen. »Und wenn Sie General sind,« versetzte der Elsässer, »keinen Tropfen!« Er hielt das Gefäß

seinen Gäulen vor, deren behagliches Schlürfen das Gefühl des Durstes bei dem Leutnant erhöhte. Dieser bot seine ganze Barschaft, ein Fünffrankenstück, für den im Eimer zurückbleibenden Rest. »Aber mein stillschweigend angehörtes Bitten und Anerbieten«, schließt er, »hatte nur den Erfolg, daß der Kürassier, sobald das Pferd seinen Kopf aus dem Eimer erhob, ohne mich einer weiteren Antwort zu würdigen, den Eimer mit dem Fuße umstieß.«

Psychologisch ist das ja zu erklären. Das Übermaß der ertragenen Leiden hatte die Menschen nicht nur gleichgültig, sondern tückisch gemacht. Wer selbst Soldat gewesen ist, beschwerliche Manöver und heiße Tage mitgemacht hat, wird die Anfänge davon schon unter ganz geordneten Truppen einmal bemerkt haben. Während der Gebildete auch unter länger andauernden Entbehrungen der altruistischen Empfindungen selten ganz verlustig geht, schaut in dem gemeinen Mann viel eher die Bestie hervor. Stumpfsinnig wendet sich der Haß gegen die »andern«, und es es ist daher erklärlich, daß gerade in diesen letzten Tagen der Kampagne der Widerstreit zwischen den Angehörigen der verschiedenen Nationen am schärfsten hervortrat. Nicht allein da, wo die Raffgier als ein noch besonders treibendes Motiv auftritt.

»Kein Deutscher durfte es wagen,« sagt ein Offizier der Fürstendivision, der die auf dem Kownoer Markte herumhockenden Gruppen betrachtete, »sich an einem von Franzosen umlagerten Feuer zu erwärmen, wollte er sich nicht den größten Mißhandlungen aussetzen. Dagegen jagten auch wir die Franzosen von unsern Feuern zurück. Manche in Moskau geraubte Kleidungsstücke und reiche Stoffe wurden hier ins Feuer geworfen, weil ihre Besitzer dem Lose der Gefangenschaft doch nicht entgehen zu können glaubten. Kein Deutschei durfte sich unterstehen, etwas von den Sachen retten und dem Feuer entreißen zu wollen. Sie wurden ihm mit Gewalt wieder abgenommen und von neuem in die Flammen geworfen.«

Derselbe Offizier erzählt, daß die einzigen Worte, die aus dem stumpfsinnigen Haufen der französischen Krieger hervorgedrungen seien, gegen die Deutschen ausgestoßene Flüche gewesen wären. Zwischen Lippern und Franzosen war es sogar in der Nähe von

Kowno zu einer wilden Rauferei gekommen. Ein französischer Artillerist hatte einen lippischen Soldaten getötet. Hierauf hatten die Söhne des Teutoburger Waldes in berechnender Weise die Ankunft einer größeren Menge ihrer Kameraden abgewartet und dann, als diese eingetroffen, alles, was französisch sprach, niedergeschlagen.

Und das taten dieselben Lipper, die, wie Dornheim mit Emphase versichert, beim Auszug davon geschwärmt hatten, »teil an dem Ruhme zu nehmen, die siegreichen Adler Napoleons bis an das Ende der Welt aufgepflanzt zu haben,« und von denen ein heute lebender Detmolder Lokalhistoriker noch mehrere gekannt hat, die bis an ihr Lebensende Verehrer des großen Korsen geblieben waren. An einen bewußten politischen Gegensatz, der sich bei den Preußen zeigt, ist da kaum zu denken. In manchen Fällen vielleicht an den alten Gegensatz zwischen den Isolierten und ihren bewaffneten Verteidigern, von denen die ersteren den zweiten ihre noch ganzen Uniformen und die bessere Kost beneideten, diese den anderen die Nachtruhe mißgönnten, während sie so oft die ihrige opfern mußten. Oft aber wird es weiter nichts als jener stupide Haß aller gegen alle gewesen sein, den das Übermaß von Entbehrung entzündet, das sinnlose Umsichschlagen — gleichviel, wen's trifft —, das weder an Ursache noch Objekt seiner Wut mehr denkt, sondern einfach wütet, um zu wüten.

Kann man sich da noch wundern, daß die verwilderten Menschen nach allem griffen, von dessen Besitz sie mittelbar oder unmittelbar eine Linderung ihrer Lage erwarteten? Auf dem Markte von Kowno stand der Teil der Kriegskasse, der der Katastrophe von Ponari entronnen war. Ein Teil dieser Wagen wurde von Soldaten der beiden Bataillone des 6. Regiments der Fürstendivision (Schwarzburgern und Waldeck-Reußern) eskortiert. Das Regiment war zu diesem Zweck ein paar Tage zuvor auf dem Marsche nach Wilna umgekehrt. Ein anderer Teil des Transportes muß von Gardisten geleitet worden sein. Wenigstens ist Freiherr v. Gravenreuth jenseits des Njemen einem von französischen Grenadieren bewachten Geldtransport von 7 Fourgons begegnet und hat sogar mit dem kommandierenden Offizier gesprochen.

Bei den durch die Schwarzburger geleiteten vorderen Wagen des erstgenannten Zuges befanden sich der Kommandeur des schwarzburgischen Bataillons, Major v. Blumröder, und der Leutnant Freiherr Franz v. Soden, die deswegen, neben den in Kowno stationierten Lippern, hier vornehmlich als Zeugen auftreten; bei den letzten Wagen befand sich der Oberst des 6. Regiments, von Heeringen, selbst. Die vorderen Wagen erreichten nach manchen Fährnissen Königsberg; der übrige Teil des Transportes wurde von einem Schicksal ereilt, das uns hier um so mehr interessiert, als es ihm von deutschen Truppen bereitet ward; wenigstens haben diese an den Ereignissen teilgenommen.

Hinter Kowno, auf der Seite nach Deutschland zu, erhebt sich eine ziemlich steile Höhe. Hier wurden die Wagen von dem Gesindel des Heeres überfallen. Hier stand aber auch die 1. lippische Kompagnie unter dem genannten Kapitän Falkmann. Diese half unter großen Anstrengungen drei Wagen auf den Berg schaffen; die andern fielen sofort dem Raube anheim. Als aber die oben angelangten wiederum von den Debandierten — nach lippischen Darstellungen größtenteils Franzosen — angegriffen wurden, kamen auch die Lipper hinzu und teilten sich mit jenen in die Beute. Soden will von dem Obersten v. Heeringen gehört haben, daß Murat selbst, wie Ney an der Höhe von Ponari, die Kasse preisgegeben habe. Dies bestätigt v. Blumröder. Nach Aussagen eines lippischen Korporals Seiger soll es ein waldeckischer Offizier gewesen sein [1], der die Erlaubnis gegeben, da wie bei Ponari die »Raben des Schlachtfeldes«, die Kosaken, schon erschienen. Soviel ist sicher: auch die Ufer des Njemen sahen noch eine blutige Schlägerei zwischen den Franzosen und ihren Bundestruppen, die sich um die letzten Frankenstücke der kaiserlichen Kasse balgten.

Sie haben auch sonst noch viel Wirrwarr gesehen, die steilen Ufer des russischen Grenzflusses. Bei dem Übergang über die Brücke ging natürlich wieder alles drunter und drüber. Hochberg erzählt, daß, wie auf den Beresinabrücken, Freunde, um einander nicht zu verlieren, sich fortwährend Erkennungswörter zuriefen.

---

[1] Die schwarzburgischen Akten geben bedauerlicherweise keine Auskunft über die interessante Angelegenheit des Kassentransports. Auch in Arolsen wurde vergeblich angefragt.

Auch hier, auf dem letzten Stückchen russischen Bodens, wurden noch Menschen zerdrückt und zertreten; andere stürzten über das Geländer auf die 50—60 Fuß tief darunter liegende Eisdecke des Flusses.

Der Njemen war zugefroren, vielmehr durch Eispressung ge⸗staut. In den Lücken, die hierbei in der Regel offen bleiben, ver⸗sanken manche, die sich auf das Eis gewagt hatten und hinfielen oder von der steilen Böschung des jenseitigen Ufers, die zu er⸗klettern ihre Kraft überstieg, hinabrollten. Es ist Unsinn, auch hier noch von »Tausenden« zu reden, die auf dem Eise einge⸗brochen sein sollen, wie das Sergeant Leifels tut. Dazu war die Decke viel zu fest. Ein lippischer Offiziersbursche, der später noch lange in Detmold gelebt hat, Freitag mit Namen, ein Vetter des Dichters Grabbe, konnte ein Pferd für seinen Herrn eine ganze Strecke weit auf dem Eise flußabwärts führen. Das schließt na⸗türlich nicht aus, daß immerhin eine Anzahl von Menschen in den Spalten und Löchern ihren Tod fand.

Währenddessen dröhnten die Abschiedssalven, die der ungast⸗liche Russe den Besuchern seines Landes nachschickte. Die letzte Kampfscene auf dem Boden des unermeßlichen Zarenreiches wurde soeben gespielt. Ihre Helden heißen Michel Ney und Hauptmann Barckhausen, ein Marschall von Frankreich und ein deutscher Kapitän.

Wir erinnern uns, daß zwei lippische Kompagnieen bei der Ver⸗teidigung von Kowno eine Rolle übernommen hatten: die des Kapitäns Falkmann, die jenseits des Njemen auf dem linken Fluß⸗ufer stand, um die Flüchtigen aufzunehmen, und die von Barck⸗hausen. Diese hatte auf der entgegengesetzten Seite am Wilnaer Tore eine Schanze besetzt, gegen die die Feinde anprallten. Hier fiel Barckhausen, von einer Kanonenkugel tödlich verwundet, zu Boden. Er ließ eine Trommel bringen, um daneben zu sterben, setzte eine Pistole an den Mund und zerschmetterte sich das Ge⸗hirn. Auch französische Schriftsteller, die den Leistungen der Deutschen nicht immer gerecht geworden sind, haben das Ende des jungen Mannes gefeiert, dessen Wiege im Teutoburger Walde stand und der auf der Schanze von Kowno so schön zu sterben wußte. »Die deutschen Soldaten von Reuß (?) und Lippe«, sagt

Thiers, »wollten, von panischem Schrecken ergriffen, von keiner Verteidigung mehr hören. Der sie kommandierende Offizier, ein Mann voller Ehrgefühl, schoß sich aus Verzweiflung eine Kugel durch den Kopf.«

Leider ist aber auch der andere Teil des von Thiers geschriebenen Satzes im ganzen richtig. Die lippischen Soldaten wollten von keiner Verteidigung mehr hören. Schon bei einem Ausfall, den ihr heldenmütiger Führer aus der Schanze hatte machen wollen, war ihm von seiten seiner Mannschaft Widerstand entgegengesetzt worden. Sein Tod wurde das Signal zu einem allgemeinen *sauve qui peut*, und vergeblich versuchte der heransprengende Marschall Ney die nach allen Seiten Fliehenden in das Erdwerk zurückzuführen. Er zog sich darauf selbst mit einigen Truppen, die ihm geblieben, ausschließlich oder größtenteils Franzosen, fechtend zurück und soll noch an der Brücke Widerstand geleistet haben.

Das bleibt jedenfalls bestehen: die eigentlichen Helden von Kowno sind der große Marschall Ney, dessen Name in goldenen Lettern auf dem Pariser Triumphbogen geschrieben ist, und der kleine Hauptmann Barckhausen, dessen Namenszüge natürlich nicht darauf stehen.

Der zweite Übergang über den Njemen, den diese beiden, jeder nach seinen Kräften, zu sichern gesucht hatten, mußte in allen, denen es ein mitleidiges Geschick vergönnte, daran teilzunehmen, gar wundersame Empfindungen auslösen. Selbst der gemeine Mann wurde aus seiner Lethargie aufgerüttelt. Das erste Gefühl war das der Erlösung von namenlosen Leiden. Mancher mag Suckow nachgeahmt haben, der, am jenseitigen Ufer angekommen, gegen das Zarenreich eine drohende Faust, »nicht etwa im Sacke«, machte, und er wird dessen Gedanken geteilt haben: »Einmal hast du mich gehabt, zum zweitenmal nicht wieder.«

Wem die Gabe des Humors versagt war, der fand wohl Stoff zu melancholischer Betrachtung. »Die stolze Armee,« sagt einer, »die sich die unüberwindliche nannte, war nahezu vom Erdboden vertilgt. Die Sonne sollte sie nicht mehr bescheinen.« Das lehrte der Anblick, der auch zu einem Rückblick aufforderte. Sinnend ging Graf Hochberg durch das Gewühl von Menschen

und Wagen über den Njemen, »den wir mit so großen Erwartungen überschritten hatten.« Von tiefster Bewegung aber wurden die ergriffen, welche die ahnungsreiche Johannisnacht an den Ufern desselben Flusses durchwacht und des Kaisers glänzender Heerschau beigewohnt hatten. »Noch vor sechs Monaten«, sagt der preußische Fragmenteschreiber, »bedeckte diese Höhen die schönste Armee Europas, voller Mut und Stolz, vom Sommer begleitet, und jetzt erschienen beinahe einzeln die dunklen Gestalten der Heimkehrenden, unkenntlich und abgezehrt . . .«

So zogen sie nach der preußischen Grenze hinüber.

IV. VON DER RUSSISCHEN GRENZE IN DIE HEIMAT. YORCK IN TAUROGGEN. LETZTE SCHICKSALE DER SACHSEN.

Mit dem Überschreiten des Njemen waren die Leiden der Schwergeprüften noch lange nicht zu Ende. Noch immer war man auf der Landstraße, fern von der ersehnten Ruhe, die den nach einiger Erholung wieder Waffenfähigen überhaupt nur in geringem Maße zuteil werden sollte, da für einen großen Teil unter ihnen der Abschluß der unglücklichen Kampagne zugleich der Anfang eines neuen, des Feldzugs von 1813, wurde, so daß beide gewissermaßen ineinander übergehen und das Ende der ersten kaum scharf fixiert werden kann. Wir werden sie wenigstens zu den Sammelplätzen begleiten müssen, wo sie zeitweilig bleiben. Von hier wird ein Teil in die Heimat befördert, Krüppel und Rekonvaleszenten, auch zahlreiche Offiziere, die als Cadres zur Wiederherstellung aufgelöster Truppenteile für die wiederum bevorstehende Kampagne verwendet werden, in der, wie man weiß, die Rheinbundregimenter zum letztenmal unter Napoleons Fahnen gefochten haben. Andere werden, mit Ersatztruppen vereinigt, in die Festungen gelegt — z. B. die deutschen Regimenter der Division Loison nach Danzig, ein paar Bataillone Württemberger und Westfalen nach Küstrin — wo sie während des ganzen Jahres 1813 eingesperrt blieben.[1] Nach Jahren erst hat mancher die Seinigen wiedergesehen, der sich jetzt schon dem Hafen nahe wähnte.

Als erste Sammelplätze wurden Königsberg, Thorn, Marienburg, Marienwerder und Elbing bezeichnet. Die Bayern waren, wie wir wissen, nach Plozk dirigiert, das 5. Korps (Polen), das uns hier nicht weiter angeht, ging nach Warschau. Kurz hinter Kowno stand am beschneiten Scheidewege ein französischer Generalstabsoffizier, der mit Stentorstimme rief: *Du troisième corps d'armée par ici* usw. Aber man kümmerte sich nicht allzu-

[1] Eine Brigade Bayern kam in die Festung Thorn, mit deren Besatzung sie nach tapferem Widerstande am 16. April in ehrenvoller Weise kapitulierte, nachdem 2 Offiziere und 920 Mann allein an Krankheiten in der Feste gestorben waren.

viel um seine Weisungen. Ein Beispiel dafür liefert Suckow, der absichtlich einen andern Weg einschlug, auf dem er besser zu fahren glaubte, als wo der »Franzose ihn hinschreien wollte«.

Die meisten Truppen zogen zunächst auf Königsberg. Hierhin führen von Kowno drei Straßen, die eine, zunächst am Njemen entlang, über Tilsit, eine zweite über Schirwindt-Pillkallen-Insterburg; eine dritte über Wilkowiszki-Wirballen-Stallupönen-Gumbinnen-Insterburg. Wir geben diese Straßen genau mit den Namen der an ihnen liegenden Ortschaften an, weil sich die letzten Schicksale der Teilnehmer an dem nun zu Ende gehenden Feldzuge je nach dem Betreten der einzelnen Straßen und Städte noch recht verschieden gestalteten.

Bei Kowno hatte man den russischen Boden verlassen. Nur wenige Meilen von hier war die preußische Grenze; dazwischen lag ein Stück des damaligen Großherzogtums Warschau, also eines verbündeten Staates, dessen Bewohner aber, wie wir schon auf dem Hinmarsch gesehen, den durchziehenden Soldaten immerhin nicht ausnahmslos freundlich gesinnt waren.

Zumal in diesem noch von Litauern bewohnten Landstrich, der infolge der Durchmärsche ganz besonders gelitten hatte. Dazu kam auch hier die leidige Kosakenfurcht der Bevölkerung, die, in ihren Erwartungen eines besseren Loses getäuscht, sich dem Sieger sklavisch zuwandte.

Daher hatten die Retirierenden gerade an der litauischen Grenze noch viele Widerwärtigkeiten auszustehen, und noch mancher verfiel dem Sckicksal Furtenbachs, durch Verräterei von Bauern und Juden den Verfolgern überliefert zu werden. In Jansbork suchten die Einwohner den Soldaten der Loisonschen Division nächtlicherweile Waffen und Gepäck zu stehlen. So erzählt Schauroth, der auf der zuerst genannten der drei Straßen über Gielgudiszken-Jansbork-Ragnit-Tilsit zog. Nirgends war dem Landvolk zu trauen. Dem badischen Feldwebel Steinmüller wurden in verdächtiger Weise im Quartier die Schuhe weggenommen. Flintenschüsse ertönten nachts in den Dörfern, untermischt mit heiserem Hundegebell; kurz, man hatte noch immer das Gefühl einer unheimlichen Lage, so daß man endlich froh war, »dieses Polen« hinter sich zu wissen.

Mit allgemeiner Freude wurde daher die Grenze von Ostpreußen überschritten. »Schon die Benennung dieser freundlichen Orte,« ruft beim Klang der ersten deutschen Namen MARTENS aus, »belebte mich aufs neue und gab mir die Kraft, einen achtstündigen Marsch zu ertragen.«

Die Deutschen glaubten Heimatluft zu atmen, auch sie, die an der Bergstraße und im Lande des Markgräflers zu Hause waren. Sie sahen wieder deutsche Sauberkeit in anmutenden Wohnungen, vor allem diejenigen, denen, wie den meisten Offizieren, das Glück zuteil wurde, in gebildeten Familien Unterkunft zu finden. »Es ist nicht möglich,« schreibt JOHANN V. BORCKE, »den Eindruck zu schildern, welchen der Aufenthalt in einer reinlichen Wohnung auf uns machte. Das Wiederfinden von Menschen, die unsere Sprache redeten, ihre Gastfreundschaft, ihre Teilnahme, die Befriedigung so mancher lange entbehrten Bedürfnisse und Annehmlichkeiten des Lebens, der Genuß des ersten regelmäßigen Abendessens erweckten Gefühle, die sich nicht beschreiben lassen.« »Man kam immer in Versuchung, mit der Hand statt der Gabel zuzugreifen«, sagt MARTENS, und er setzt hinzu, daß seine erste ostpreußische Wirtin, eine bejahrte Frau in dem »tief eingeschneiten« Stallupönen, beim Anblick der unglücklichen Gäste »in ihrem Mitleidsgefühl verstummt sei.«

Die nächste Sorge für den gemeinen Mann wie für die Herren Offiziere war, den äußeren Menschen wieder in stand zu setzen. Alle früheren Versuche dazu waren nur von vorübergehendem Erfolge gewesen. Jetzt war man endlich in der Lage, sich von den langen Bärten und dem Schmutz, der den Gesichtern ein »maskenähnliches« Aussehen gab, auf immer zu befreien. Besonders den Gebildeten mußte es entsetzlich sein, in dem Aufzug zu erscheinen, in dem man sich durch Rußland und Polen hatte schleppen müssen.

Sie scheuten sich, die Schwelle von Häusern zu überschreiten, die ihnen gastlich sich öffneten. In dieser Lage befand sich die um den General v. OCHS gescharte kleine Gruppe westfälischer Offiziere, als sie in Schirwindt von einer preußischen Majorswitwe empfangen wurden, die ihrerseits »große Augen« machte, als sie hörte, daß die in Schafspelze und Lumpen gehüllten Ge-

stalten einen General mit seinen Adjutanten vorstellten. Der französische Oberst Griois schlug deswegen in Insterburg die Einladung, an der Tafel seiner Gastgeber mitzuspeisen, aus und verließ am andern Morgen, ohne Abschied zu nehmen, das Quartier, da es ihm zu peinlich war, sich wegen des Ungeziefers zu entschuldigen, mit dem er trotz aller angewandten Vorsicht die Betten angefüllt hatte.

Menschlich denkende Quartiergeber trugen daher vor allem Sorge, ihren Gästen zur Wohltat einer gründlichen Reinigung zu verhelfen. Vornehmere ließen das durch die Domestiken besorgen. In Insterburg fand Martens in seinem Zimmer frische Wäsche, die er »mit nicht zu beschreibender Wollust« anzog, während die alte, wie er sich drastisch ausdrückt, »mit Blitzesschnelle den Abtritt hinunterflog.« In Bürger- und Handwerkerhäusern griff die mitleidige Hausfrau selbst zu. Recht originell weiß Sergeant Schöberl eine derartige Scene darzustellen. Er kommt mit seinen Kameraden in das Haus eines ehrsamen Schneidermeisters. Der sieht die mit den Läusen Rußlands bedeckten Leute. Ohne Umstände müssen sie sich ausziehen, und während die Frau ihre Hemden in einen Zuber voll kochenden Wassers wirft, ergreift der Meister ein heißes Eisen und bügelt die Kleider aus: »das bekam den russischen Untertanen nicht gut; es war ein wahres Rottenfeuer, wie ihnen das Bügeleisen über den Leib fuhr.«

Auch auf andere Art suchten edeldenkende Menschen die Not zu lindern, die ihnen in so gräßlicher Gestalt entgegentrat. Als Leutnant Schauroth halbverzweifelt in Tilsit an einem Wirtstische saß, drückte ihm ein wohlhabender Gutsbesitzer der Umgegend einen Doppellouisdor in die Hand, und ein hinzutretender Herr stellte ihm zur Weiterfahrt seinen Schlitten zur Verfügung. In Tapiau bettelte ein Zimmergeselle, selbst ein Mann in dürftigen Umständen, bei seinen Bekannten für den ihm ganz fremden Feldwebel Steinmüller einen Anzug zusammen.

In diesem wie in manchen anderen Fällen wirkte das landsmannschaftliche Gefühl noch in einem besonderen Sinne: jener Zimmergesell hatte früher in Mannheim, des Feldwebels Heimat, in Arbeit gestanden. Auch alte Freundschaften wurden wieder aufgewärmt, und mancher, der auf dem Hinmarsch mit seinen

Wirtsleuten gut gestanden, war ziemlich sicher, auch ohne Quartierbillette, deren Austeilung sehr unregelmäßig von statten ging, ein Plätzchen am warmen Herde zu finden.

Anders die Franzosen, mit deren Verhältnis zu den Bewohnern der preußischen Lande[1] wir uns hier gleichfalls einen Augenblick zu beschäftigen haben, da es auf die Behandlung der Deutschen merklich zurückgewirkt hat. Die zahlreichen Exzesse, die trotz Napoleons strenger Verbote von Soldaten der großen Armee auf den Hinmärschen verübt worden waren, die Requisitionen und der ganze Druck der Leidensjahre seit der Schlacht bei Jena, alles wurde den Überbleibseln des unglücklichen Heeres aufs Kerbholz geschrieben. Zwar hörte man die Kunde von dem Herannahen der Russen mit gemischten Gefühlen: da stieg noch eine andere unangenehme Erinnerung auf, an die Zeit von 1807, wo die Truppen des Zaren als Verbündete in Ostpreußen in einer Weise gehaust hatten, die an die Leiden des siebenjährigen Krieges, auch an viele der von uns geschauten düsteren Bilder erinnert. Namentlich an der Grenze, wo der Rückzug des bei Friedland geschlagenen Heeres in bösem Andenken stand. Aber diese Erinnerung war doch durch die neueren Unbilden zurückgedrängt worden, und die waren von den Franzosen und ihren Verbündeten verübt worden. Gebildete Leute wußten natürlich Unterschiede zu machen. Graf Ludwig Dohna, der Bruder des um die Sache der preußischen Erhebung hochverdienten Ministers, nahm auf seinem Gute Brunau französische Offiziere gastlich auf. Auch der öfter erwähnte Oberst Griois und andere Zeugen, die wir hier nicht alle namhaft machen können, loben Fälle von preußischer Gastlichkeit. Selbst einfachen Leuten, wie dem Kaisergardisten Bourgogne, ist solche widerfahren. Doch überwiegen die Klagen über grobe und rücksichtslose Behandlung, die nicht selten in offene Gewalttätigkeiten überging. Aufläufe, Zusammenrottungen und Überfälle sind häufig vorgekommen, Prügelscenen, selbst zahlreiche Morde. Mir hat noch ein Augenzeuge, Veteran von 1813/14, ein verständiger Mann, der damals

[1] Wenn im obigen vorwiegend von »Ostpreußen« geredet wird, wohin die retirierenden Truppen zuerst kamen, so wird man sehen, daß sich die Betrachtung auch bald auf andere preußische Provinzen ausdehnt.

auf der Wanderschaft durch West- und Ostpreußen gekommen war, mitgeteilt, daß Bauern das Eis auf Seen und Teichen aufgehackt hätten, um entkräftete Franzosen hineinzuwerfen.

Deutsche Landsleute hatten unter diesem Franzosenhaß natürlich oft genug mitzuleiden. Besonders war das in Königsberg der Fall. Aber schon in Gumbinnen, Insterburg und Tapiau kam es zu ärgerlichen Auftritten, namentlich in Gumbinnen, das aus diesem Grunde auch unter den Franzosen in besonders schlechtem Andenken stand. »Wohin wir kamen,« sagt von dieser Stadt Hauptmann Borcke, »wurden wir mit scheelen Augen angesehen; die Einwohner steckten die Köpfe zusammen und konnten das, was sich in ihnen regte, nicht verbergen.« Auch persönlich wurde er lieblos behandelt, und erst als seine Wirtsleute den wirklich bejammernswürdigen Zustand ihres Gastes erkannten, wurde das Mitleid rege. Noch schlimmer erging es Steinmüller in Tapiau. Schon während der Fahrt dorthin hatte ein Fuhrmann ihn und einen Kameraden, offenbar in verbrecherischer Absicht, auf dem Pregel an einer eisfreien Stelle umgeworfen. In der Stadt fiel der arme Feldwebel den Kosaken in die Hände, die nach kurzem Halt die preußische Grenze überschritten hatten und ins Land hineinkamen, dessen Bewohner ihre anfängliche Scheu überwanden und mit den früher Gehaßten gemeinsame Sache machten. Von den russischen Unholden gefangen, mußte sich der Bedauernswerte auch vom Pöbel der Stadt Tapiau verhöhnen lassen, bis ihn der ehrliche Zimmermann traf, der ihn befreite und so hochherzig für ihn sorgte. Auch in Insterburg, wo Graf Hochberg in der dortigen Post abstieg, erkundigte man sich in zudringlicher Weise über den Zustand der großen Armee. Doch spielte sich der Auftritt in vornehmeren Formen ab, und dem Grafen widerfuhr sogar die Ehre, zum Dank für seine den Leuten nicht unangenehmen Nachrichten von den Honoratioren der Stadt zu einem Glase Glühwein eingeladen zu werden.

Sehr peinlich gestaltete sich in vielen Fällen der Verkehr zwischen den preußischen Offizieren und denen des Rheinbundes, namentlich in der späteren Zeit, als die Erhebung Preußens schon Fortschritte gemacht hatte. Man wird es den ersteren kaum verdenken, daß sie Versuche machten, letztere für

ihre Sache zu gewinnen; aber man kann es auch jenen nicht verargen, wenn sie, ihrem Fahneneide treu, bis auf wenige Ausnahmen das Ansinnen zurückwiesen. Hauptmann Borcke kam darüber mit einem früheren Kameraden, mit dem er zusammen unter der schwarz-weißen Fahne gedient hatte, dem Major und späteren General v. Hüser, in Krossen ziemlich hart aneinander. Bitterböse Worte schleuderte ein preußischer Husarenleutnant zwei württembergischen Offizieren zu, die er in Graudenz vor einem Bäckerladen stehen sah: »Ihr Kanaillen, jetzt könnt Ihr Semmel essen, da drin habt Ihr Dreck fressen müssen.« Auch einer der tapfersten Männer des sächsischen Heeres, der Premierleutnant Scheffel, mußte, noch als er aus der russischen Gefangenschaft, in die er in der Nähe von Kowno geraten, zurückgekehrt war und in hilflosestem Zustande vor der Tür eines ostpreußischen Hauses saß, von vorüberziehenden Landwehrleuten eine Beschimpfung erleiden, die wir lieber verschweigen wollen.

Natürlich gibt es überall Menschen, die in blindem Hasse keine Unterschiede kennen. Logischer wäre es gewesen, die deutschen Landsleute als solche gut zu behandeln, wenn man den verhaßten Franzosen die Türe wies. Das ist denn freilich auch vielfach geschehen, und mancher verdankte lediglich dem Umstande, daß er, wenn auch mit schwäbischem oder bayrischem Akzent, die Laute der Landessprache hervorbringen konnte, eine warme Schüssel und damit sein Leben. Leider hatten aber auch die Süddeutschen von Anno 7 her manches auf dem Kerbholze; ein bayrischer Sergeant erhielt den Wink, sich für einen Sachsen auszugeben, da diese unter den Rheinbündlern in Preußen noch am beliebtesten waren. Auch die Schweizer profitierten von der Stammesverwandtschaft mit Germaniens Söhnen.

Trotz der besseren Behandlung, die sie vor den Franzosen voraus hatten, waren unsere deutschen Landsleute noch recht übel daran. Wenn der Anblick freundlich erleuchteter Häuser und behaglich rauchender Kamine auf sie eine so zauberhafte Wirkung übte, daß einer das reizlose Landstädtchen Stallupönen mit dem »Eingang zum Paradiese« vergleicht, so waren die materiellen Genüsse, die den Ausgehungerten jetzt wieder zugänglich wurden, oft keineswegs von günstiger Wirkung. »Die unge-

wohnte gute Mahlzeit,« meldet derselbe Berichterstatter, »erquickte uns nicht so, wie wir es hoffen konnten. Das Blut kam in große Wallung und verursachte Schwindel und Beklemmungen. Noch weniger konnte uns das seit Monaten vermißte Bett Linderung verschaffen. Die ungewohnte Bettwärme brachte das Blut in dem erschöpften Körper in noch größere Aufregung. Kaum schlossen sich die Augen, als auch die erhitzte Phantasie die schauerlichsten Scenen uns vorführte. Schreckliche Gebilde von Verbrannten, Erfrorenen oder Verstümmelten ließen keinen erquickenden Schlaf aufkommen, und ich sah mich gleich die erste Nacht genötigt, alles zu entfernen und dieselbe auf dem Strohsack zuzubringen, worauf ich erst Ruhe finden konnte.« Andere gaben Speise und Trank von sich und vermochten erst nach längerer Zeit durch den Genuß dünner Suppen den zerrütteten Magen wieder an die Aufnahme kräftigerer Nahrung zu gewöhnen.

Wieviel der äußere Mensch gelitten, das wurde man erst gewahr, als sich Zeit und Gelegenheit fand, ihn näher zu betrachten, nachdem man die fingerdicken Schmutzkrusten vom Körper entfernt hatte und vor allem das Schuhzeug, oder was dessen Stelle vertrat, einmal ordentlich vom Leibe gekommen war. Als Feldwebel Toenges sich seiner Fußbekleidung entledigen wollte, blieb das Fleisch der beiden großen Zehenspitzen darin stecken. Dem Hauptmann Gravenreuth hatten Eiter und Jauche die Stiefel zerfressen. Schmerzhafte Operationen waren nötig, um dem eingetretenen Wundbrand Einhalt zu tun. Noch nach 40 Jahren glaubte ein Schweizer Kapitän den scharfen Ton der Knochensäge zu hören, mit der ihm ein Berliner Wundarzt vier Zehen des rechten Fußes hintereinander abgelöst hatte. In Marienwerder fand Hochberg die ganze Dienerschaft des Marschalls Victor, dem er einen Besuch abstatten wollte, im Vorzimmer auf dem Boden liegen, »während ein Chirurgus damit beschäftigt war, derselben die Glieder abzuschneiden.«

Doch das waren damals nur Kleinigkeiten, und amputierte Glieder wurden für nichts geachtet in einer Zeit, als Hunderttausende von verstümmelten Leichen auf den Feldern des weiten Rußlands lagen. Ein Feind, unheimlicher noch als die andern,

die die Reihen des herrlichen Heeres gelichtet, schlich hinter den letzten Haufen her, die sich mühsam wieder zu ordnen suchten.

Das war der ansteckende Typhus, der »auf der Heerstraße von Moskau durch ganz Deutschland bis an den Rhein« seine Verwüstungen anrichtete und den, wie Doktor Geissler uns mitteilt, aufmerksame Ärzte schon in der Gegend der Zarenstadt beobachtet hatten. Auch uns ist er verschiedentlich begegnet; am schrecklichsten sahen wir ihn in Wilna wüten. Eine zweite Haupternte hielt er in Königsberg, wo die ersten Truppen gegen den 20. Dezember eintrafen. Er wurde wie im Jahre 1807 schnell sehr bösartig, und über die Hälfte aller davon Befallenen erlag der Seuche, obwohl die Hospitäler, mit den russischen verglichen, musterhaft waren. Geissler und seine Kollegen hatten dort alle Hände voll zu tun, um zu lindern und zu trösten. Helfen konnte man nur in der Minderzahl der Fälle, da die Kranken meist den Keim der Auflösung schon aus Rußland mit hereingebracht hatten. Es ist jammervoll zu lesen, wie viele von denen, die alles und alles überstanden, jetzt noch erlagen. Neben mehreren berühmten französischen Generalen, von denen Éblé erwähnt werden mag, der Held des Brückenüberganges an der Beresina, dem so viele unserer Landsleute Leben und Freiheit zu verdanken hatten, starb hier auch eine Anzahl deutscher Offiziere. Wochenlang schwebte einer unserer Berichterstatter aus den letzten Tagen, der Freiherr v. Schauroth, zwischen Tod und Leben. Nur der sorgsamen Pflege, die er in dem Hause einer Frau v. Hanstein fand, verdankte er seine endliche Rettung.

Nicht alle Königsberger waren so aufopfernd wie die Frau v. Hanstein. Zwar wurde auch hier mancher deutsche Landsmann freundlich aufgenommen, während die Franzosen größtenteils auf den Straßen biwakieren mußten. Aber andere zeigten sich kalt. Dem Sergeanten Schöberl ließ ein hartherziger Pastor eine Bettstelle anweisen, in der über dem Strohsack nur ein dünnes Leintuch lag. Auch regte sich die Habsucht wie bei den Wilnaern, zumal es noch immer Individuen gab, die von den Kassenplünderungen her über reiche Geldmittel verfügten. 10—12 Taler ließen sich Königsberger Bürger für einen Platz im warmen

Wohnzimmer von bemittelten Soldaten zahlen, während arme Offiziere nebenan in ungeheizten Räumen saßen.

Auch in anderer Beziehung war der Aufenthalt in der Stadt für die Offiziere der deutschen Regimenter recht ungemütlich. Der Frankfurter Major HORADAM und der altenburgische Leutnant JACOBS sprechen übereinstimmend von der »üblen Gesinnung« der Königsberger. Was sie darunter verstanden und von ihrem Standpunkt darunter verstehen mußten, war der in Preußen erwachende Gedanke einer Erhebung gegen die napoleonische Weltherrschaft. Man wollte in dem Untergange der großen Armee ein Gottesgericht sehen; bald sah die politische Leidenschaft in jedem, der mit ihr gezogen war, einen Trabanten des »Tyrannen«, fast einen persönlichen Feind. Zwischen Franzosen und Königsbergern gab es blutige Händel, zum Teil hervorgerufen durch die ersteren; doch war das Unrecht nicht immer auf der einen Seite. Übrigens hatten die Franzosen einige Verstärkungen aus dem Innern Preußens erhalten, so daß MURAT Ende Dezember wieder über eine Streitmacht von etwa 12000 Mann verfügte, über die er am Weihnachtstage eine Revue abhielt. Bei dieser spendete er dem Regiment der Herzoge zu Sachsen großes Lob wegen der bei Oszmiani und Wilna bewiesenen Tapferkeit. Dieses und die Frankfurter marschierten daher mit lautem Zuruf an ihm vorbei. Den Lippern und Waldeckern hatte er dagegen die Affären von Kowno noch nicht vergessen. Er tadelte sie öffentlich, und die Folge war, daß sie schweigend vorüberzogen.

Der Zwischenfall ist ohne weitere sichtliche Folgen vorübergegangen. Dagegen kam die in der Königsberger Bevölkerung herrschende Erbitterung zum Ausbruch, als in der Stadt bekannt wurde, daß YORCK die Konvention in Tauroggen abgeschlossen habe und die Russen im Anmarsch seien.

Wirklich verhielt sich das alles so, wie die geschwätzige und in unruhigen Zeiten oft sonst so lügenhafte Frau Fama verkündet hatte. Der General YORCK hatte sich von den Franzosen getrennt und war einen Vertrag eingegangen, durch den er und sein Korps die Feindseligkeiten gegen die Russen einstellten.

Obwohl dieser am vorletzten Tage des Jahres 1812 zum Abschluß gekommene Vertrag, die weltbekannte Konvention von

Tauroggen, mehr in die Geschichte der Befreiungskriege, deren ersten Aufzug sie bildet, als in eine Darstellung der Erlebnisse deutscher Krieger während des Feldzuges von 1812 gehört, glaube ich ihn doch kurz behandeln zu müssen, zumal die Vorgeschichte noch tief in Rußland selbst spielt.

Wir hatten — in einem früheren Teil unseres Werkes — das 10. Korps etwa zu Anfang Oktober verlassen. Noch kurz vorher war, wie dort erwähnt, der französische Belagerungstrain durch die Preußen vor einem russischen Angriff gerettet worden. Wenn auch Macdonald seinerseits fortfuhr, den preußischen Truppen bei jeder Gelegenheit Elogen zu machen, so hatte sich das Verhältnis zwischen diesen und den Franzosen keineswegs gebessert. Als der Marschall sich gar einmal einfallen ließ, gegen seine Gewohnheit einen preußischen Obersten, Hünerbein, wegen eines Gefechts zu tadeln, wurde ihm das schwer verübelt, obwohl er bei derselben Gelegenheit den Obersten Horn, auf den er große Stücke hielt, sehr herausgestrichen hatte, auch den gegen Hünerbein ausgesprochenen Tadel bald zurücknahm.

Anlaß zur Verstimmung bot, wie gleichfalls schon bemerkt wurde, besonders die Verpflegung, die dem preußischen Kommissar Ribbentrop abgenommen und den französischen Behörden übertragen wurde. Als Yorck sich über deren Behandlung der Angelegenheit mehrfach beschwerte, antwortete Macdonald in gereiztem Tone. Er sah in Yorcks Verhalten bösen Willen und drückte sich in einem Schreiben an den preußischen General dahin aus, daß es der »wenig verhaltene Haß gegen die Franzosen« sei, der die Klagen veranlasse. Er wäre den finsteren Alten am liebsten los gewesen, sprach in einem Briefe von der Bombe, die zwischen ihm und dem General Yorck geplatzt sei, und daß dieser Brief von Kosaken aufgefangen und zur Kenntnis des preußischen Führers gelangt ist, mag diesem seinen Entschluß, sich von den Franzosen zu trennen, noch erleichtert haben.

Wenn trotz alledem Macdonald fortfuhr, die Preußen als solche mit Auszeichnung zu behandeln — indem er den Konflikt nur auf Yorck persönlich beschränkte —, so wurde die Stimmung in den beiderseitigen Offizierkorps immer gereizter. Leutnant Hartwich weiß einen in dieser Hinsicht bezeichnenden Vorfall

zu melden: Ein Kapitän Sallentin, Adjutant des französischen Generals Bachelu, verglich an der Tafel, an der auch preußische Offiziere saßen, seinen Marschall Macdonald mit einem Löwen, den General Yorck, auf dessen unschöne Gesichtsbildung hindeutend, mit einer Hyäne. Oberst v. Horn gab dem Kapitän eine Ohrfeige und warf ihn zur Tür hinaus. Nach Hartwichs Behauptung soll dieser peinliche Auftritt, von dem alle Anwesenden »sehr betroffen« waren, ohne weitere Folgen geblieben sein — ein Beweis für Macdonalds Duldsamkeit, vorausgesetzt, daß ihm die Sache zu Ohren gekommen ist. Nebenbei bemerkt: auch auf dem Marsche von und nach Moskau hatten sich einige ärgerliche Vorfälle ähnlicher Art zwischen Angehörigen der preußischen Reiterregimenter und französischen Offizieren zugetragen.

Umgekehrt gestaltete sich das Verhältnis zwischen Russen und Preußen immer freundlicher. Wussow erzählt, daß den letzteren Kaffee und Zucker von den Kosaken aus Riga durch die Vorposten hinübergeschmuggelt wurden. Er selbst legte ein Bekenntnis seiner Gesinnungen ab in einem vertraulichen Briefe, den er am 28. November an einen befreundeten Offizier nach Berlin geschrieben und später seinem Tagebuch einverleibt hat: »Gott gebe allen denen Heil,« heißt es in diesem merkwürdigen Schreiben, »welche für die gerechte Sache fechten, und die stolzen, übermütigen R^{n} mögen auch mal lernen, sich nicht höher zu achten, als sie sind, und mögen sie ja bedenken, daß auch ihnen eine Stunde schlagen kann, wo ihr Koloß zusammentrümmert! Aus vielen Nationen bestehend, wer weiß, ob nicht welche ihre Freiheit erstreben und gewinnen, wie zu Zeiten der alten Zaren! Es ist noch nicht aller Tage der letzte, und wehe, wehe! wenn er, der Rettungskrieg erscheint. Man spricht von Unruhen in Petersburg, sollte dies wahr sein, so mag sich A vorsehen, damit es ihm nicht wie seinen Vorgängern ergehe!«

Dieser anscheinend so harmlose, vielmehr — im französischen Sinn — loyale Brief enthält einen gerade entgegengesetzten Sinn, wenn man an Stelle von R^{n}, das dem Anschein nach »Russen« bedeutet, »Franzosen«, für das — bis auf das P durchstrichene — Wort »Petersburg«: »Paris« und an Stelle des A (Alexander)

ein N (Napoleon) setzt. Und so ist es wirklich gemeint gewesen. Da man aber das nicht schreiben durfte, hat sich der Verfasser mit geheimnisvollen Andeutungen (durch das R ist ein F, durch das A ein N gezogen) begnügt. Übrigens würde für den aufmerksamen Leser auch die Hindeutung auf die Maletsche Verschwörung (»Unruhen in P«) genügen, um den wahren Sinn des Briefes zu erraten.

Yorck war die Stimmung seiner Offiziere natürlich nicht unbekannt, ebensowenig wie die Absicht der Russen, ihn zu sich herüberzuziehen. Den verschiedenen Anträgen, die ihm von deren Seite gemacht wurden, wich er vorderhand aus und bewies bei diesen Gelegenheiten diplomatischen Sinn, so daß selbst Clausewitz seine russischen Freunde vor der Verstecktheit des Alten warnte. Währenddessen schickte er Boten über Boten nach Berlin um Verhaltungsbefehle, erhielt aber keine. Denn der unentschlossene Charakter Friedrich Wilhelms III. und die Notlage Preußens schrieben in Berlin ebensosehr Zurückhaltung vor, wie Yorck eine Entscheidung gewünscht hätte.

So war dieser auf sich selbst angewiesen. Inzwischen waren dumpfe Gerüchte von den Unglücksfällen der großen Armee bis nach Kurland gedrungen. Unter deren Eindruck hat auch Leutnant Wussow den eben angezogenen Brief geschrieben. Da Macdonald nichts verlauten ließ, zudem selbst, wie die Führer der übrigen Flügelheere, vom großen Hauptquartier aus im unklaren gelassen wurde, so schickte Yorck den Leutnant von Canitz-Dallwitz, um Erkundigungen einzuziehen, in geheimer Sendung nach Wilna, wo wir ihm in einem früheren Abschnitte schon begegneten. Dieser sah dort das ganze Unglück der großen Armee, über das er trotz eines Anflugs von persönlichem Mitleid seine Freude kaum zurückhalten konnte, und meldete dem General, was er gesehen. Yorck hat hierauf Macdonald von dem Gehörten Kunde gegeben, und da dieser endlich den Befehl zum Rückmarsch empfing, so setzte er sich, und mit ihm die Preußen, in Bewegung.

Auf den nun folgenden Märschen hat auch das 10. Korps begreiflicherweise seinen Teil an den Leiden des Rückzugs gehabt. Es war nach Mitte Dezember, die Hauptarmee schon durch Kowno gezogen. Die grimmige Kälte hielt noch immer an. Ein

ehemaliger Leutnant des Leibregiments, der spätere Generalleutnant v. MÜNCHOW, spricht von 20—24° Kälte, MACDONALD in seinen Memoiren nennt die uns schon bekannte Ziffer von 27 und 28°, behauptet aber, nur wenige Leute verloren zu haben, die sich trotz des Verbotes in Branntwein berauscht hätten und aus dem Schlaf der Trunkenheit in den ewigen Schlummer hinübergegangen seien. Besonders YORCK hielt strenge Mannszucht und brachte sein Korps, wenn auch nicht ohne Verluste, glücklich durch. Neben der größeren Widerstandsfähigkeit, die eine noch geordnete Truppe der Witterung entgegensetzen konnte, taten hier die günstigeren Allgemeinverhältnisse ihre Wirkung. Die Armee war mit Schafpelzen versehen, wenn sie zuletzt auch zerrissen waren, das von ihr durchzogene Land kultivierter, und der Mangel an Lebensmitteln hat niemals auch nur annähernd eine Höhe erreicht, wie bei den übrigen Heeresteilen.

Zudem wurde die Verfolgung von den Russen, zuerst der Rigaer Besatzung, dann auch von WITTGENSTEIN, lässig betrieben. Die Russen sind es nicht gewesen, die den preußischen General YORCK zum Abschluß seines berühmten Neutralitätsvertrages gezwungen haben. Noch weniger eine geheime Instruktion, über die man in letzter Zeit wieder allerlei geschrieben hat. Wie immer man seine Tat beurteilen mag — ob als »Felonie«,[1] wie es natürlich die Franzosen und auch nicht wenige ihrer deutschen Verbündeten getan haben — oder als den großen Entschluß eines in der Schule des Lebens gestählten Charakters, der in einem äußerst schwierigen Konflikt von Pflichten derjenigen folgte, die er für die höhere hielt: der Ruhm muß ihm bleiben, daß er ganz für sich allein gehandelt hat.

Denn der Umstand, daß sich eine schwache russische Abteilung, unter DIEBITSCH, zwischen ihn und MACDONALD geschoben, hätte einen General von YORCKS Bedeutung nicht zum Abschluß eines Vertrages mit dem Feinde bewogen — wenn er diesen nicht selbst herbeigewünscht hätte.

Ebensowenig aber hatte er eine bestimmte Weisung »von oben« erhalten, so heiß er sie ersehnt und so oft er darum gebeten hatte.

[1] Von Felonie im eigentlichen Sinne kann wohl in keinem Fall die Rede sein, da YORCK nicht im Vasallenverhältnis zu NAPOLEON stand.

Aus der letzten Antwort, die sein treuer Adjutant Seydlitz von Berlin mitbrachte, konnte er entnehmen, was er wollte. Der König hatte von seinem und des Kaisers von Frankreich engverbundenen Interesse gesprochen. In einem beigefügten Schreiben des Staatskanzlers Hardenberg aber war die Andeutung enthalten, daß die Politik Preußens sich ändern könne. Endlich brachte Seydlitz mündlich die Anweisung mit, »nach Umständen zu handeln«. Diese an sich nichtssagende Bemerkung erhielt nun freilich eine gewisse Farbe durch die Mitteilungen des Adjutanten über den Zustand des französischen Heeres, dem er auf seiner Rückreise begegnet war.

Und schon begann die erste Flutwelle der nationalen Erhebung in Preußen das Yorcksche Korps zu umspülen. Unter den jüngeren Offizieren war es zu »ernsten Erörterungen« gekommen. Junge Heißsporne des westpreußischen Dragonerregiments hatten, als sie den Weg nach Tilsit durch die Russen verlegt fanden, ihre Vorgesetzten zu bewegen versucht, zu den bisherigen Feinden offen überzugehen. Aber mit militärischem Gradsinn hatten der Kapitän Graumann und der Rittmeister v. Manstein das von sich gewiesen. Ein hierauf folgendes Gefecht eröffnete der Division Grandjean, mit der eine preußische Abteilung unter General Massenbach marschierte, die Tore von Tilsit.

Yorck konnte nicht daran gelegen sein, sich den Russen mit Haut und Haaren zu überliefern. Dazu war die Lage, in der er sich befand, viel zu verwickelt und Yorck ein zu feiner Kopf, um nicht zu wissen, daß bei Napoleons immer noch sehr respektabler Machtstellung die Sache, der er nützen wollte, durch den geringsten Fehler von seiner Seite aufs schwerste kompromittiert werden könne. So verhandelte er mit außerordentlicher Klugheit, nahm alles auf seine Verantwortung und setzte sich auch der Gefahr aus — der er wirklich nicht entgehen sollte —, später von beiden Seiten, französischer und russisch-preußischer, angegriffen zu werden, von der einen, weil er zu viel getan, Verrat oder wenigstens Abfall *(défection)* begangen, von der andern, weil er nicht frischweg mit den Russen über Macdonald hergefallen sei und dessen Korps vernichtet habe. Dazu kam, daß er im Fall des Mißlingens einer preußischen Erhebung seinen Kopf riskierte,

der ihm wirklich, wie er selbst es sagte, eine Zeitlang »auf den Schultern gewackelt hat.«

So ist dem alten YORCK bei all seinem Franzosenhaß der Entschluß sehr schwer geworden, und es hat lange gedauert, bis er zu CLAUSEWITZ und DOHNA in Tauroggen das entscheidende Wort sprach: »Ihr habt mich.«

Auch in die Freude seiner Offiziere, die wir gleich schildern werden, mischte sich, so laut sie sich äußerte, ein Wermutstropfen, wenigstens bei denen, die mit dem Marschall MACDONALD in nähere Berührung gekommen waren. »Keinem Preußen«, schreibt der Leutnant v. CANITZ, »konnte es einfallen, ein Unrecht in dem Schritt zu finden, der uns der fremden Knechtschaft entzog und uns dem Könige und dem Vaterlande wiedergab, das unser wohl bedurfte; aber wer den Marschall näher kennen gelernt hat . . ., den wird ein betrübendes Gefühl anwandeln, daß gerade dieser Mann mit einer bitter gekränkten Empfindung uns verließ, die ihm nicht zu ersparen war, die aber gerade ihm jeder gern erspart hätte.«

Ähnlich äußert sich HARTWICH, der sich als Adjutant beim General BACHELU befand und von MACDONALD freundlich entlassen wurde, mit nochmaligem Dank an die Preußen für die von ihm unter seinem, des Marschalls, Kommando bewiesene Tapferkeit. »Bei diesen Worten«, setzt HARTWICH hinzu, »umarmte und küßte er mich. Gerührt sah ich ihm nach, denn ich hatte nur Gutes von ihm empfangen.« In gleich chevaleresker Weise wurde der Leutnant v. KORFF vom westpreußischen Dragonerregiment, der die Stabswache bei dem Marschall kommandierte, von diesem entlassen. In MACDONALDS Memoiren heißt es sogar, daß dem Leutnant v. KORFF beim Abschiede Tränen im Auge gestanden hätten.

Übrigens ist es denn doch ein Irrtum, daß MACDONALD, wie neuerdings behauptet worden, »gegen YORCK und seine Handlungsweise niemals einen Vorwurf erhoben habe.« Ein Blick in die Denkwürdigkeiten des französischen Marschalls wird die Unrichtigkeit dieser wirklich abenteuerlichen Behauptung leicht ergeben. Aber MACDONALD war Kavalier. Das mag sein Benehmen gegen die preußischen Offiziere erklären.

Die eben erwähnten Scenen fielen in Tilsit vor, wo die Division Grandjean schon angelangt war, als der weiter zurück stehende Yorck in der Mühle von Poscherun den weltberühmten Vertrag mit den Russen abschloß. Bei den Franzosen war noch die erwähnte preußische Abteilung unter Massenbach, deren Führer Yorck den Befehl zukommen ließ, sofort zurückzumarschieren. Auch in dieser Hinsicht hat er die volle Verantwortung auf sich allein genommen. Man war im preußischen Lager eine kurze Zeit sehr besorgt wegen dieser Abteilung, doch gelang es ihr, durch schleunigen Abzug sich dem zu befürchtenden Widerstand von seiten der — völlig überraschten — Franzosen zu entziehen. Auch aus dem Abschiedsschreiben, das Massenbach an Macdonald richtete, klang ein persönliches Bedauern hervor, während Yorck den Marschall in trockenen Worten von seinem Schritte benachrichtigte.

In dem preußischen Korps als Ganzem herrschte Jubel über den Entschluß des Führers. Wohl ging unter den Offizieren des Leibregiments die bange Frage um: »Was wird der König dazu sagen?« aber es war, wie ein alter Mitkämpfer aus dem Feldzug später erzählte, doch »niemand gewesen, der hätte zurückbleiben wollen«, als Yorck in einer Ansprache an seine Offiziere allen, die seine Meinung nicht teilen würden, es freistellte, zu bleiben oder mit ihm zu gehen.

Auch eine Eintragung im Tagebuch des 2. westpreußischen Dragonerregiments bringt einen Beitrag zu den in dem preußischen Korps hervorbrechenden Stimmungen. Noch am 26. hatte dieses Regiment bei Piktupönen ein hitziges Gefecht mit russischen Truppen bestanden und noch einmal ein Lob von seiten der französischen Generale davongetragen. Drei Tage darauf »fand in Ragnit das erste freundschaftliche Zusammentreffen mit denen statt, die wir so lange unsere Feinde nennen mußten. Ein jeder überließ sich der Freude; von ihr durchdrungen waren die Krieger zweier Nationen, welche früher durch ein unglückliches Zusammentreffen feindlich geteilt wurden.«

Es war von vornherein ein falscher Ton in dem Konzert gewesen, das französische und preußische Kanonen vor Riga zusammen gegeben hatten, vielmehr hatte dieses Konzert eigentlich

aus lauter Dissonanzen bestanden. Noch einmal darf es gesagt werden: das war ein Fehler des großen Imperators, daß er die unzuverlässigsten Bundesgenossen auf die äußersten Flügel gestellt hatte.

Zumal von den Preußen konnte er nichts anderes erwarten, als daß sie die erste günstige Gelegenheit zum Abfall benutzen würden, vor allem, wenn ein zielbewußter Mann wie YORCK an ihrer Spitze stand. Immerhin hatte auch das Yorcksche Korps bis zum 30. Dezember seiner Bundespflicht genügt, und wenn es sich an diesem Tage, wie es in dem angezogenen Journal heißt, »von jenem verhaßten Bunde lossagte«, so konnte es doch auch behaupten, »für jenen ehrenvoll und blutig gestritten zu haben.«

Wir kehren jetzt zu der Stadt am Pregel zurück, wo die unglücklichen Reste des großen Heeres noch immer weilten, wo aber gleichfalls, wie wir wissen, schon die Vorfrühlingsluft der Erhebung Preußens gegen die napoleonische Herrschaft recht bemerkbar zu wehen begann.

Am 3. Januar 1813 war ganz Königsberg in fieberhafter Erregung. Die Truppen mußten auf die Alarmplätze rücken. Schon tags zuvor hatte MURAT sein Hauptquartier nach Elbing verlegt und NEY den Oberbefehl übertragen. In Königsberg sah es fast aus wie in Wilna beim Anrücken der Kosaken. Hochrufe erschollen auf den Kaiser ALEXANDER. Die Bürger rotteten sich auf den Straßen zusammen und beteiligten sich am folgenden Tage an einem Gefecht, das die Nachhut des inzwischen eingerückten Macdonaldschen Korps der russischen Vorhut unter WITTGENSTEIN lieferte. Nur NEYS energisches Auftreten verhinderte die von den Königsbergern beabsichtigte Sperrung der Tore. Trotzdem geriet noch eine Anzahl von Offizieren und Soldaten der Loisonschen Division in Gefangenschaft, abgesehen von 10000 Blessierten und Kranken, die wiederum zurückgelassen werden mußten. An Mißhandlungen der Zurückgebliebenen fehlte es bei der hochgradigen Volkserregung auch in der Stadt am Pregel nicht, obschon der höhere Kulturzustand der Ostpreußen den Ausschreitungen engere Grenzen zog als in Litauen. Immerhin wurden auch hier, wie entkommene Gefangene versicherten, Hilflose auf die Straßen geworfen und an ein mit mehreren hundert

Mann gefülltes Lazarett Feuer gelegt. In Braunsberg, das die Nachhut des französischen Heeres am folgenden Tage passierte, schossen die Einwohner aus den Häusern, wobei mehrere Mann des 13. bayrischen Regiments getötet wurden. Genau acht Tage später ist Graf HOCHBERG in Marienwerder mit knapper Not der Gefangennahme durch Kosaken entgangen, denen von Bewohnern der Stadt der Weg gezeigt worden war.

Wir wollen nun, statt dem immer weiter, hinter die Weichsel, die Oder und zuletzt die Elbe, zurückweichenden Heere noch weiter zu folgen, einige von denen, die das Glück hatten, *laboribus tot peractis* wenigstens für einige Zeit die Heimat wiederzusehen, dorthin begleiten.

In kläglichstem Aufzug erschienen die Reste stolzer Regimenter in ihren ehemaligen Garnisonen. So das 5. bayrische Chevaulegersregiment in Dillingen. »Ungefähr ein Jahr nach unserem Ausmarsch«, kündet MURALT, »rückten wir wieder in Dillingen an der Donau ein, aber ‚*quantum mutati ab illis!!*' Zwischen 600 bis 700 Pferde stark, waren wir ausgezogen, die Mannschaft schön und kernhaft, die Offiziere vortrefflich beritten, glänzend uniformiert, voll Mut und Lebensfeuer. Welche Metamorphose! Auf 12 bis 15 Vorspannwagen aufgehäuft, hielten wir unsern Einzug; 6 bis 8 ausgemergelte Schindmähren, die neben den Vorspannpferden hertrabten, war alles, was wir zurückbrachten, dazu waren sie, glaube ich, alle in Polen auf der Rückreise gekauft worden. Die Zahl der Leute belief sich ungefähr auf 50, worunter meist Offiziere und Unteroffiziere, davon waren wenige ganz hergestellt . . . .«

Sehr anschaulich haben auch verschiedene unserer württembergischen Freunde ihre Rückkehr geschildert. Von Inowrazlaw, dem Sammelplatze ihres Kontingents, waren sie zur Fahrt ins Schwabenländchen aufgebrochen: SUCKOW, wie immer, in guter Laune, die ihm auch ein unvermeidlicher Typhusanfall, der ihn vier Wochen in Meißen festhielt, nicht verdarb. In Ellwangen tanzte er schon wieder »eine unzählige Menge Walzer, Ekossaisen und sogar den Kotillon«, wobei er mit Befriedigung die gänzliche Heilung seiner großen Zehe konstatierte. Aber auch dieses leichte Herz geriet in Bewegung, als der Leutnant in seiner Garnison-

stadt Schorndorf hörte, daß außer ihm nur vier Offiziere seines Bataillons, von dem in der benachbarten Stadt Gmünd liegenden 2. Bataillon des Regiments aber niemand zurückgekehrt sei.

Tiefer angelegte Naturen wären von diesem grauenhaften Faktum noch anders geschüttelt worden. Eine solche war Martens, dem die Lust zum Tanzen verging, als er, im Gefolge seines Oheims, des Grafen Scheler, zu Edelfingen, in der Nähe von Mergentheim eintraf, wo gerade auch eine Ballfestlichkeit stattfand, der er schweigend zusah. Über seine weiteren Erlebnisse wollen wir ihm, zum letzten Male, das Wort erteilen: »Mittags kamen wir in meiner früheren Garnison Heilbronn an. Zu demselben Tore fuhr ich hinein, durch welches das schöne Regiment Kronprinz jubelnd ins Feld hinauszog, aber nun nicht mit dem schwankenden Federbusch auf dem Helme und der glänzenden Schärpe angetan, sondern als einziger dieses Regiments mit erfrorenen Gliedern und wehmütigem Blick und Gefühl. Man stieg im Gasthof zur Sonne ab, dessen Besitzer auf die freundlichste und uneigennützigste Weise über Mittag uns bewirtete. Die Champagnergläser wurden auf das Wohl aller geleert, die so glücklich waren, das Vaterland zu begrüßen, aber auch dem Andenken jener gedacht, denen dieses Glück nicht zuteil werden konnte.

Um 10 Uhr nachts fuhren wir zum Königstore von Stuttgart herein, und gleich darauf hielten unsere Wagen vor der Wohnung des Grafen von Scheler. Wie vermag ich das Entzücken zu schildern, welches Frau und Kinder bei der Ankunft des geliebten, in Freudentränen ausbrechenden Vaters empfanden! Zu überschwenglich groß war das Glück des Wiedersehens nach so vielen bangen, kummervollen Tagen; die gute Tante wurde von der Freude übermannt und sank auf der Treppe zusammen. Ich war stummer Zeuge dieser rührenden Scene, die Freude der Familie war zu groß, als daß ich hätte bemerkt werden können; tief ergriffen entfernte ich mich, um die seligen Augenblicke nicht zu stören.«

Dieser Familienscene kann sich als ein liebenswürdiges Bild aus unserer Großväter Tagen der Empfang Stockmayers in seiner Garnisonstadt Mergentheim würdig zur Seite stellen: Spät abends rollt ein Wagen unters Tor der alten Ordensritterresidenz. Als

der Torwart Stand und Namen des Insassen erfahren, rennt der Mann wie besessen durch die Straßen: »Unser Oberst v. Stock- mayer kommt eben glücklich aus Rußland!« In einer halben Stunde ist der Marktplatz mit Leuten aller Stände angefüllt; im Wirtshaus zum Straußen, wo der Heimgekehrte abgestiegen, wird bis Mitternacht die Gaststube nicht leer. Andern Tags prangt der Saal des Hauses in Tannengrün und Lichterschmuck. Ein Fest- mahl vereinigt die Bürgerschaft, und Nachbar Apotheker hat so- gar ein Lied auf den Gefeierten gedichtet. General v. Stockmayer bekennt in seinen »Denkwürdigkeiten«, daß es ihm noch beim Niederschreiben dieses Erlebnisses nicht möglich gewesen wäre, die Tränen zurückzuhalten.

Ein zartempfindender Mensch war auch Hochberg. In Posen hatte er sich von Eugen Beauharnais, der aus den Händen des in seine Staaten zurückgekehrten Murat den Oberbefehl über das französische Heer empfangen, verabschiedet. Er hatte es bei dem Vizekönige durchgesetzt, daß er seine ganze Mannschaft — noch 41 Köpfe — nach Baden schicken durfte. Kurze Zeit vorher war die »Brigade« in einer Scheuer zusammengetreten, wobei ein auf dem rechten Flügel stehender Feldwebel, namens Becker, sei- nen lahmen Kapitän auf dem Rücken trug. Graf Hochberg reiste über Berlin, Weimar, »wo bei Hofe alles auf ihn losstürmte«, und betrat am 6. Februar »mit dem Gefühle der Dankbarkeit gegen Gott« die badische Grenze. Am 7. war er in Karlsruhe, wo er am folgenden Tage eine Ovation erlebte, fast ebenso rührend wie der Empfang des Obersten v. Stockmayer in Mergentheim. Als er nämlich am Gymnasium vorbeiging, sah er eine Schar Knaben, die hinter ihm her eilte und ihn bis zum Schloß begleitete. Der frühere Lehrer des Grafen, Johann Michael Holtzmann, Vater des namhaften Heidelberger Germanisten, hatte in der Freude, den alten Schüler wiederzusehen, seiner Klasse freigegeben! Sechs Wochen später langte an einem Februarabende, »in Lumpen ge- hüllt und ganz zerrissen«, ein anderer Mitkämpfer von Malo- deczno, Feldwebel Steinmüller, in Mannheim bei seiner Fa- milie an.

Von den westfälischen Offizieren traf General v. Ochs am 20. Februar 1813 in Kassel ein, wo er von Jérôme mit Auszeich-

nung empfangen wurde. Mit ihm Hauptmann v. Borcke, dem der König den Orden der westfälischen Krone verlieh. Überhaupt erwies sich Napoleons Bruder den Heimkehrenden gegenüber sehr huldvoll. Dem Sergeanten Leifels, dem einzigen Soldaten, der vom 8. Infanterieregiment zurückgekehrt war, heftete er auf dem Friedrichsplatz in Kassel mit eigener Hand die silberne Verdienstmedaille auf die Brust und versprach für ihn zu sorgen, da der Mann, der nach seinen Erzählungen noch auf dem Rücktransport Unsägliches erduldet haben muß, so schwach war, daß er geführt werden mußte.

Einige 80 solcher Medaillen hatte der König an Unteroffiziere und Soldaten zu verteilen, auch 85 westfälische Orden. Dazu kamen 92 Kreuze der Ehrenlegion, mit denen Napoleon seinen Unglücksgefährten gegenüber nicht sparsam war. Von unsern westfälischen Berichterstattern wurde Hauptmann v. Linsingen mit beiden Ordenszeichen begnadet. Zudem wurde er in die westfälische Garde versetzt. Auch Graf Hochberg hatte die Freude, für sämtliche von ihm zur Ehrenlegion vorgeschlagenen Offiziere und Soldaten diese Auszeichnung zu erhalten. Er selbst empfing vom Kaiser das Offizierskreuz.

Auch die deutschen Fürsten, die ihre Kontingente in den Feldzug hatten mitgeben müssen, suchten die Überlebenden für die ausgestandenen Leiden zu entschädigen, und selbst König Friedrich von Württemberg, der sich über den Verlust seines schönen Korps sehr zornig äußerte, hat einmal tiefer in den Beutel gegriffen, als sonst seine Art war. Dem General v. Kerner z. B. schenkte er zur Wiederinstandsetzung seiner verlorenen Equipage 3000 Gulden; Oberst v. Stockmayer erhielt bald darauf seine Ernennung zum Brigadegeneral. Auch in Bayern erfolgte eine Menge von Auszeichnungen an Offiziere und Soldaten, die sich in dieser ungewöhnlich schweren Kampagne verdient gemacht und von denen viele mit den Nachwehen der überstandenen Strapazen, Gliederreißen, Wechselfieber, Schwachsichtigkeit und Gemütsleiden, jahrelang, ja lebenslänglich zu kämpfen hatten.

Die zurzeit noch Waffenfähigen wurden einigermaßen durch die Beförderungen entschädigt, die ihrer warteten. Selten ist das Avancement so günstig gewesen. Vakanzen waren ja in Menge

da. Eine Reihe ehemaliger Unteroffiziere seines Kontingents traf Freiherr v. Schauroth im September 1813 in Magdeburg als Epaulettenträger wieder, darunter einen weimarischen Oberleutnant, den er ein paar Monate vorher noch als Sergeanten gekannt hatte.

Doch wie wenige sahen die Rebengehänge an den Ufern des Mains und des Neckars wieder, wie wenige konnten wieder den Uhlbacher trinken, nach dem sich jener schwäbische Hauptmann im kalten Biwak vor Smolensk so sehr gesehnt hatte! Die Verlustziffern aus dem russischen Feldzuge sind so verschieden, wie die Rechner, die sie aufgestellt haben. Von rund 450000 Mann, die in den Junitagen den Njemen passiert hatten und deren Zahl infolge der Nachschübe auf weit über ½ Million gestiegen war, mögen ihn im Dezember etwa 30- bis 40-, höchstens 50000 zum zweiten Male überschritten haben. 28500 Bayern, 22500 Sachsen und etwa ebensoviele Westfalen, gegen 14000 Württemberger, über 4000 Badener usw. waren geblieben.

Am besten weggekommen war neben den Preußen des 10. Korps noch das 7., das in einer Stärke von etwa 5000 Mann in Dresden wieder einrückte. Darunter waren 3500 Sachsen, die noch 300 Pferde und einige Geschütze bei sich führten.

Wir benutzen die Gelegenheit, um über die Endschicksale auch dieses Truppenteils ein paar Worte einzufügen.

Nach und nach hatte man auch bei dem rechten Flügelkorps den Zusammenbruch der Hauptarmee erfahren.

Natürlich war Schwarzenberg nicht gesonnen, sich für die Trümmer des Heeres zu opfern, für dessen Rettung, als sie noch möglich gewesen, er sich so lau gezeigt hatte. Die ihm von Murat zukommenden Befehle, zur Deckung Ostpreußens etwas zu tun, befolgte er gar nicht, zog sich vielmehr in der Richtung auf Warschau zurück.

Die Sachsen folgten dieser Bewegung. Auch in ihre Reihen riß der Winter gewaltige Lücken, und man starb hier, wie man bei Wilna und Kowno gestorben war. Die Begleiterscheinungen waren im ganzen die gleichen wie auf dem übrigen Rückzuge. Die sächsischen Uniformen hatten sich in Bauernpelze und Bürgerkleider, in Fracks und Schlafröcke verwandelt, die vollständig

vom Reif überzogenen Pferde in »Schimmel«. Zerschnittene Rindshäute waren an Stelle des Schuhwerks getreten; »man sah Lappländern ähnlich«. Nur waren die Aushilfsmittel in immerhin reichlicherer Menge vorhanden als bei der Hauptarmee, so daß die alleräußerste Not abgewehrt werden konnte und die Retraite des 7. Korps das allgemeine Elend in blasseren Farben widerspiegelt. Doch war sie ungleich härter und verlustreicher als der Rückzug der Preußen durch Kurland.

In Polen konnten sich die Sachsen nicht lange mehr halten, zumal sich SCHWARZENBERG wie YORCK in Unterhandlungen mit den russischen Generalen eingelassen hatte, die auf eine Art Neutralisierung der österreichischen Streitkräfte abzweckten. Die Weisungen, die er bald darauf von Wien empfing, sprachen dafür, daß er den Intentionen seiner Regierung nur damit zuvorgekommen war. Es ist der Abfall einer zweiten Großmacht von der Sache Napoleons, der sich hiermit, als Ergebnis der unglücklichen Kampagne, vorbereitet. Doch empfand der österreichische General loyal genug, um seine bisherigen Waffengenossen nicht ganz im Stich zu lassen, vielmehr deren Rückzug zu decken.

REYNIER selbst gefährdete dagegen die Sicherheit seiner Truppen, indem er sie nach dem Abzug von Warschau in Feindes Nähe in Kantonierungsquartiere legte. Wie bei Wolkowisk straften die Russen seine Unvorsichtigkeit durch einen Überfall, und wie dort rettete ihn das entschlossene Auftreten der sächsischen Führer vor einer gänzlichen Niederlage in einem ohnehin sehr verlustreichen Gefechte bei Kalisch.

Nach verschiedenen weiteren Kämpfen mit den nachrückenden Russen kam das 7. Korps endlich an die sächsische Grenze, bei deren Überschreitung das Lied »Nun danket alle Gott!« angestimmt wurde.

Furchtbar war auch hier das Los der vereinzelten Nachzügler. Unteroffizier GOETHE wußte davon zu erzählen. Infolge von Ermattung zurückgeblieben, wanderte er durch Schlesien und Sachsen. »Wie ein Pestkranker gemieden«, wurde der halbtote Mensch von Dorf zu Dorf abgeschoben. Nur dann und wann fand er mitleidige Helfer, auch hier und da einen Unglücksgefährten, der vereinsamt wie er seines Weges zog und an den er

sich für eine Weile anschließen konnte. So landete er endlich in seiner Heimat, zu Artern, wo ihn die eigene Mutter nicht erkannte und er wochenlang mit dem Tode kämpfte, über den sein von Hause aus kräftiger Körper endlich den Sieg davontrug.

In großer Sorge waren die Sachsen wegen einer Abteilung ge- wesen, die unter dem General v. Gablenz bei Kalisch von den übrigen abgedrängt worden war und auf österreichisches Gebiet übertreten mußte. Sie wurde dort gut aufgenommen und fand in Krakau eine »Freistätte«. Die meisten Offiziere und Unteroffiziere reisten sogleich nach Sachsen zurück; die Mannschaft folgte erst später.

Die Neubildungen, zu denen man die Zurückgekehrten verwendete, mußten bei der drohenden Lage und Napoleons Drängen stark beschleunigt werden. Dieser Umstand trug neben manchen andern nicht unwesentlich bei, die Berechnung der Verluste des Jahres 1812 zu erschweren. Ein württembergischer Militärschriftsteller hat darauf aufmerksam gemacht, daß in den Rapporten vielfach die Feldzüge von 1812 und 1813 als ein einziger fortlaufender behandelt werden und zudem das Eintreffen von Ergänzungsmannschaften, die erst auf deutschem Boden zu den Trümmern stießen und nachher von den Berichterstattern eingerechnet und auch wieder nicht eingerechnet werden, die Zahlen fortwährend schwankend und unsicher macht.

Überdies konnte in der ersten Zeit, wo sich die Verluste noch genauer hätten feststellen lassen, dies schon aus dem Grunde nicht geschehen, weil noch Tausende in der Gewalt des Feindes waren. Wenn man in der Heimat anfangs hoffen mochte, von diesen noch eine beträchtliche Anzahl zurückkehren zu sehen, so wird der Leser, der uns bis hierher folgte, die damals gehegte Hoffnung schwerlich teilen.

Doch würde einem Buche, das Leben und Leiden der deutschen Krieger in Rußland darstellen will, Unvollständigkeit vorzuwerfen sein, wenn darin nicht auch die in den vorhergehenden Abschnitten nur gelegentlich berührten Schicksale der Gefangenen im Zusammenhang auseinandergesetzt würden.

Das soll denn im folgenden, dem Schlußkapitel, geschehen.

SCHLUSS. DAS LOS DER GEFANGENEN.

Um dem Leser eine klare Vorstellung von den Leiden derer zu entwerfen, die das Los traf, während des Feldzugs von 1812 in Gefangenschaft zu geraten, muß an manches an anderen Stellen Gesagte zurückerinnert werden. Es ist schon bemerkt worden, daß die Gefangenen der früheren Zeit, namentlich solche, die auf altrussischem Boden in Feindes Hand, besonders in die des ergrimmten Landvolkes, fielen, zum großen Teil erschlagen oder auf noch martervollere Art zu Tode gebracht wurden. Wir wollen ihre in Feldern und Wäldern verwesten Leichname ruhen lassen. Auch von dem Innern der russischen Hospitäler und der Behandlung der in ihnen untergebrachten Kranken ist bei Gelegenheit der Wilnaer Greuel die Rede gewesen. Dazu nur einige Nachträge, um zu zeigen, daß Litauens Hauptstadt hierin nicht allein steht, vielmehr höchstens den traurigen Vorzug hat, hinsichtlich der Masse des angehäuften Elends unter den russischen Städten den ersten Platz einzunehmen.

Der bayrische Unterapotheker Grasmann, der bei der Räumung von Polozk mit den dortigen Blessierten in der Stadt zurückgeblieben war und infolgedessen Gelegenheit fand, die russische Wirtschaft aus nächster Nähe zu betrachten, hat über das von ihm Gesehene mit Tag und Datum genaue Angaben gemacht.

Bei der Übergabe, Mitte Oktober, waren in einem der Polozker Klöster über 200 Mann untergebracht. Am 23. November waren nicht mehr 25 übrig. Am 12. Januar lebten ihrer noch zwei, bald nur noch einer, ein Amputierter, der trotz seiner Verstümmelung ins Innere des Landes abgeführt wurde. In Pskow, schreibt der Stabsauditeur Stubenrauch, lagen die Kranken »ohne Verpflegung, Montur, Medizin und Geld«.

In Minsk, wo der hessische Leutnant Peppler längere Zeit interniert war, gab es im Krankenhause zwar Bettstellen; aber »nur einige Halme Stroh und ein alter Teppich dienten zum Lager«. Am siebenten Tage entfloh der Leutnant aus dem »düstern Lokale«, da er den den übrigen Gefangenen als Aufenthaltsort angewiesenen Kerker dem Lazarett vorzog.

Die Behandlung der Patienten glich an allen Orten der in Wilna — womit eigentlich schon genug gesagt ist. Daher auch hierüber nur noch ein paar besonders charakteristische Notizen: In Smorgoni sollen drei Kameraden Pepplers unter den Peitschenhieben eines russischen Stabsoffiziers geendet haben. Auch das Aufsichtsperso= nal betrug sich fast überall in derselben Weise: der russische Korps= apotheker in Polozk war beständig betrunken, und die Doktoren, leider auch ein Teil der in der Stadt zurückgebliebenen deutschen Militärärzte, ließen sich von dem üblen Beispiel dieses Menschen anstecken.

In Mohilew, wo er sechs Wochen krank lag, zu einer Zeit, als die erste Verwirrung des Krieges vorüber und schon verhältnis= mäßige Ordnung eingezogen war, konnte Furtenbach die in der Geschichte der Therapie jedenfalls bemerkenswerte Erscheinung beobachten, daß den Insassen des Hospitals, in dem übrigens sogar die Aborte fehlten, jeden Morgen dieselbe Arznei ge= reicht wurde, mochten sie an Wunden darniederliegen oder an irgend einem der vielverbreiteten inneren Übel leiden. Als Deli= katesse verspeisten die Opfer dieser seltsamen Kurmethode die Ratten des Klosters, die sich durch ungewöhnliche Größe und Wohlbeleibtheit ausgezeichnet haben sollen.

Wer am Lazarett vorbeikam, hatte nicht minder zu leiden. Daß die Gefangenen rein ausgeplündert wurden, ist uns bekannt, auch daß in der Regel die Kosaken die ersten waren, die dieses Geschäft besorgten und daher die reichste Beute davontrugen. Da sie (we= nigstens die irregulären) keine Löhnung empfingen, sahen sie es als ihr gutes Recht an, sich durch Raub für die Entbehrungen des Feldzuges schadlos zu halten. Zunächst griffen sie natürlich zu dem, was der überwältigte Gegner an Geld und Geldeswert mit sich führte. Dann nach allen glänzenden Gegenständen, die sie in ihrer Einfalt unterschiedslos für Gold gehalten zu haben scheinen. Sie schnitten das Messing von den Tschakos, die Metallknöpfe von den Uniformsröcken und Unterkleidern, rissen den Gefange= nen Ohrringe mitsamt den Ohrläppchen ab, schlugen und stachen mit den Piken, sobald einer nicht gutwillig alles ablieferte. Leut= nant Peppler machte diese Erfahrung, als er in Smorgoni seine Epauletten in einen Brunnen warf, um das Abzeichen des Offizier=

standes von den Barbaren nicht schänden zu lassen. Ein erschütternder Anblick bot sich einem anderen unserer Berichterstatter in Wereia: ein Marketenderpaar mit eingeschlagenen Schädeln, dessen Leichen sechs jammernde Kinder umstanden. Ihr Geld, das sie festgehalten, war ihr Verderben geworden. Auch Mäntel, Röcke, Westen usw. mußten die Gefangenen hergeben, vor allem brauchbare Stiefel, wenn sie solche noch besaßen. Oft erhielten sie dafür abgetragenes, altes Zeug; aber auch das wurde ihnen wiederum von andern genommen, bis sie nichts mehr hatten und in nackter Blöße allen Unbilden der Witterung ausgesetzt waren, was am härtesten natürlich die während der letzten Wochen des Rückzuges an der Beresina, bei Wilna, Kowno usw. Gefangenen traf.

Wer es wagte, sich über die Plünderungen zu beklagen, wurde in der Regel mit dem Hinweis auf das Kosakenrecht kurz abgewiesen. Zu den Befehlshabern durchzudringen war ohnehin nicht leicht und auch bei diesen der Empfang oft mehr denn unfreundlich. Das in Polozk gefangene bayrische Sanitätspersonal, das natürlich ebenso schamlos beraubt worden war wie die Kombattanten, wurde vor einen General geführt, der die Herren »kaum anzusehen würdigte«. Nur die deutsch-russischen Ärzte nahmen sich der Kollegen an. Voller Empörung sah Wedel, wie General Kutusow, ein Neffe des Höchstkommandierenden, einem französischen Kapitän, der ihm Vorstellungen machte, einen Faustschlag versetzte, so daß der kraftlose Mann zurücktaumelte und mit blutendem Gesicht zu Boden stürzte. »Warum seid ihr mit dem Räuber Napoleon nach Rußland gegangen?« herrschte ein anderer russischer Befehlshaber ein Häuflein deutscher Offiziere an, unter denen sich Peppler befand, als sich diese bei ihm melden ließen, um Erleichterung in ihrer Lage zu finden. Am Ende ließ sich die besternte Exzellenz doch herab, den in so sichtlicher Not Befindlichen eine Anzahl Rubelscheine hinzuwerfen; aber kaum fünfzig Schritt von seinem Quartier wurden sie ihnen wieder abgenommen. Das war die gewöhnliche Folge, wenn ein russischer Offizier sich seiner Standesgenossen annahm, was namentlich gebildete Kurländer oft in wirklich edelmütiger Weise taten. Auch der Kosakengeneral Ilowaisky gab Wedel eine neue Uniform; aber der Beschenkte hat sie nicht lange behalten.

Denn es zog und zerrte an den Unglücklichen alles herum, was ihnen begegnete: Reguläre und Irreguläre, Ratniki (Land=wehrmänner), nicht zuletzt wieder die unersättlichen Juden, die durch trügerische Vorspiegelungen den Armen oft das letzte ge=rettete Goldstück abschwindelten, sich auch sonst ihnen gegen=über in einer Weise benahmen, die an früher berichtete Auftritte erinnert. Seltene Ausnahmen bestätigen auch hier die Regel. In dem polnischen Städtchen Wischenew lernte Leutnant Furtenbach einen jüdischen Kupferschmied kennen, der hochherzig genug dachte, um Wohltaten, die er einst in deutschen Landen empfangen, an kranken Bayern heimzuzahlen. Die Mehrzahl seiner Glaubens=genossen zeigte hingegen den bekannten Servilismus gegen die Sieger. Die Gefangenen wurden in gröbster Weise von ihnen in=sultiert, sogar angespieen. Einen besonders empörenden Auftritt erzählt Peppler aus Minsk. Hier wurden einzelne der Gefangenen auf der Straße festgehalten, Pferdekot den Hungernden in den Mund gesteckt, wobei die Juden in ihrem eigentümlichen Deutsch riefen: »Da hat der Herr Brud (Brot).« Wer bei solchen Gelegen=heiten in der Entrüstung antwortete, mußte die gemeinsamen Faustschläge von slavischen und semitischen Händen über sich er=gehen lassen. Manchmal wurde freilich das Treiben der Juden selbst den Kosaken zu arg; sie kehrten den Spieß um, und der Sohn Israels hatte die Zeche zu zahlen.

Auch sonst zeigten die Kosaken hier und da gemütlichere Sei=ten. Der mecklenburgische Oberleutnant v. Maltzahn wurde von einem alten Kosaken gegen dessen Kameraden verteidigt. Sergeant Schrafel erzählt, daß einer dieser bärtigen Männer ein dreijähriges Mädchen, das Töchterchen einer gefangenen Mar=ketenderin, auf sein Pferd gesetzt und dem weinenden Kinde in seiner unverständlichen Sprache zugeredet habe. Besondere Vor=liebe zeigten die Natursöhne für die Töne auch der kunstlosesten Musik. Dem in der Nähe von Tarutino gefangenen Karl Schehl rettete eine Klarinette das Leben, auf der er das seiner Lage ent=sprechende Liedchen »O du lieber Augustin, alles ist hin« den freudig erstaunten Pikenmännern vordudelte. Züge rauher Gut=mütigkeit werden noch mehrfach von Kosaken erzählt. Aber sie ver=schwinden neben der fabelhaften Roheit, mit der in der weitaus über=

wiegenden Mehrzahl der Fälle die wehrlos gewordenen Soldaten der großen Armee behandelt wurden, die man wie Viehherden zusammentrieb, um sie Hunderte von Meilen über Rußlands weite Ebenen dahinzujagen. Wer ermattet niedersank, wurde kurzerhand ins Jenseits befördert. Einen besonders tragischen Vorfall erzählt der bayrische Fourier Köstler. Er betrifft einen von dessen Freunden, einen wohlhabenden Brauerssohn, der eine Braut daheim zurückgelassen hatte. Vor Sehnsucht und Heimweh wahnsinnig geworden, weigerte sich der Arme zu marschieren und erlag, nach fruchtlosen Bemühungen seiner Kameraden, ihn zum Aufstehen zu bewegen, auf dem Marsch von Dünaburg nach Pskow dem für ihn im Grunde wohltätigen Stoß einer Pike.

Überhaupt war die Behandlung auf den Transporten abscheulich. Die Zugführer ließen ihre Schutzbefohlenen systematisch hungern, verhungern. In vielen Fällen geschah das einfach aus Habsucht, da sie nämlich die für deren Verpflegung ausgeworfenen Gelder in die Tasche steckten. Doch haben auch noch andere Gründe mitgewirkt, wie sich aus dem weiteren Verlaufe meiner Darstellung ergeben wird. Der an der Moskwa gefangene Oberst v. Leysser erzählt, daß auf dem Wege von Moskau nach Riäsan die gemeinen Soldaten erst am vierten Tage Speise bekamen, eine kleine Portion *suchari*, eine Art steinharten Zwiebacks, über den einer, der lange genug davon leben mußte, bemerkt, der westfälische Pumpernickel müsse im Vergleich zu diesem Gebäck Weißbrot genannt werden. Dabei war er häufig verdorben. Oder man gab den Gefangenen halbgar gekochte Bohnen oder Erbsen, »die gleich den Schweinen in Trögen vorgesetzt wurden.«

Wollte ein mitleidiger Edelmann, an dessen Schlosse einer dieser Trauerzüge hielt, sich der Elenden annehmen — die Mildtätigen waren zumeist wieder Polen oder geborene Kurländer —, so mußte er, der eigenen Sicherheit wegen, der Betätigung seiner Gefühle enge Schranken ziehen. Man war auch schon für eine grobe Grütze herzlich dankbar, und ein westfälischer Jäger mit Namen Peters, von den *chasseurs carabiniers d'élite* Jérômes, hat sich nach den Erzählungen seines vor einigen Jahren in Bonn verstorbenen Sohnes bis an sein Ende dankbar eines Herrn v. d. Osten-Sacken erinnert,

der ihm auf seinem zwischen Moskau und Saratow gelegenen Gute eine solche reichen ließ.

Die russischen Grausamkeiten gingen aber noch viel weiter. Wie den Fiebernden im Hospital, so wurde auch den auf den langen Märschen Verschmachtenden sogar das Wasser vorenthalten. »Ich habe selbst gesehen,« sagt der Hannoveraner C. C. ZIMMERMANN von einem Transportführer, »wie er einem Kameraden, der ihn flehentlich um die Erlaubnis bat, in dem vorüberfließenden Wasser seine Wunde waschen zu dürfen, damit antwortete, daß er ihm die Spitze seines Degens zeigte.« »Unter solcher Behandlung«, sagt derselbe Zeuge, »trieb man uns fort von Tagesanbruch bis Sonnenuntergang.«

Ebenso entsetzlich war die Unterkunft. Die Ermüdeten wurden in die niedrigen Räume der Bauernhütten und Judenhäuser gebracht, wo sie, wie Heringe zusammengepackt, weder stehen noch liegen konnten, mit Ausnahme der wenigen, denen es gelang, unter Tische und Bänke zu kriechen. An das berüchtigte schwarze Loch von Kalkutta [1]) erinnern die Qualen, die in diesen Gelassen ausgestanden wurden, wie der westfälische Leutnant WACHSMUTH sagt, dessen Schilderung im einzelnen wiederzugeben ich mit Rücksicht auf die Nerven des Lesers mich geradezu scheue. Die einzige Andeutung mag genügen, daß die unglücklichen Menschen nicht einmal zur Befriedigung von Naturbedürfnissen aus ihren Käfigen gelassen wurden.

In den Städten war das erste beste, vielmehr in der Regel das allerschlechteste leerstehende Gebäude zu ihrer Aufnahme bestimmt.

Oberstleutnant v. CONRADY, der uns bei dieser Gelegenheit wieder begegnet, erzählt über eine Nacht, die einige 100 Kranke in dem unweit von der Gouvernementsstadt Orel gelegenen Flecken Mochowiza in einer Lohgerberei zubringen mußten: »Ohne daß irgend jemand sich darum gekümmert hatte, ob der Raum ausreichend war, pferchte man die Armen mit Pike und Knute zu-

[1]) Das »schwarze Loch« von Kalkutta ist weltgeschichtlich dadurch bekannt, daß der indische Nabob SURAJA DAULA hier im Jahre 1756 den aus 150 Mann bestehenden Rest der Garnison eines englischen Forts einsperren ließ. Von diesen erstickten in einer Nacht 128.

sammen und schloß sie allem Jammergeschrei zum Trotz ein. Bei dem nun entstandenen Gedränge, in dem der Trieb der Selbsterhaltung alle Schranken menschlicher Rücksicht niederriß, fanden eine Anzahl ihren Tod, viele andere waren am anderen Morgen so krank, daß sie nicht aufstehen konnten. Diese alle wurden ohne Erbarmen von den Ratniks (Milizen) erstochen!« »Auf dem Marsche von Kaluga nach Orel«, setzt der Oberstleutnant hinzu, »sind in ähnlicher Weise über 400 Mann umgekommen.« In Orel selbst war es nicht besser. Hier wurden Unteroffiziere und Mannschaften in eine Reitbahn gesperrt: »Da in dem Gebäude alle Fenster zerschlagen waren, so sahen sich die nur noch mit Lumpen bekleideten Leute der vollen Unbill einer stürmischen Regennacht ausgesetzt. Ströme von Wasser wurden durch die offenen Fenster hineingepeitscht, und bald stand es an vielen Stellen zollhoch in dem Raume.« Das war Anfang November.

Noch Gräßlicheres hat Förster FLECK erlebt, der mit einem Haufen von Angehörigen aller Nationen von den unheilvollen Ufern der Beresina landeinwärts getrieben wurde. Anfangs waren es nach seiner Angabe 2800 Mann. In der fürchterlichen Dezemberkälte mußten diese Unglücklichen Nacht für Nacht, bei meist unzulänglichem Feuer, biwakieren. Als sie eines Abends in der Verzweiflung ein Darrhaus abrissen, um sich der Sparren zu bemächtigen, wurde ihnen zur Strafe das Holz für die folgende Nacht ganz entzogen, so daß die Hälfte der innerhalb von drei Wochen auf 400 Köpfe zusammengeschmolzenen Menschen in wenigen Stunden erfror. Auch FLECK verlor an jenem Abend den letzten befreundeten Kameraden. Nach seiner Angabe soll schließlich der ganze Transport bis auf einen Mann umgekommen sein. Dieser eine war er selber, der in jener verhängnisvollen Nacht entfloh. Nur durch ein Wunder ward er gerettet. Denn die Flucht in dem fremden Lande war bei dem Zustande der Erschöpften, ihrer Unkenntnis der Sprache und der feindseligen Gesinnung der Bevölkerung natürlich äußerst gefahrvoll. Nur sehr wenige sind entkommen, die andern wurden von den Kosaken und Bauern getötet oder zu ihren Peinigern zurückgebracht, die ihnen einen schrecklichen Empfang bereiteten. Der Verfasser der »Erinnerungen aus der russischen Gefangenschaft« gibt an, daß ein

sächsischer Unteroffizier wegen Fluchtversuches mit 300 Stockschlägen bestraft wurde; »nur mit Mühe kam er davon.« FLECK sah, daß wiederergriffene Polen »hinter einen Schlitten gebunden, im Kreise herumgejagt und von hinten mit Piken so lange gestoßen wurden, bis sie ihr Leben ausatmeten.«

Hier erhebt sich die Frage, aus welchem Grunde man die größtenteils im Westen Rußlands gefangenen Menschen nicht nur tief ins Innere des weiten Reiches, sondern zum Teil sogar bis an die sibirische Grenze verschleppte. So wurden von unseren Berichterstattern FURTENBACH und die württembergischen Leutnants v. SODEN und YELIN in dem Gouvernement Pensa interniert, CONRADY und der Musikmeister THEUSS im Gouvernement Orel. Den Grafen PREYSING und seinen Adjutanten v. FLOTOW schickte man nach Jaroslawl. Andere kamen in den Bezirk von Saratow, unter ihnen PEPPLER, FLECK, v. LEYSSER und Graf WEDEL, der seine Reise von Witebsk dorthin in farbenreicher Darstellung geschildert hat. Der vorhergenannte Jäger PETERS hat die Salzsteppen des Kaspischen Meeres gesehen. Viele mußten noch weit über die Wolga hinaus wandern: der Stabsauditeur MAX v. STUBENRAUCH nach Wiätka, C. C. ZIMMERMANN nach Busuluk an der Samara; ein bayrischer Korporal BÜTTNER vom 5. Chevaulegersregiment, der uns noch mancherlei erzählen wird, sogar bis in die Nähe des Ural, nach Perm. Andere blieben allerdings in den westlichen Teilen Rußlands: von den an der Düna gefangenen Bayern kam der schon früher vielgenannte Sergeant SCHRAFEL nach Tschernigow, der bei der Brigade Ströhl gewesene Unterleutnant DOEPP an den Onegasee; Fourier JOSEPH KÖSTLER vom 1. Linieninfanterieregiment nach Pskow; der gleichfalls im Korps Wredes gefangene westfälische Fourier HAARS mußte in Dünaburg schanzen helfen. Eine Abteilung Bayern wurde von Riga nach Kasan, von dort wieder zurück und dann abermals nach Kasan geführt. Ein Prinzip scheint in alledem nicht gewesen zu sein: nur die bei Kobrin gefangenen Sachsen von der Brigade Klengel waren wohl sämtlich im Gouvernement Kiew interniert; der Hauptberichterstatter dieser Gruppe, der »Verfasser der Erinnerungen aus der russischen Gefangenschaft«, ein Offizier des Infanterieregiments König, hat geraume Zeit in Korinowka, unfern Kiew, zugebracht.

Die meisten wurden kreuz und quer durch die russischen Steppen gejagt; nicht wenige wie absichtlich im Kreise herumgeführt, dann, statt sie wenigstens beieinander zu lassen, auf die kleinsten Nester, Städtchen, Flecken, übers platte Land verteilt. Ausnahmslos haben sie große, manche ganz ungeheure Wegstrecken zurückgelegt. Furtenbach hat die Gesamtsumme der von ihm in Rußland durchlaufenen und abgefahrenen Strecken auf 6628 Werst, also fast 1000 Meilen berechnet. Stubenrauch fand, daß er von dem Orte Babinitzki, wo er in Feindes Hand fiel, über Pskow nach Wiätka und von dort zurück bis in seine Heimat Nürnberg 5598 1/2 Werst abgemacht hatte. Warum wurde dieser Mann, ein Nichtmilitär, aus der St. Petersburger Gegend in die Nähe des Uralgebirges, warum Graf Wedel aus dem Dünatal nach dem weltentlegenen Saratow geschafft? Als gebildeter Mann hat er sich selbst diese Fragen vorgelegt. Wollte man die Gefangenen nur aus der Gegend des Kriegsschauplatzes entfernen, so brauchte man sie nicht gar so weit zu verschicken. Oder war die Besorgnis vor einer abermaligen Invasion der Franzosen so groß? Wirklich scheint man in russischen Kreisen mit einer solchen gerechnet zu haben. Aber selbst dann war es kaum nötig, Menschen, die — in militärischem Sinne — größtenteils längst unbrauchbar geworden waren, in die abgeschiedensten Gegenden zu verbannen. Kamen doch welche sogar nach Archangelsk! Oder ging die Absicht dahin, die Gefangenen zu Predigern der Größe Rußlands zu machen, indem man ihnen das Reich in seiner ganzen Ausdehnung zeigte? Oder war es darauf abgesehen, der eigenen Bevölkerung durch den Anblick des jämmerlichen Zustandes der Eindringlinge von den »Siegen« der russischen Waffen einen möglichst hohen Begriff zu geben und kriegerische Begeisterung unter den niederen Massen zu erwecken?

Möglich, daß alle diese und noch andere Ursachen, von denen noch zu reden sein wird, zusammengewirkt haben, um die Befehle der russischen Regierung zu erklären, die darüber nicht im unklaren sein konnte, daß durch dieses Verfahren das Elend des Krieges in ganz zweckloser Weise vermehrt werden mußte. Was half es z. B., wenn der Leiter eines Gefangenentransportes, der auf dem Wege von Tweronisch nach Tscherkask seine Kohorte von

500 auf 86 heruntergebracht hatte, hinterher nach Sibirien ver≈ bannt wurde, zumal, wenn man gleichzeitig erfährt, daß ein anderer Transportführer straflos blieb, der die Überführung bis Twero≈ nisch geleitet und nicht wie jener 414, sondern gegen 2500 Um≈ gebrachte auf dem Gewissen hatte! Jedenfalls konnte unter den Opfern eines solchen Verfahrens der Verdacht wohl rege werden, das ganze Hin≈ und Herschicken unter Hunger, Qual und Ver≈ folgung sei nur in Scene gesetzt worden, um sie mit möglichster Langsamkeit einem Tode zu überliefern, um den viele von ihnen die gefühllosen Treiber oft genug anflehten.

Auch das Benehmen eines großen Teiles der Bevölkerung mußte die Gefangenen in diesem Verdachte bestärken. Wir reden jetzt nicht mehr von den polnischen Juden und den erbitterten Bauern, die in der Nähe des Kriegsschauplatzes wohnten. Auch in vielen Städten des Innern flogen den Gefangenen Schmutz und Steine entgegen, und die Abneigung des Volkes zeigte sich in jeder nur denkbaren Weise.

In besonders schlechtem Andenken stand bei allen, die das Schicksal in das feindliche Land verschlagen, die Stadt Tambow, deren fremdenfeindlicher Gouverneur, Fürst GAGARIN, einer Ab≈ ordnung von deutschen Offizieren bewies, wie wenig sich die Machthaber in den Provinzen selbst um die Ausführung der ihnen von allerhöchster Stelle zugesandten Befehle kümmerten. Als ihn diese Offiziere an einen Ukas Kaiser ALEXANDERS zu erinnern wagten, der zu menschlicher Behandlung der Kriegsgefangenen aufforderte, erwiderte der selbstherrlichste der Gouverneure mit rohem Lachen: »Geht zum Teufel, ihr französischen Hunde, der Himmel ist hoch, der Zar ist weit.«

Von der Haltung dieser hochgestellten Beamten hing natür≈ lich vieles ab. War der Allmächtige des Gouvernements den Fremdlingen gnädig, so waren diese, wenigstens in seiner Resi≈ denz und deren Bannmeile, vor Unbilden sicher; wenn nicht, ward ihr Leben daselbst zur Hölle. Es ist daher kein Wunder, daß die Charakterbilder der Gouverneure in fast sämtlichen Nie≈ derschriften einen gewissen Raum einnehmen. Gerühmt wird be≈ sonders der von Saratow, der wirklich alles getan zu haben scheint, um das Los der in seine Hand Gegebenen zu mildern; daneben

der von Petrosawodsk. Er gab dem Leutnant Doepp einen Empfehlungsbrief, der ihm und seinen Leidensgefährten alle Türen öffnete. Auch unterließ er es nicht, sich auf einer Rundreise durch seinen Amtsbezirk nach ihnen umzusehen und über die Art ihrer Unterkunft Erkundigungen einzuziehen. Auch Fürst Gallitzin in Pensa nahm die Ankömmlinge wenigstens artig auf; doch wirft ihm Leutnant Yelin vor, ein vom Kaiser den Offizieren für deren spätere Rückreise bestimmtes Geschenk von je hundert Rubeln bei der Auszahlung um die Hälfte gekürzt zu haben. Wieder — wenn es wahr sein sollte — ein charakteristischer Beleg dafür, wie die Korruption des russischen Beamtentums dazu beitrug, die Leiden der Gefangenen noch zu steigern.

Jeder Stadtkommandant, jeder Gorodnitschi (Bürgermeister) und Dorfschulze konnte sie schikanieren und malträtieren, und sie haben es in reichem Maße getan. Doch gab es unter diesen Beamten auch prächtige Leute, die die Beschwerden der Beraubten und Geprellten bereitwillig entgegennahmen und widerhaarige Quartierwirte oder aufsässige Bauern, die sie mit Tätlichkeiten bedroht hatten, auf gut russisch derb durchhauen ließen. Namentlich geschah das während der Rücktransporte. Einzelne Typen sind in den Gefangenschaftsberichten aufbewahrt geblieben. Dem unfreundlichen Kommandanten von Bobruisk, über den Peppler bittere Klage führt, steht der wegen seiner Humanität gerühmte Peter Iwanitsch von Rengsdorff in Busuluk gegenüber, wiederum ein geborener Kurländer. Auch der joviale Polizeimeister von Trubtschewsk verdient, daß wir seiner noch heute gedenken. Er nahm einmal einen ganzen Transport vorbeiziehender Offiziere ins Haus, und sein Schwiegersohn mußte dabei helfen. Noch nach Jahren dachte Leutnant Yelin an den herrlichen Punsch, den er in dessen Hause getrunken. Auch diese Scene gehört allerdings der Zeit der Rücktransporte an, als sich die Leidenschaft schon einigermaßen gelegt und die Siegesfreude die russischen Barbaren etwas besänftigt hatte.

Besonders nahmen die Russen Anstand an dem religiösen Verhalten der Fremden. In den grimmigen Manifesten des Generals Kutusow waren diese ja als Feinde des orthodoxen Glaubens und Napoleon als Antichrist bezeichnet worden. Das Volk hielt sie

kurzweg für Heiden, und mit Unrecht wundert sich der gute Korporal Büttner darüber, daß sogar feine Damen diesen Wahn teilen konnten.

Man beobachtete ihr Verhalten gegenüber den Heiligenbildern, die selbst der ärmste Russe in einer Ecke seiner rauchgeschwärzten Holzhütte stehen hat. Kluge Leute machten sich das zu nutze, und auch eifrige Lutheraner, wie Zimmermann, Fleck und selbst der später als Prediger im Braunschweigischen gestorbene Johann Gottlieb Haars drängten in der verzweifelten Lage, in der sie sich befanden, ihre protestantische Überzeugung so weit zurück, um dem Erzengel Michael oder dem heiligen Basilius eine Reverenz zu machen. Und der dankbare Heilige bewährte seine Wunderkraft, indem er alsbald ein Gericht Kapusta (Sauerkohl) erscheinen ließ, das den ausgehungerten Ketzern vortrefflich mundete. Der württembergische Oberleutnant Kurz hatte sich sogar ein russisches Kreuz um den Hals gehängt, das sich »als ein wirklicher Talisman bewies.«

Interessante Fälle einer entgegengesetzten Denkart weiß Yelin zu melden. Im Gouvernement Pensa gibt es viele Tataren, Todfeinde ihrer russischen Bezwinger und gläubige Mohammedaner. Diesen gefiel es, wenn kein Kreuz gemacht wurde, und als der Leutnant mit mehreren Begleitern einmal zu einem dort wohnenden Bauern ins Quartier kam, erhellte sich das Gesicht der anwesenden Frau sichtlich, nachdem sie gesehen, daß ihre Gäste dem verhaßten Glauben der Moskowiter nicht anhingen. Die Fremden wurden aufs herzlichste bewirtet. Die guten Leute wollten keine Bezahlung annehmen, empfingen später die auf der Rückreise wieder durchpassierenden Offiziere als alte Freunde, und der Hausherr trank sich ihnen zu Ehren gegen die Regel des Koran einen tüchtigen »Zopf« an.

Überhaupt zeichneten sich die schlitzäugigen Tataren – Tscheremissen, Mordwinen und wie sie heißen mögen, die Umwohner der Wolga – vor den Vertretern der weißen Rasse in Rußland mannigfach aus, nicht nur durch die größere Reinlichkeit ihrer Wohnungen, sondern auch durch die Freundlichkeit ihres Benehmens gegen die Fremdlinge, von denen sie freilich keine Schranke nationalen Hasses trennte. Die tatarischen Baschkiren

waren als Transportführer von jenen gern gesehen. Oft verrieten ihre Offiziere Züge wahrer Herzensbildung. Rasch gewöhnte sich der ehrliche Bayer SCHRAFEL an die großen Ohren und die Glatzköpfe dieser gutmütigen Kerle, die bei allen, die mit ihnen zu verkehren hatten, ein gutes Andenken hinterließen, während Russen und »Franzuski« noch lange mit feindseligen Blicken einander betrachteten.

Mit der Zeit freilich begann der wilde Haß des slavischen Volkes etwas nachzulassen. Man fing an, Unterschiede zwischen den Gefangenen zu machen und die Deutschen vor den übrigen auszuzeichnen. Überhaupt haben es diese in Rußland verhältnismäßig noch am besten gehabt, woraus man auf das Los der übrigen schließen mag. Schon der Umstand, daß die Deutschen fast überall Landsleute trafen, hat zur Verbesserung ihrer Lage nicht wenig beigetragen. Mancher fand unter dem russischen Militär Jugendgespielen oder ehemalige Regimentskameraden aus preußischen oder sächsischen Diensten, die sich alter Freundschaft zur rechten Zeit erinnerten. CONRADY wurde in Orel von einem solchen aus der Not geholfen. FLECK hatte seine Rettung einer deutschen Frau zu danken, die ihn für längere Zeit auf einem Gute unterbrachte, dessen Besitzer selbst mit einer Deutschen verheiratet war. Auch in der Gouvernementsstadt Pensa, wohin er später kam, lernte er Deutsche kennen, die ihn unterstützten, besonders einen Schneider, allem Anschein nach den aus Bretten im Badenschen stammenden Meister EGITMEYER oder ENGERTMEYER, einen überaus wackeren Mann, der später von dem badischen Großherzog für die Verdienste, die er sich um dessen Landeskinder erworben, durch ein Ehrenzeichen belohnt wurde. Ein noch schöneres hat ihm der Dichter JOHANN PETER HEBEL in seiner Erzählung »Der Schneider von Pensa« gestiftet. Leutnant PEPPLER wurde in Minsk, wo er im alleräußersten Elend schmachtete, von der Familie eines Gastwirts BRENNEISER wie ein Kind des Hauses gepflegt. Er hatte nur um ein Plätzchen im Stalle gebeten, um ruhig sterben zu können! Es gehörte etwas dazu, einen typhusbehafteten Menschen aufzunehmen, der nach seiner Beschreibung »mit tief eingefallenen Backen, hohlen Augen, ohne alles Haupthaar« erschien, mit einer groben Leinenhose und einer alten Pferdedecke bekleidet, die natürlich von Ungeziefer wimmelten.

Rührende Krankheitsgeschichten von Gefangenen werden auch sonst in Menge erzählt. Die in fast allen größeren russischen Städten ansässigen deutschen Ärzte haben manchem Landsmann das Leben gerettet. Den unvermeidlichen Typhus hatten fast alle zu überstehen. WEDEL, CONRADY, ZIMMERMANN wurden vom Rande des Grabes zurückgeholt, letzterer durch den greisen Doktor von Busuluk, namens STOBÄUS, einen geborenen Preußen. CONRADY wurde in Orel von dem deutschen Hausarzt einer russischen Familie, mit der er bekannt geworden war und der er viel zu danken hatte, sorgfältig gepflegt. Selbst in dem unfreundlichen Tambow fanden die Gefangenen einen tätigen Freund aus dem Sachsenlande, den gravitätischen Dr. SCHMIDT, der nur manchmal hinter einem hoch-mütigen Äußern sein warmes Mitgefühl für seine Volksgenossen verbarg.

Nicht immer ist der Deutsche im Auslande hilfsbereit gegen seine Brüder, und der Verfasser der »Erinnerungen aus der russischen Gefangenschaft« machte mit in Kiew lebenden Landsleuten, meist den niederen Klassen angehörigen und ungebildeten Leuten, unangenehme Erfahrungen. Doch waren das Ausnahmen, und gerade in den entlegensten Gegenden trat das Gemeinschaftsgefühl der germanischen Rasse in oft liebenswürdigster Weise hervor. Zumal in den deutschen Kolonien im Wolgatal. Die seit Katharinas Zeiten in Rußland ansässigen Bewohner dieser Ortschaften freuten sich nicht weniger als ihre Besucher, die Laute der Muttersprache an den Grenzen Asiens erklingen zu hören. Leutnant PEPPLER wurde von einer alten Frau, die aus der Wetterau stammte, in traulicher Anrede als »Vetterchen« begrüßt. Auf dem Marktplatz von Saratow traf FLECK eine Abordnung der Kolonisten, die in die Stadt gekommen war, um sich vom Gouverneur ihre Landsleute auszubitten und sie mit auf die Dörfer zu nehmen. Namentlich gingen viele von den gemeinen Soldaten dorthin ab, während die Offiziere großenteils in der Stadt selbst blieben, wo manche von ihnen das Glück hatten, mit einem erlesenen Kreise geistreicher Deutschen in Verbindung zu treten, zu dem der theologisch-philosophische Schriftsteller: IGNAZ AURELIUS FESSLER, Maler KARL V. KÜGELGEN und ein Mitglied der bekannten Familie v. KRÜDENER gehörten.

Allmählich besserte sich die traurige wirtschaftliche Lage der Gefangenen. Nach ihrer Ankunft in den Internierungsorten erhielten sie die von der russischen Regierung ausgeworfene Löhnung regelmäßiger ausgezahlt. Die geringen Beträge — für den Gemeinen täglich ein paar Kopeken — waren bei den billigen Preisen der gewöhnlichen Lebensmittel in Rußland zur Bestreitung der notwendigsten Bedürfnisse doch hinreichend, und das Leben der Gefangenen wurde um so erträglicher, als sich ihnen bei längerem Aufenthalt vielfach Gelegenheit bot, durch allerlei Handfertigkeiten etwas zu verdienen und zugleich durch ihr höheres Wissen den Russen zu imponieren.

Viele traten bei Landwirten und Handwerkern ein oder verrichteten sonstige Dienste. Sergeant SCHRAFEL wurde Stößer in einer Apotheke, ZIMMERMANN machte Ringe aus Pferdehaaren, wozu ihm französische Kameraden Anweisung gegeben hatten. CONRADY, PEPPLER, FLECK und andere verwandelten sich in Sprach- und Schreiblehrer, letzterer erwarb sich als treffsicherer Schütze zugleich eine Prämie durch Erlegung eines Raubtieres. Der junge KARL SCHEHL aus Krefeld, den seine Vorliebe für das Pferdegeschlecht unter die französischen Karabiniere und nach Rußland geführt hatte, fand auf dortigen Gütern Gelegenheit, seine Liebe zu den edlen Tieren auch weiterhin zu betätigen. Kapellmeister THEUSS konnte sich mit seiner Kunst manches warme Abendessen verdienen, Leutnant DOEPP und seine Kameraden fertigten in Pudoz am Onegasee — Schattenrisse aller Honoratioren des Städtchens, die sich natürlich ihrerseits durch Einladungen revanchierten. Ein Bild des Polizeimeisters von Pudoz hat der Leutnant mit nach Hause genommen. Es befindet sich heute in einer von dem Verfasser selbst besorgten Abschrift seines Tagebuchs auf dem Kriegsarchiv in München.

Eine Hauptbeschäftigung der Internierten war die Ausübung der medizinischen Praxis, die, von Befugten und Unbefugten unternommen, viel dazu beitrug, das Mißtrauen des russischen Volkes gegen die Fremden zu überwinden. In dem ärztearmen Lande war der Schüler des Hippokrates eine gesuchte Ware, weshalb auch die Gefangenen so manchem deutschen Mediziner, der sein Glück gemacht hatte, begegneten. Unter ihnen selber waren Adepten der Heilkunde, wenn auch oft mit sehr bescheidenen Kenntnissen. Aber

wenn ein Russe oder polnischer Jude seinen Magen überladen hatte, half oft schon ein unschädliches Tränklein, dessen gute Wirkung den weither gekommenen Medizinmann in den Ruf eines Wundertäters brachte. *Fortes fortuna adiuvat:* selbst ein sympathetisches Mittel Furtenbachs erzielte ungeahnte Erfolge.

Männer, die etwas mehr von der Sache verstanden, wußten alsbald die Augen der Gebildeten, selbst maßgebender Persönlichkeiten, auf sich zu ziehen. Die Militärärzte hatten oft schon innerhalb weniger Wochen eine bessere Praxis als in der Heimat nach Jahren. Ein glänzendes Beispiel ist Roos, der nach seiner Gefangennahme in den Hospitälern in der Nähe der Beresina, zu Borisow und Schitzkow, verwendet, sehr bald der gesuchteste Arzt in der umliegenden Landschaft wurde. Nach Petersburg berufen, fand er Anstellung in den großen Krankenhäusern der Hauptstadt und ist zu hohen Ehrenstellungen im Zarenreich emporgestiegen. Noch viel merkwürdiger und für russische Kulturverhältnisse bezeichnender aber waren die Erfolge eines bergischen Adjutanten Braun, die dessen Freund Peppler erzählt, der ihm als Gehilfe diente. Braun hatte Medizin studiert, dann Sonde und Lanzette mit der Muskete vertauscht. In der Bedrängnis der Gefangenschaft erinnerte er sich der nicht abgeschlossenen Studien, und Kamerad Peppler ermunterte ihn, die eingeschlummerte Wissenschaft nutzbar zu machen. Die Hauptkur bei den Russen war Aderlassen. Ein Schnepper war bald beschafft; ein deutscher Schneider in Kamyschin (südlich von Saratow, wo die beiden Offiziere interniert waren) machte die Binden, und alsbald wurde viel russisches Blut vergossen. Der Haupttriumph aber stand den beiden Jüngern Äskulaps noch bevor. Es gelang Braun, einem alten Polizeibeamten den Star zu stechen — mit einer verrosteten Starnadel, die man zu diesem Zweck aufgetrieben hatte. Die Schilderung der Operationsscene, bei der der assistierende Peppler vor Aufregung zitterte, gehört zu den dramatischsten Momenten seines an solchen auch sonst nicht armen Buches. Braun war von nun an der Liebling der Gegend, und nur seine bald darauf erfolgende Befreiung aus der russischen Haft setzte der Praxis des »deutschen Doktors«, wie er überall genannt wurde, zum allgemeinen Bedauern ein Ziel.

Natürlich wurde von seiten der Russen alles versucht, um Leute, deren Wert man erkannt hatte, im Lande zu behalten. Auch die Behörden mischten sich darein. Anfangs hatte man noch anderes mit den Gefangenen im Sinne gehabt. Vielfache Versuche waren gemacht worden, sie nach Landsknechtsart zu erkaufen oder nach dem Vorbild der englischen und holländischen Matrosenpresse, oft unter Anwendung der brutalsten Gewaltmaßregeln, zu zwingen, ins russische Militär zu treten, in die sogenannte »deutsche Legion«, die auf Anregung des von NAPOLEON entthronten Herzogs von Oldenburg errichtet worden war. Es gelang, eine Anzahl von Individuen für die Truppe zu gewinnen, namentlich unter den der Herrschaft NAPOLEONS großenteils abgeneigten Norddeutschen. Weniger leicht waren die Offiziere zu haben. WEDEL und CONRADY, obwohl beide durchaus keine Freunde der napoleonischen Sache, konnten sich zum Eintritt nicht entschließen. Auch ein preußischer Offizier, ein Leutnant v. KLEIST vom 1. ostpreußischen Infanterieregiment, der vor Riga gefangen war, wurde wegen seiner Weigerung, in die Legion zu treten, bis an die sibirische Grenze verschleppt. Und doch wurden von allen Gefangenen die Preußen am glimpflichsten behandelt, auch, infolge des schon zu Anfang 1813 mit Rußland geschlossenen Bündnisses, am ersten freigegeben. Noch heftiger war die Abneigung gegen den russischen Dienst bei den Süddeutschen. Wer von ihnen eintrat — besonders waren es Württemberger — gehorchte meist nur dem äußeren Zwange. Ein klassischer Zeuge in dieser Sache ist wiederum ROOS, der eines Tages eine Abteilung der Legion vorübermarschieren sah und Gelegenheit hatte, sich mit deren Offizieren zu unterhalten: »Ich fand, daß sie noch alle Anhänger Napoleons waren. Wenige verbargen mir das Geheimnis, daß sie nur deshalb Dienste genommen, um aus der Gefangenschaft und über die Grenze zu kommen.« Ein paar von ihnen äußerten sich leider so unvorsichtig, daß ihr Oberst sie erschießen ließ. Die bei weitem größere Anzahl der Gefangenen ließ sich aber nicht einmal zum scheinbaren Übertritt zur russischen Sache bewegen. Von den sächsischen Offizieren niemand. Nach dem Zeugnis der Unteroffiziere BÜTTNER und SCHRAFEL waren auch die Bayern — selbst der gemeine Mann — über ein Ansinnen empört, in dem sie eine

Verleitung zum Treubruch sahen. Sie haben das ihren Peinigern unverhohlen ins Gesicht gesagt und nicht selten deren Zorn da- durch herausgefordert.

Bald wurden ihnen Anerbietungen anderer Art gemacht: als friedliche Bürger sich anzusiedeln, die erlernten Künste weiter zu treiben oder als Handwerker, Industrielle und Ackerbauer sich eine Existenz zu schaffen. Denn auch diese Absicht scheint die russische Regierung bei der weiten Verschickung und planmäßigen Vereinzelung der Gefangenen gehabt zu haben: eine in ihrer Art einzige Gelegenheit zur Hebung der Kultur des Landes zu benutzen. Trotz glänzender Aussichten, die sich manchem eröffneten, siegte bei der großen Mehrzahl das Heimatsgefühl über lockende Versprechungen. Selbst Gott Amor, der seinen Bogen auf manches junge Soldatenherz richtete, war nicht immer imstande, die Sehnsucht nach den Rebenhügeln des Mains und des Neckars zu unterdrücken. Ein bergischer Hauptmann MICKE und andere verheirateten sich im Gouvernement Saratow; dagegen will der Fourier JOSEPH KÖSTLER sogar die Hand der schönen Tochter eines russischen Gouvernementsrats ausgeschlagen haben, um in ein ärmliches Leben zurückzutreten, das er aber an den Ufern der geliebten Isar führen konnte.

So lebten die Gefangenen dahin, Monat um Monat: die Soldaten in der fensterlosen Hütte des Bauern oder im Dienste der Wohlhabenden, die Offiziere in erträglichen, in der letzten Zeit sogar manchmal angenehmen Verhältnissen. Der russische Adel näherte sich ihnen, nahm sie in seine Familien auf, entführte sie mit Erlaubnis der Gouverneure auf seine Landgüter. Mit feuriger Dankbarkeit, in die sich noch ein anderes Gefühl zu mischen scheint, preist JULIUS v. SODEN die Freundschaft einiger vornehmen Damen in der Saransker Gegend, die ihn und seine Kameraden in ihre Schlösser einluden, sie mit salonfähigen Anzügen ausstatteten und beim tränenreichen Abschiede nicht vergaßen, den dahinziehenden Freunden ein ansehnliches Reisegeld auf zarte Weise zuzustecken.

Endlich schlug die Stunde der Befreiung, für die meisten nicht eher, als bis die süddeutschen Staaten sich vom Bunde mit dem Kaiser der Franzosen losgesagt hatten. Die Gefühle beim Empfange

dieser Kunde waren gemischt. Nicht einmal unter den Norddeutschen herrschte ganz einhelligeFreude über NAPOLEONS Niederlage in Deutschland, und nur die lediglich aus Zwang seinen Fahnen gefolgt waren, brachen in Jubel aus. In den Herzen anderer konnte die Anhänglichkeit an den Feldherrn, der sie zu so vielen Siegen geführt, nicht so bald erlöschen. Auch waren viele der einfachen Leute kaum imstande, die volle Tragweite der weltumwälzenden Ereignisse der Zwischenzeit sogleich zu erfassen; sie, die Jahr und Tag in Rußlands Öden abgeschieden gelebt hatten. Hatten sie doch mitten im feindlichen Lande noch am 15. August 1813 mit den französischen Kameraden zusammen seinen Geburtstag gefeiert. SCHRAFEL erzählt, wie die Gefangenen in Tschernigow »dem großen Heerführer ein tumultuarisches Lebehoch brachten« — was ihnen »hätte teuer zu stehen kommen können.« Ähnlich äußert sich der sächsische Verfasser der »Erinnerungen«. Und selbst JULIUS v. SODEN, der ihn gar nicht liebte und es lebhaft bedauerte, daß er am Befreiungskampfe Deutschlands nicht hatte teilnehmen können, vermochte an die am Napoleonstag in Saransk veranstaltete Feier nicht ohne Bewegung zurückzudenken. Nach vielen Jahren aber hat der Förster PETERS seinen Kindern versichert, daß er, wenn es darauf ankäme, gern den Rock eines westfälischen *chasseur carabinier d'élite* wieder anziehen möchte, um noch einmal unter dem großen Kaiser nach Rußland zu ziehen.

Wer sich in die Zeit hineinzuversetzen weiß, der wird hierin natürliche Gefühle sehen, die man in ihrer Eigenart ehren muß. Doch die Freude über die wiedergegebene Freiheit drängte alle politischen Empfindungen zurück. »Betend und mit Tränen in den Augen«, sagt der brave Korporal BÜTTNER, »dankten wir dem Schöpfer, daß er uns so glücklich diese seelenvolle Stunde hatte erleben lassen.« Nun wurde Abschied gefeiert mit allen, die sich der Fremden teilnahmsvoll angenommen hatten.

Aber noch waren tausend Gefahren zu bestehen. Denn auch der Winter von 1813/14 war ein russischer Winter. Freilich war der Beutel der Gefangenen jetzt etwas reicher gespickt als auf der traurigen Herfahrt. Unterstützungen waren aus den Heimatländern eingetroffen; für die badischen Offiziere ein Wechsel auf 10000 Gulden. Den bayrischen hatte die Prinzessin Amalie

eine Summe gespendet, von der jeder Offizier etwa 75 Rubel erhielt. Die Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna, eine geborene Württembergerin, die sich schon der Kranken in Wilna angenommen, hatte ihre Landsleute mit einem Geldgeschenk bedacht. Die russische Regierung sorgte für verhältnismäßig anständige Verpflegung und Transportmittel, an denen freilich durch die Habsucht der Beamten wieder allerlei gekürzt wurde. Nur konnten jetzt die Geschädigten, im Vollgefühl der Freiheit, viele auch im Besitz einer guten Kenntnis der fremden Sprache, besser als früher ihre Rechte geltend machen. Aufläufen von Bauern, die ihnen hier und da noch recht unbequem wurden, wußten sie durch drohende Haltung zu begegnen und wurden dabei von den Begleitmannschaften meist unterstützt. Namentlich wurde das in einem Orte Petriarscha am Don nötig, wo mehrere Transporte angehalten wurden, da ein fanatischer Pope die Muschiks gegen die Ketzer aufhetzte.

Andere Gefahren bot wiederum die Natur des unwirtlichen Landes. Es waren Flüsse zu überschreiten, die nur unvollkommen vom Eise bedeckt waren. Schauerlich muß die nächtliche Überfahrt über die Kama gewesen sein, die Büttner beschreibt. Pfeilschnell rasten die Schlitten über die schwankende Eisfläche; wer hinausflog, wurde schleunigst wieder eingeladen, und dann ging's weiter; denn jeden Augenblick drohte das Eis zu brechen. Mancher wird dabei an Marschall Neys gefahrvollen Zug gedacht haben. Auf dem Sosch, einem Nebenfluß des Dnieper, fuhren bayrische Offiziere mitten durchs Treibeis. Je zwei und zwei mußten sich in einen aus einem ausgehöhlten Baumstamm hergestellten, trogähnlichen Kahn legen. Der Lenker des gefährlichen Fahrzeuges stand zur Erhaltung des Gleichgewichts mit ausgespreizten Beinen über ihnen. Dabei waren diese Argonauten zwar sehr geschickte Fährleute, aber zur größeren Hälfte betrunken. Selbst der Übergang über die Beresina mag behaglicher gewesen sein.

Dann fuhr man auf schneeverwehten Wegen durch die polnischen Wälder, während Wölfe hinten nachjagten und die Rosse vor Angst schwitzten und schäumten. Furtenbach hat eine dieser wilden Jagden mitgemacht, bei der die Bauern den Reisenden

rieten, so laut wie möglich mit den Säbeln zu klirren. Das wirkte. Die Bestien blieben erschrocken stehen und sahen heulend den Flüchtigen nach.

So langten die abgehetzten Reisenden nach monatelangem Vorwärtsjagen, manchen Irrfahrten und oft recht widerwärtigen Aufenthalten endlich an den Orten an, wo die von den verschiedenen Regierungen zu ihrem Empfang entsandten Kommissare ihrer harrten, die Bayern in Warschau, die meisten andern in Bialystok. Manche gingen auch über Riga.

Zuviel Arbeit haben sie den Kommissaren ihrer Regierungen nicht gemacht, die Heimkehrenden. Es waren winzige Häuflein, die sich in den Grenzorten zusammenfanden. Nur wenige Tausende von der ganzen großen Armee, darunter nach meiner Schätzung vielleicht 2—3000 Deutsche. An Württembergern z. B. waren bis zum 9. Mai 1814 300 Unteroffiziere und Soldaten zurückgekehrt, während man auf eine weit größere Anzahl gerechnet hatte. Wir kennen dieses Rätsels Lösung.

Aber welche Freude empfanden die wenigen, als sie den deutschen Boden erreichten! Die Stimmung war ähnlich, nur noch gehobener, als unter denen, die mit den Trümmern des großen Heeres die Grenze überschritten hatten. »Wir sprangen vom Wagen,« schreibt Peppler, »fielen nieder und küßten die mütterliche Erde.« Abermals ertönte heller Jubel, als die Grenzpfähle des engeren Vaterlandes sichtbar wurden. »Ein unbeschreibliches Freudengeschrei ertönte«, sagt der biedere Sergeant Schrafel. Die Bayern ließen ihren König Max leben, beim Mittagsmahl, das im ersten Dorfe die Teilhaber an den abenteuerlichen Fahrten vereinigte.

Die Empfangsscenen in der Heimat gestalteten sich noch dramatischer als bei den Kameraden, die gleich nach Beendigung des Feldzuges zurückgekehrt waren. Als längst Verstorbene waren die meisten betrachtet worden. In ihren Familien hatte sich vieles verändert. Haars und Wedel fanden ihre Väter tot. In ergreifender Weise hat Zimmermann geschildert, wie ihn seine Mutter immer wieder betastet habe, um sich von der leiblichen Gegenwart ihres totgeglaubten Sohnes zu überzeugen. Er war glücklicher daran als der Kapellmeister Theuss; dessen Mütterlein »schlief den langen, langen Schlaf«.

Auch die politischen Verhältnisse hatten sich gänzlich verändert. Als die Gefangenen — zumeist im Jahre 1814 — aus ihrer Haft wieder eintrafen, war Napoleons Herrschaft bei uns zu Ende. Die Staaten des Rheinbundes waren in ihr natürliches Verhältnis zu Deutschland zurückgetreten. Und da erschienen nun diese Mahner an eine Vergangenheit, die man abgeschüttelt zu haben glaubte. In Bayern und Baden waren die Regierungen einsichtsvoll genug, den in Rußland interniert gewesenen Offizieren ihre Anciennität zu belassen und die rückständige Gage nicht vorzuenthalten. Auch die hessischen Offiziere wurden nach Pepplers Aussage von ihrem Großherzoge huldvoll aufgenommen. Dagegen wollte König Friedrich von Württemberg weder die überfälligen Gehälter zahlen noch das Dienstalter der zurückgekehrten Offiziere anerkennen. So mußten diese hinter Männer zurücktreten, die früher unter ihnen gedient, inzwischen aber die Feldzüge von 1813 und 1814 mitgemacht hatten.

Noch weit übler war die Lage der Kurhessen. Das Königreich Westfalen war aufgelöst. Der nach Kassel zurückgekehrte hessische Kurfürst, der, wie die in Frankreich wiedereingekehrten Bourbonen, die Weltgeschichte mit einem Federstrich korrigieren zu können glaubte, versagte allen, die unter Jérôme gedient, die Anerkennung der zur französischen Zeit erworbenen Grade. Conrady und andere traten daher in preußische Dienste.

Recht hart gestaltete sich das Los der Unteroffiziere und Gemeinen, wenn sie, wie das meist der Fall war, als Krüppel zurückkamen. Bei dem Mangel ausreichender Invalidenversorgung erschien die Not am Lager dieser Schwergeprüften. Ein klassisches Beispiel dafür bietet das spätere Leben des bayrischen Korporals Büttner. Mit 27 Jahren Invalide, mußte der blutarme Mensch lange Zeit von einer Pension leben, die sieben Gulden monatlich betrug, so daß er »oft am Rande der Verzweiflung war«. Erst nach Jahren erhielt er auf Verwendung hoher Gönner eine Untereinnehmerstelle, in der er sich befand, als er 1828 sein interessantes Schriftchen über die Tage der Gefangenschaft herausgab.

Aber ein Lohn ist den Tapferen doch geworden, die 1812 hinausgezogen sind: im Volk ist ihr Andenken lebendig geblieben

bis auf diese Stunde. Wer mit Napoleon in Rußland gewesen, wurde als ein Wunderkind betrachtet. Das war nach den Feldzügen so, das ist auch später so geblieben. Hören wir noch einmal den biederen Schrafel, einen Mann, der es nicht über die Stellung eines Rottmeisters bei der Nürnberger Polizei hinausgebracht hat. Aber er war der interessanteste Mann in dem alten Nürnberg geworden. »Ich ging gleichsam von Hand zu Hand,« sagt er in dem Büchlein, worin er seine Schicksale niederschrieb, »und man hörte die Erzählungen meiner Leiden mit unermüdeter Geduld und Teilnahme an.«

Ich kann dazu eine Erinnerung aus eigenem Leben mitteilen. In meiner Jugend habe ich zu Anfang der siebziger Jahre in dem westfälischen Städtchen Rheine einer der ersten Sedanfeiern beigewohnt. Als ich mich durch die Schar der Knaben hindurchgedrängt hatte, um die aufgestellten Kriegervereine gebührend bewundern zu können, bot sich ein auffallender Anblick. Vor den Kriegern wurde ein altes Mütterchen vorübergeführt, die ein Marketendertönnchen an der Seite trug. Die Reihen salutierten. Ein seltsames Gefühl ergriff mich, als man sagte, daß sie Anno 12 mit dem großen Korsen, von dem die »Spökenkieker« in den Heiden des Münsterlandes allerlei raunten, nach Rußland gezogen wäre. Ich sehe sie noch vor mir, die zitternde Alte. Sie war einst ein tapferes junges Weib gewesen, die Frau eines Soldaten, die nach dem Tode ihres Gatten in Mannskleidern über die Beresina gekommen war.

Ich bin ihr Dank schuldig; denn ihre Erscheinung hat zuerst in mir den Wunsch angeregt, über 1812 einmal etwas zu schreiben. Das Zentenarjahr der Moskauer Heerfahrt hat den Gedanken zur Reife gebracht. So entstehen Bücher aus Sensationen. Man wird es begreiflich finden, daß ich dem meinigen die Wendung gegeben, deutscher Landsleute Leben und Leiden in diesem durch seine erhabene Furchtbarkeit in der Geschichte neuerer Zeiten einzig dastehenden Jahre zum Gegenstande meiner besonderen Darstellung zu machen.

PERSONENREGISTER

PERSONENREGISTER.

(Titel und Chargen beziehen sich auf das Jahr 1812.)

[1] Das Register wurde unter dankenswerter Beihilfe der in der Vorrede erwähnten Archive, sowie der Geh. Kriegskanzlei in Berlin, der Archives du Ministère de la Guerre in Paris und der staatlichen Archive in Weimar, Altenburg und Sondershausen hergestellt.

BIBLIOGRAPHIE

I. QUELLEN.

(Schriften von Teilnehmern am Feldzuge mit Einschluß solcher darstellenden Werke, die umfangreichere Auszüge aus Originalschriften enthalten. Mit * bezeichnete sind handschriftlich.)

BADENER.

v. Baden[-Hochberg], Markgraf Wilhelm, Denkwürdigkeiten, bearbeitet von Karl Obser, Heidelberg, 1906.

v. Barsewisch, Geschichte des Großherzoglich Badischen Leibgrenadierregiments 1803—1871, Karlsruhe, 1893.

Esselborn, Ludwig v. Grolman, Darmstadt, 1910.

*Journal des (badischen) Linieninfanterieregiments Großherzog (General-Landesarchiv, Karlsruhe).

(Meier), Erinnerungen aus den Feldzügen 1806—1815, Karlsruhe, 1854.

Pfnor, Der Krieg, seine Mittel und Wege, Tübingen, 1864.

Steinmüller, Tagebuch über seine Teilnahme am russischen Feldzug 1812, herausgegeben von Karl Wild, Heidelberg, 1903.

*Verzeichnis über die im Jahre 1812 nach Rußland marschierten Leute [Badener], (General-Landesarchiv, Karlsruhe).

(v. Zech), Beitrag zu der Geschichte des 9. Korps der französischen Armee im Feldzug gegen Rußland 1812 (Österr. mil. Zeitschr., 1821, Heft 3).

BAYERN.

*Bauer, Erinnerungen an die Tage bei Polozk und dessen Umgebung vom 13.—20. August 1812 (Tagebuchauszug, Kriegsarchiv, München).

*Belli de Pino, Tagebuch aus dem Feldzug nach Rußland 1812 (Kr.-A., München).

Büttner, Beschreibung der Schicksale und Leiden des ehemaligen Korporals B. während seiner 19monatlichen Gefangenschaft in Rußland in den Jahren 1812 und 1813, o. O., 1828.

*Doepp, Tagebuch aus dem Feldzuge 1812 (Kr.-A., München, auch gedruckt in: Erheiterungen, 1824, Bd. II, Heft 7 und 8).

*v. Flotow, Tagebuch (Kr.-A., München. Eine zweite Abschrift daselbst mit zahlreichen Ergänzungen und umfangreichen Aus-

zügen aus den Tagebüchern des Grafen PREYSING, des Ma-
jors BIEBER u. a. war mir ebenfalls zugänglich).
*v. FURTENBACH, Tagebuch aus dem russischen Feldzuge (Kr.-A., München, inzwischen auch unter dem Titel: Krieg gegen Rußland und russische Gefangenschaft, Nürnberg und Leipzig 1912, im Druck erschienen).
*GRASMANN, Tagebuch aus dem Feldzug 1812 (Kr.-A., München).
*v. GRAVENREUTH, Tagebuch 1812 (Kr.-A., München).
GRUBER, Der Obelisk auf dem Karolinenplatze zu München, Regensburg, 1834.
*v. HAILBRONNER, Erlebnisse 1812, bearbeitet von Oberstabsarzt Dr. HEIMPEL (Kr.-A., München).
*v. HOFENFELS, Anteil der bayrischen Armee, insbesondere der bayrischen Kavallerie, am russischen Feldzuge bis anfangs August 1812 (Kr.-A., München).
HOFREITER, Die Bayern in Rußland, Landshut, 1833.
*KÖSTLER, Die zwei merkwürdigsten Jahre meines Lebens, München, 1814 (Kr.-A., München).
*MAILLINGER, Tagebuch (Kr.-A., München).
MÄNDLER, Erinnerungen aus meinen Feldzügen, herausgegeben von F. J. A. SCHNEIDAWIND, Nürnberg, 1854.
(v. MANNLICH), Briefe eines bayrischen Kavallerieoffiziers aus dem russischen Feldzuge 1812/13, herausgegeben von E. STOLLREITHER (Das Bayerland, Bd. XXI, München, 1910).
MÜNICH, Tagebuch 1812 (Kr.-A., München).
v. MURALT, Feldzüge (Polit. Jahrb. der Schweizer. Eidgenossenschaft, 8. Jahrgang, Bern, 1894).
*v. ROPPELT, Tagebuch aus den Feldzügen 1812–1814 (Kr.-A., München).
*v. SCHINTLING, Aus der Geschichte des Geschlechtes v. Sch. (Kr.-A., München).
*SCHÖBERL, Russischer Feldzug (Kr.-A., München).
SCHRAFEL, Merkwürdige Schicksale des ehemaligen Feldwebels Joseph S., vorzüglich im russischen Feldzuge und in der Gefangenschaft 1812–1814, Nürnberg, 1835.
*v. SEYDEWITZ, Graf, Journal zu den Feldzügen 1812–1814 (Kr.-A., München).

*v. Stubenrauch, Tagebuch 1812—1814 (Kr.=A., München).
v. Tavel=Mutach, Erlebnisse im bayrischen Militärdienste (Berner Taschenbuch 1885).
v. Thurn u. Taxis, Fürst, Tagebuch eines Offiziers im Generalstabe der bayrischen Armee im Feldzuge 1812 (Mitteilungen des K. und K. Kriegs=Archivs, N. F., Bd. VII), Wien, 1893.
v. Völderndorff u. Waradein, Kriegsgeschichte von Bayern unter Maximilian Joseph I., Bd. III, München, 1826.
*v. Weigand, Feldzug 1812 in Rußland (Kr.=A., München).
*v. Widnmann, Die bayrische Chevaulegers=Division im Kriege gegen Rußland (Kr.=A., München).

BERGER.

v. Ardenne, Bergische Lanciers — Westfälische Husaren Nr. 11, Berlin, 1877 (mit Auszügen aus den Tagebüchern der bergischen Kapitäne Kiener und v. Reck).
v. Eck, Geschichte des 2. Westfälischen Husarenregiments und seiner Stammtruppen, Mainz, 1893.
*v. Lindern, Handschriftl. Geschichte des berg. Lanciersregiments. (Enth. u. a. die Erlebnisse des Wachtmeisters, späteren Rittmeisters Sandkuhl. Im Besitz der Bibliothek des 11. Husarenregiments.)
v. Toenges, Schicksale und Beobachtungen während des Rückzuges der französischen Armee aus Rußland, Iserlohn, 1831.
Zimmermann, P., Feldzüge der bergischen Truppen in Spanien und Rußland, Düsseldorf, 1840.

IN FRANZÖSISCHEN UND POLNISCHEN REGIMENTERN STEHENDE DEUTSCHE.

v. Brandt, Aus dem Leben des Generals Heinrich v. B., Bd. I, Berlin, 1868.
Gelderblom, Wehrstand und Lehrstand. Erinnerungen aus den Feldzügen nach Rußland und Frankreich, Elberfeld, 1847.
Scheהl, Selbstbiographie des jüngsten niederrheinischen Veteranen der großen Armee von 1812, Krefeld, 1862. (Neue Ausgabe u. d. T.: Mit der großen Armee 1812 von Krefeld nach Moskau, Düsseldorf 1912.)

Vossen, Tagebuch, bearbeitet von Otto Redlich, Düsseldorf, 1891.

v. Wedel, Graf, Geschichte eines Offiziers im Kriege gegen Rußland 1812, Berlin, 1897.

Zimmermann, C. C., Bis nach Sibirien, Hannover, 1863.

HESSEN(-DARMSTÄDTER).

*v. Dalwigk, Bericht des Obristen D. an Se. Hoheit den Generalleutnant Prinzen Emil v. Hessen über die Gefechte, welchen das Großherzoglich Hessische Garde-Chevaulegers-Regiment während des Feldzugs von 1812 in Rußland beigewohnt hat (Haus- und Staatsarchiv, Darmstadt).

Peppler, Schilderung meiner Gefangenschaft in Rußland vom Jahre 1812—1814, Worms, 1832.

Röder, Franz, Der Kriegszug Napoleons gegen Rußland im Jahre 1812, herausgegeben von Karl Röder, Leipzig, 1848.

*Tagebuch des Generalkommandos vom 10. August 1912 bis 12. Januar 1813 (Haus- und Staatsarchiv, Darmstadt).

Zimmermann, Geschichte des 1. Großherzoglich Hessischen Dragonerregiments Nr. 23, Bd. I, Darmstadt, 1878.

KLEINSTAATLER (ANHALTER, LIPPER, MECKLENBURGER, THÜRINGER DER VERSCHIEDENEN STAATEN).

Bernays, Schicksale des Großherzogtums Frankfurt und seiner Truppen, Berlin, 1882.

v. Blumröder, Meine Erlebnisse im Krieg und Frieden, Sondershausen, 1857.

(Dornheim), Skizzen aus den Feldzügen des Bataillons Lippe (Lippisches Magazin, 2. Jahrgang, Lemgo, 1837).

Francke, Mecklenburgs Not und Kampf, Wismar, 1835.

Geissler, Geschichte des Regiments Herzoge zu Sachsen im russischen Feldzuge 1812, Eisenach, 1840.

Jacobs, Geschichte der Feldzüge und Schicksale der Gotha-Altenburgischen Krieger in den Jahren 1807—1815, Altenburg, 1835.

Oesterhaus, Geschichte der Fürstlich Lippischen Truppen in den Jahren 1807—1815, Detmold, 1907.

v. Schauroth, Im Rheinbund-Regiment der Herzoglich Sächsischen Kontingente Koburg-Hildburghausen-Gotha-Weimar während der Feldzüge in Tirol, Spanien und Rußland, zusammengestellt von A. v. Schauroth, Berlin, 1905.

Schumann, Die Kontingente der Fürstentümer Schwarzburg, Reuß und Waldeck in den napoleonischen Kriegen. Hinterlassene Aufzeichnungen des schwarzburgischen Majors Günther S. (Montagsbl. der Magdeburg. Zeitg., 1908, Nr. 50, 52; 1909, 1, 2, 4, 5).

v. Soden, Franz, Leben und Schicksale, Nördlingen, o. J. (1871). (Als Manuskript gedruckt. Enthält auch einen Auszug aus den Erinnerungen seines Bruders Julius v. S.)

v. Soden, Franz, Beiträge zur Geschichte des Krieges in den Jahren 1812 und 1813, Arnstadt, 1821.

(Theuss), Rückblicke und Erinnerungen aus den Tagen meiner russischen Gefangenschaft, Leipzig, 1816.

NICHTKOMBATTANTEN.

Adam, Aus dem Leben eines Schlachtenmalers, herausgegeben von Holland, Stuttgart, 1886.

Mme Fusil (Verfasserin: geborene Württembergerin), L' Incendie de Moscou, Paris, 1817.

Volgmann, Merkwürdiger Rückzug des Marschalls Ney nach dem Gefecht von Krasnoi (Minerva, 1815, Bd. I) und: Übergang der Franzosen über die Beresina (daselbst, Bd. II).

PREUSSEN.

*Akten des Kriegsarchivs des Großen Generalstabes, XI 302 (enthält die Berichte von Goetsch, Trespe, Witte, v. Witzleben und verschiedene andere Relationen über die Teilnahme preußischer Truppen am Zuge nach Moskau).

v. Ardenne, Geschichte des Husarenregiments v. Zieten (Brandenburgisches) Nr. 3, Berlin, 1905.

v. Canitz und Dallwitz, Denkschriften, Bd. I (Feldzug 1812, und: Reise nach Wilna 1812) Berlin, 1888.

*v. Dedenroth, Tagebuch betr. den Zug nach Moskau und den Feldzug in Kurland, 1812 (Kr.-A. des Großen Generalstabes, Berlin).

*Diederich, Tagebuch über den Feldzug in Kurland im Jahr 1812 (Kr.-A. des Großen Generalstabes, Berlin).

Droysen, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Yorck v. Wartenburg, 2 Bde., 4. Aufl., Leipzig, 1863.

v. Dziengel, Geschichte des 2. Ulanenregiments, Potsdam, 1858.

v. Eberhardt, Aus Preußens schwerer Zeit, Berlin, 1907.

Erinnerungen eines preußischen Offiziers aus den Jahren 1812 bis 1814, Koblenz, 1846.

Fragmente zur Geschichte des Feldzugs 1812. Aus einem bei dem Königl. Preuß. kombinierten 2. Husarenregimente geführten Tagebuche (Mil.-Wochenbl., 1839—1840).

v. Guretzky-Cornitz, Geschichte des 1. Brandenburgischen Ulanenregiments Nr. 3, Berlin, 1866.

v. Hartwich, 1812. Der Feldzug in Kurland. Nach den Tagebüchern und Briefen des Leutnants Julius v. H. zusammengestellt von Rüdiger v. Schoeler, Berlin, 1910.

Henckel v. Donnersmarck, Erinnerungen aus meinem Leben, Zerbst, 1846.

Hiller v. Gaertringen, Denkwürdigkeiten, herausgegeben von W. v. Unger, Berlin, 1912.

v. Horn, Geschichte des Königl. Preuß. Leibinfanterieregiments, Berlin, 1860.

v. Kalckreuth, Der Feldzug nach Moskau im Jahre 1812 des Königl. Preuß. kombinierten Husarenregiments Nr. 2 (Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges, Band 34, Heft 4).

v. Seydlitz, Tagebuch des Königl. Preuß. Armeekorps im Feldzuge von 1812, Berlin und Posen, 1823.

* Tagebuch des 2. westpr. Dragonerregiments 1812/14 (Kr.-A. des Großen Generalstabes, Berlin).

* v. Wussow, Der Feldzug des Yorckschen Korps in Kurland 1812. Tagebuch vom 1. April bis 16. Dezember 1812 (Kr.-A. des Großen Generalstabes, Berlin).

SACHSEN.

* v. Bose, Briefe des Oberst v. B. an seinen Bruder, den Generaladjutanten v. B., aus dem russischen Feldzug 1812 (Kriegs-A., Dresden).

v. Burkersroda, Die Sachsen in Rußland, Naumburg, 1846.
(v. Cerrini), Die Feldzüge der Sachsen in den Jahren 1812 und 1813, Dresden, 1821.
*v. Dallwitz, Tagebuch 1812—15 (Kr.-A., Dresden).
Erinnerungen aus der russischen Gefangenschaft 1812 und 1813. Von einem sächsischen Offizier, Leipzig, 1837.
Exner, Der Anteil der sächsischen Armee am Feldzuge gegen Rußland, Leipzig, 1896.
v. Funck, Erinnerungen aus dem Feldzuge des sächsischen Korps im Jahr 1812, Dresden und Leipzig, 1829.
Goethe, Aus dem Leben eines sächsischen Husaren, Leipzig, 1853.
Kürassierbrigade, die sächsische, in der Schlacht an der Moskwa (Österr. mil. Zeitschr., 1824, Heft 11).
Leissnig, Kriegsereignisse eines sächs. Dragoneroffiziers bei der großen Armee auf dem Zuge nach Moskau, Budissin, 1828.
*v. Leysser, Tagebuch (Kr.-A., Dresden).
v. Meerheim, Erlebnisse eines Veteranen der großen Armee während des Feldzuges in Rußland, Dresden, 1860.
v. Minckwitz, Die Brigade Thielmann in dem Feldzug von 1812 in Rußland, Dresden, 1879.
(v. Odeleben), Sachsen und seine Krieger in den Jahren 1812 und 1813, Leipzig, 1829.
Röder v. Bomsdorff, Mitteilungen aus dem russischen Feldzuge, 2 Teile, Leipzig, 1816.
Roth v. Schreckenstein, Die Kavallerie in der Schlacht an der Moskwa, Münster, 1858.
* Vollborn, Erinnerungen (Kr.-A., Dresden).
*v. Zezschwitz, Die Brigade Klengel in Kobrin. Auszug aus dem Tagebuche des Obersten v. Z. (Kr.-A., Dresden).

WESTFALEN.

(Benicken?), Das Buch vom Jahre 1812, Bd. I—III, Quedlinburg und Leipzig, 1844.
Boedicker, Die mil. Laufbahn 1788—1815 des Generalleutnants Ludwig B. (Beihefte z. Mil.-Wochenbl., 1880, Heft 5 und 6).
v. Borcke, Kriegerleben, bearbeitet von v. Leszczynski, Berlin, 1888.

v. Conrady, Aus stürmischer Zeit, Berlin, 1907.
Fleck, Kriegsfahrt und Gefangenschaft in Rußland, neu bearb. von Aug. Tecklenburg, Hildesheim, 1907.
Haars, Ein Braunschweiger im russischen Feldzuge von 1812. Erinnerungen des Pastors H. zu Mascherode, neu herausg. von Ludw. Hänselmann, Braunschweig, 1897.
v. Hohenhausen, Biographie des Generals v. Ochs, Kassel, 1827.
Holzhausen, Russische Zustände während des Feldzugs von 1812 (Beil. z. Allgem. Zeitg., 1895, Nr. 348. Enthält u. a. eine Erzählung der Schicksale des westfälischen Jägers Peters nach mündlichen Mitteilungen von dessen Sohne).
Klinkhardt, Feldzugs-Erinnerungen aus den Jahren 1812—1815, herausgegeben von Johannes Klinkhardt, Braunschweig, 1908.
Leifels, 1812. Napoleons Zug nach Rußland, Bocholt i.W., 1906.
v. Linsingen, Auszug aus dem Tagebuch des Hauptmanns v. L. während des Feldzuges in Rußland im Jahre 1812 (Beih. z. Mil. Wochenbl., 1894, Heft 7 und 8).
v. Lossberg, Briefe vom russischen Feldzug, neu herausgegeben von Chr. Meyer, Berlin, 1910.
Wachsmuth, Geschichte meiner Kriegsgefangenschaft in Rußland, Magdeburg, 1910.
Wagner, Tagebuch aus den Jahren 1809—1813, herausgegeben von Heimke (Jahrb. f. d. deutsche Armee u. Marine, Bd. 111).

WÜRTTEMBERGER.

*Akten des Geh. Haus- und Staatsarchivs in Stuttgart (bezw. des Filialarchivs Ludwigsburg, 1812, Fasz. I—V und 1812/13, Fasz. I, II, V).
*Akten des Kriegsarchivs in Stuttgart (enthalten u. a. einen Bericht über das Gefecht bei Wiäsma und eine: Darstellung des Dienstes der Artillerie in der Kampagne nach Rußland).
v. Bismark, Aufzeichnungen, Karlsruhe, 1847.
Faber du Faur, Napoleons Feldzug in Rußland 1812. Mit Text von Major F. v. Kausler und Einleitung von Armand Dayot, Leipzig, 1897.
Holzhausen, Mit Napoleon in Rußland. Erinnerungen von H. v. Roos (Lutz' Mem.-Bibl. III, 13), Stuttgart, 1911.

v. MARTENS, Vor fünfzig Jahren, Stuttgart und Öhringen, 1862.
v. MILLER, Darstellung des Feldzugs der französischen verbündeten Armee gegen die Russen im Jahr 1812, Stuttgart und Tübingen, 2 Teile, mit Atlas, 1822.
v. OTTWEILER, Graf, Feldzugsbriefe, zusammengestellt von einem höheren Offizier (Mitteilungen d. hist. Ver. f. d. Saargegend, Heft 8).
PFISTER, Aus dem Lager des Rheinbundes 1812 und 1813, Stuttgart und Leipzig, 1897.
v. ROTENHAN, Denkwürdigkeiten eines württembergischen Offiziers aus dem Feldzuge im Jahre 1812, veröffentlicht durch Freiherrn v. Rotenhan, Berlin, 1892.
v. SODEN, FRANZ, Memoiren aus russischer Kriegsgefangenschaft von zwei deutschen Offizieren, Regensburg, o. J. (enthält neben einer [schlechten] Ausgabe von FURTENBACHS Tagebuch eine desgl. der Schicksale JULIUS v. SODENS).
*v. STOCKMAYER, Denkwürdigkeiten (im Besitz des Herrn Hofbibliothekars Prof. v. STOCKMAYER in Stuttgart).
v. SUCKOW, Aus meinem Soldatenleben, neue Auflage von TH. REHTWISCH (Aus vergilbten Pergamenten, Bd. II).
Württemberger im russischen Feldzug 1812 (Württemb. Volksbücher), Stuttgart, o. J. (1911).
v. YELIN, In Rußland 1812. Aus dem Tagebuch des württemb. Offiziers v. Y., München, o. J. (1911).

SCHWEIZER.

BÉGOS, Souvenirs des Campagnes de Louis B. (Soldats Suisses au Service étranger, Bd. II), Genève, 1909.
HELLMÜLLER, Die roten Schweizer 1812, Bern, 1912 (mit zahlreichen Auszügen aus schweizerischen Originalberichten).
LEGLER, Denkwürdigkeiten aus dem russischen Feldzuge vom Jahre 1812 (Jahrb. des histor. Vereins des Kantons Glarus, Heft 4, Zürich und Glarus, 1868).

FRANZOSEN UND POLEN.

BERTIN, La Campagne de 1812 d'après des témoins oculaires, Paris, o. J.

BOURGEOIS, Tableau de la campagne de Moscou en 1812, Paris, 1814.

BOURGOGNE, Mémoires publ. par C. COTTIN et M. HÉNAULT, Paris, 1898.

BOURGOING, Bon, Itinéraire de Napoléon Ier, Paris, 1862.

CASTELLANE, Comte de, Journal, Bd. I, Paris, 1895.

CHAMBRAY, Mis de, Histoire de l'expédition de Russie, 2e éd, I—III, Paris, 1825.

COIGNET, Cahiers du capitaine C., deutsch u. d. T.: Von Marengo bis Waterloo, bearbeitet von GEORG RUMMLER, mit einer einleitenden Studie über das napoleonische Veteranentum von PAUL HOLZHAUSEN (Lutz' Mem.-Bibl. III, 12), Stuttgart 1911.

VAN DEDEM DE GELDER, Bon, Mémoires, Paris, 1900.

FEZENSAC, Duc de, Souvenirs militaires, Paris, 1863.

GOURGAUD, Bon, Napoléon et la grande armée en Russie ou Examen critique de l'ouvrage de Ségur, Bruxelles, 1825.

GRIOIS, Mémoires, Bd. II, Paris, 1909.

HARTMANN, Der Übergang über die Beresina. Nach den Berichten des französischen Obersten CHAPELLE. (Beih. z. Mil.-Wochenbl. 1894, Heft 7 und 8.)

LABAUME, Relation circonstanciée de la campagne de Russie, Paris, 1814.

LARREY, Bon, Mémoires de médecine et de chirurgie militaires, Bd. II, deutsch, Leipzig, 1819.

MARBOT, Bon, Mémoires, Bd. III, Paris, 1891.

NOËL, Souvenirs d'un officier du premier empire, Paris u. Nancy, 1895 (N. nahm als Schwadronschef an den letzten Kämpfen bei Kowno usw. teil).

POUGET, Bon, Souvenirs de Guerre, Paris, 1895.

SÉGUR, Comte de, Histoire de Napoléon et de la grande armée en 1812, 16e éd., Paris, 1852.

SOLTYK, Graf, Napoleon im Jahre 1812. Mit Anmerkungen von LUDWIG BISCHOFF, Wesel, 1837—38.

AUF RUSSISCHER SEITE STEHENDE.

v. Bernhardi, Denkwürdigkeiten aus dem Leben des russischen Generals v. Toll, Bd. I, II, Leipzig, 1856.

v. Clausewitz, Der Feldzug von 1812 in Rußland (Hinterl. Werke, Bd. VII), 2. Aufl., Berlin, 1862.

Eugen, Herzog v. Württemberg, Erinnerungen aus dem Feldzuge des Jahres 1812 in Rußland, Breslau, 1846.

v. Löwenstern, Denkwürdigkeiten eines Livländers. Hrsg. von Friedr. v. Smitt, Bd. I, Leipzig und Heidelberg, 1858.

v. Tiedemann, Tagebuch und Briefwechsel des Oberstleutnants v. T. aus dem Jahre 1812. Herausg. von Max Lehmann (Jahrb. f. d. deutsche Armee und Marine, Bd. 24).

Wilson, Geheime Geschichte des Feldzugs von 1812 in Rußland. Aus dem Englischen von Julius Seybt, Leipzig, 1861.

II. DARSTELLUNGEN UND SONSTIGE LITERARISCHE HILFSMITTEL.

v. Angeli, Die Anteilnahme des K. und K. österreichischen Auxiliarkorps unter Kommando des Fürsten Schwarzenberg im Feldzuge Napoleons gegen Rußland (Mitteilungen des K. und K. Kr.-Archivs, Wien, 1884. Eine nicht überall gelungene Verteidigung des österr. Generals).

O. B(ucher), Die Teilnahme des sächsischen Heeres am Feldzuge gegen Rußland, Dresden, o. J.

Bodart, Kriegslexikon (1618—1905), Wien und Leipzig, 1909.

v. Ditfurth, Die Schlacht bei Borodino, Marburg, 1887.

Fournier, Napoleon I, Bd. III, 2. Aufl., Wien und Leipzig, 1906.

Heilmann, Leben des Grafen v. Deroy, Augsburg, 1855.

Heilmann, Feldmarschall Fürst Wrede, Leipzig, 1881.

Heilmann, Die Kämpfe der Bayern an der Düna im August 1812. — Die Kämpfe der Bayern im Oktober 1812 und der Anfang vom Ende. — Das Ende des bayrischen Heeres (Jahrb. f. d. deutsche Armee und Marine, Bd. 9, 13).

Heilmann, Die bayrische Division Preysing im Feldzuge von 1812 (Jahrb. f. d. deutsche Armee und Marine, Bd. 17).

Krahmer, Die Operationen der russischen und französischen Armee im Kriege 1812 von der Schlacht bei Krasnoi bis zur Beresina (Beih. z. Mil.-Wochenbl., 1894, Heft 7 und 8).

Krauss, Geschichte der bayrischen Heeresabteilung im Feldzuge gegen Rußland 1812, Augsburg, 1857.

Liebert, Die Rüstungen Napoleons für den Feldzug 1812 (Beihefte z. Mil.-Wochenbl. 1888, Heft 9).

v. Lindenau, Der Beresina-Übergang des Kaisers Napoleon mit besonderer Berücksichtigung der Teilnahme der badischen Truppen, Berlin, 1896.

(v. Schulz), Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahre 1792, Bd. IX, Leipzig, 1839.

Teilnahme des preußischen Hilfskorps an dem Feldzuge gegen Rußland im Jahre 1812 (Kriegsgeschichtl. Einzelschr. hrsg. vom Gr. Generalstabe, Heft 24), Berlin, 1898.

van Vlijmen, Vers la Bérésina (1812), 2 e éd., Paris, 1908.

Yorck v. Wartenburg, Napoleon als Feldherr, Bd. II, Berlin, 1886.

Daneben wurden natürlich die vornehmsten Gesamtdarstellungen des Feldzugs: Beitzke, Thiers, Bogdanowitsch, v. d. Osten-Sacken usw. zu Rate gezogen, desgl. Fabry, Campagne de Russie, das Itinéraire général de Napoléon von Schuermans, die Fastes de la Légion d'Honneur sowie die Korrespondenzen Napoleons und der übrigen Heerführer.

Nicht mehr benutzt werden konnte das leider erst nach vollendeter Drucklegung erschienene Werk des französischen Vicomte Jean d'Ussel, L'Intervention de l'Austriche, das Schwarzenbergs Benehmen in scharfer, übrigens von meiner Darstellung nicht wesentlich abweichender Beleuchtung zeigt. Von »Loyalität« des österreichischen Generals gegen seine bisherigen Waffengefährten (vergl. II 205) dürfte allerdings nach dieser anscheinend recht exakten Spezialuntersuchung kaum noch geredet werden können.

INHALT.

ERSTER BAND.

UNTER NAPOLEONS FAHNEN GEN MOSKAU.

ZWEITER BAND.

DER PASSIONSWEG DES GROSSEN HEERES.

ERSTE PHASE DES RÜCKZUGS.

ZWEITE PHASE DES RÜCKZUGS.

DRITTE PHASE DES RÜCKZUGS.

VERZEICHNIS DER ILLUSTRATIVEN BEIGABEN UND DER KARTEN.

VON DEMSELBEN VERFASSER ERSCHIENEN FERNER IN BUCHFORM:

BALLADE UND ROMANZE
von ihrem ersten Auftreten in der deutschen Kunstdichtung bis zu ihrer Ausbildung durch Bürger. Halle a. S. 1882.

DIE LUSTSPIELE VOLTAIRES.
(Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Literatur, IX. Supplement 4.) Oppeln und Leipzig 1888.

DAVOUT IN HAMBURG.
Ein Beitrag zur Geschichte der Jahre 1813—1814. Mülheim (Ruhr) 1892.

DER ERSTE KONSUL BONAPARTE
und seine deutschen Besucher. Bonn 1900.

DER URGROSSVÄTER JAHRHUNDERTfeier. Eine literar- und kulturhistorische Studie. Leipzig 1901.

NAPOLEONS TOD
im Spiegel der zeitgenössischen Presse und Dichtung. Frankfurt am Main 1902.

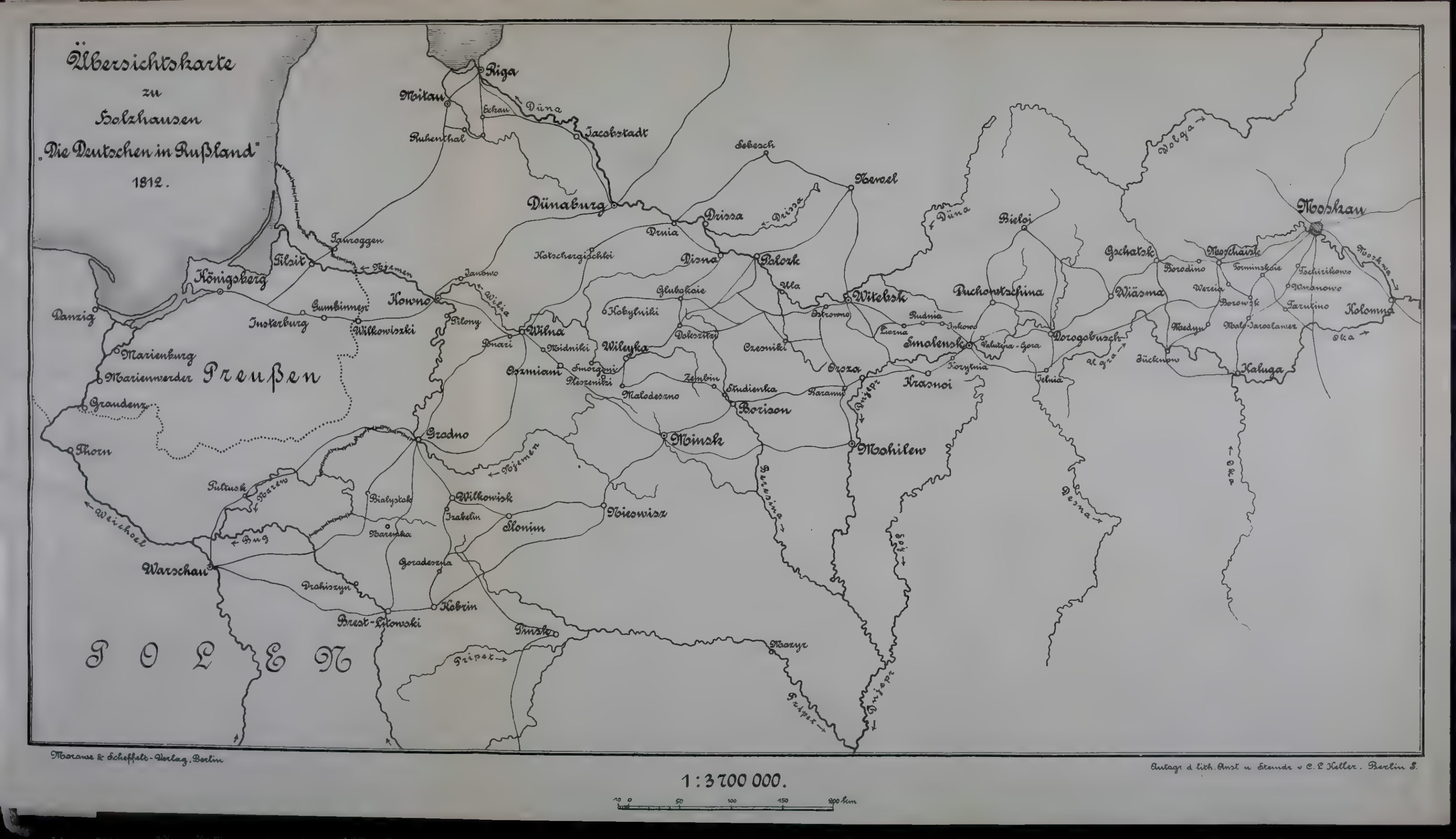
FRIEDRICH CHRISTIAN LAUKHARD.
Aus dem Leben eines verschollenen Magisters. Berlin 1902.

HEINRICH HEINE UND NAPOLEON I.
Mit 4 illustrativen Beigaben. Frankfurt am Main 1903.

BONAPARTE, BYRON UND DIE BRITEN.
Ein Kulturbild aus der Zeit des ersten Napoleon. Frankfurt am Main 1904.

MIT NAPOLEON IN RUSSLAND.
Erinnerungen von Heinrich von Roos. Herausgegeben mit einer Einleitung: Die Tragödie des großen Heeres. (Lutz' Mem. Bibl. III 13.) Stuttgart 1911.

GEDRUCKT BEI DIETSCH & BRÜCKNER / WEIMAR



Übersichtskarte
zu
Holzhausen
„Die Deutschen in Rußland"
1812.
Riga
Mitau
Düna
Jacobstadt
Dünaburg
Drissa
Sebesch
Newel
Disna
Polozk
Witebsk
Tauroggen
Tilsit
Königsberg
Njemen
Kowno
Wilia
Wilna
Gumbinnen
Insterburg
Wilkowiszki
Danzig
Marienburg
Marienwerder
Preußen
Graudenz
Thorn
Oszmiana
Smorgoni
Wileyka
Glubokoie
Kobylniki
Dokszitzy
Zembin
Studienka
Borisow
Minsk
Grodno
Bialystok
Wilkowisk
Slonim
Nieswisz
Pultusk
Narew
Weichsel
Bug
Warschau
Drohiczyn
Brest-Litowski
Kobrin
Pinsk
Pripet
Mozyr
Beresina
Dnjepr
Orsza
Mohilew
Krasnoi
Smolensk
Rudnia
Liozna
Valutina-Gora
Dorogobusch
Puchowtschina
Bieloi
Düna
Wiäsma
Gschatsk
Borodino
Moshaisk
Moskau
Wolga
Moskwa
Kaluga
Tarutino
Malo-Jaroslawez
Kolomna
Oka
Ugra
Jelnia
Desna
Sosh
Morawe & Scheffelt-Verlag. Berlin
Autogr. d. lith. Anst. u. Steindr. v. C. L. Keller. Berlin S.
1 : 3 700 000.
10 0 50 100 150 200 km